



Ausschließende Einschließung?!

Zur Geschichte von Frauen und Wissenschaft:
Personen, Institutionen, Perspektiven

Editorial

CGC online papers: Arbeitspapierreihe des Cornelia Goethe Centrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse der Goethe-Universität Frankfurt/ M.

Mit der neuen Publikationsreihe *CGC online papers* öffnet das Cornelia Goethe Centrum einen Publikationsraum für Dokumentationen, Reprints, Diskussions- und Arbeitspapiere, Seminarergebnisse sowie feministische Abschlussarbeiten. Die Entwicklung des Formats und das Layout der *online papers* wurden durch eine Unterstützung des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst ermöglicht. Beiträge für eine vom HMWK geförderte Konferenz bilden die Grundlage für den ersten Band dieser online Reihe, die im CGC Jubiläumsjahr an den Start geht. Ab 2017 werden die *CGC online papers* in loser Folge erscheinen.

Vor nunmehr 20 Jahren, im Sommer 1997, wurde das „Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse“ gegründet und im Jahr 2000 umbenannt in „*Cornelia Goethe Centrum*“ (CGC). Es bietet für zahlreiche Studierende, Doktorand*innen, wissenschaftliche Mitarbeiter*innen und Professor*innen einen Raum für Forschung und wissenschaftlichen Austausch sowie für geschlechterpolitische Debatten. Interdisziplinarität, Internationalität und Intersektionalität sind für das Centrum Querschnittsperspektiven in Lehre und Forschung. Neben der grundsätzlichen Frage nach Geschlechtergerechtigkeit befassen sich die Forschungsprojekte, Vorträge, Konferenzen, Semi-

nare und die CGColloquien mit der Untersuchung der Geschlechterverhältnisse in allen Bereichen des Lebens, bspw. der Erziehung, den Medien und dem Recht. Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind „Transnationale Migration und soziale Bewegungen“; „Soziale Ungleichheit, Geschlechtergerechtigkeit und Diversität“; „Biopolitik und Körpersoziologie“; „Feministische Theorie und Queer Studies“ sowie „Transdisziplinäre Methoden, Feministische Wissenschaftskritik und Wissenschaftsgeschichte“.

Gender Studies und feministische Theorie sind unentbehrliche Ressourcen und Mittel für eine kritische Analyse kultureller, gesellschaftlicher und politischer Zusammenhänge. Gerade in einer komplexer und globaler gewordenen Welt haben sie eine immense Bedeutung für die Generierung von Wissen, die Analyse struktureller Ungleichheit sowie für den Kampf um globale Geschlechtergerechtigkeit. Dabei kommt es auch besonders auf Beiträge an, die Denkräume eröffnen, Debatten anstoßen, experimentieren, die verschüttete Quellen wieder zugänglich machen oder die Ergebnisse aus Tagungen und Seminaren sichtbar machen.

CGC online papers möchte diesen Denkanstößen ein Forum geben und Mitgliedern sowie assoziierten Forscher*innen die Chance bieten, ihre aktuellen Forschungen zu präsentieren.

Für Fragen der Veröffentlichung und redaktionellen Unterstützung kontaktieren Sie bitte die Reihenherausgeberinnen Dr. Marianne Schmidbaur (schmidbaur@soz.uni-frankfurt.de) und Prof. Dr. Ulla Wischermann (wischermann@soz.uni-frankfurt.de).

Impressum

Frankfurt am Main, August 2017

ISSN 2567-2487

Herausgegeben vom
Cornelia Goethe Centrum
Goethe-Universität Frankfurt a. M.
Campus Westend, PEG 4
Theodor-W.-Adorno-Platz 6
D-60629 Frankfurt a. M.
Dr. Marianne Schmidbaur
Prof. Dr. Ulla Wischermann

fon +49(0)69 798 35100
mail cgc@soz.uni-frankfurt.de
web <http://www.cgc.uni-frankfurt.de>

Layout:
grübelabrik; <http://www.gruebelfabrik.de/>

Umschlaggestaltung:
Dr. Marion Keller; Bild: Prof. Dr. Ulla Wischermann

Download:
<http://www.cgc.uni-frankfurt.de/forschung/cgc-online-papers/>



Cornelia Goethe Centrum

für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse

Inhaltsverzeichnis

MARION KELLER, MARIANNE SCHMIDBAUR, ULLA WISCHERMANN

Ausschließende Einschließung – einschließende Ausschließung? Paradoxien der Inklusion

von Wissenschaftlerinnen 2

UTE GERHARD

„In den Brüchen der Zeit...“ 100 Jahre Frauenstudien an der Universität Frankfurt am Main 7

MARION KELLER

„... gut dabei, aber nicht mittendrin?“ – Frauen und Fürsorgewissenschaft an der Universität

Frankfurt am Main vor 1933 21

URSULA APITZSCH

Henriette Fürth (1861-1938): Sozialforscherin, feministische Sozialistin, Jüdin 38

ADELHEID SIEVERT

„Aber vor allem muß man die Menschen lieben“: Die Fotografin Gisèle Freund 45

ELISABETH KLAUS

Herta Herzog: Begründerin einer Publikumsforschung zwischen Kritischer Theorie und

Uses and Gratifications Approach 56

BIRGIT SEEMANN

Eleonore Sterling (1925-1968): eine Pionierin der Antisemitismusforschung 68

UTE SACKSOFSKY

Ilse Staff – die erste deutsche Staatsrechtlerin 79

CHRISTINE VON OERTZEN

Pionierinnen der Vernetzung: Frauen und Wissenschaft aus transnationaler Perspektive, 1923-1945 88

Abbildungsnachweis 95

MARION KELLER, MARIANNE SCHMIDBAUR, ULLA WISCHERMANN

Ausschließende Einschließung – einschließende Ausschließung? Paradoxien der Inklusion von Wissenschaftlerinnen

Als die Universität Frankfurt 1914 eröffnet wurde, hatten sich Frauen in Deutschland den Zugang zur Alma Mater nach langen Kämpfen erstritten. Während in den Nachbarländern Frankreich, Schweiz und Großbritannien das Frauenstudium bereits seit den 1860er Jahren möglich war, galt es in Deutschland besondere Widerstände zu überwinden. Als erstes Bundesland ließ im Jahre 1900 Baden die Immatrikulation von Frauen zu. Bis 1909 folgten nach und nach die übrigen deutschen Bundesländer.

Die Ausgangssituation für Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der neuen Frankfurter Universität, die von Beginn an auch Studentinnen aufnahm, schien besonders günstig. Das wohlhabende, liberale Frankfurter Bürgertum, das mit erheblicher finanzieller Unterstützung zur Gründung der Frankfurter Stiftungs-Universität beigetragen hatte, suchte die Lebensgrundlage der Töchter aus gutem Hause zu verbessern und unterstützte begabte junge Frauen bei der Verwirklichung ihrer Studieninteressen. Mit einem Fächerspektrum, das einen starken Fokus auf Sozialwissenschaften und Nationalökonomie legte, kam die Frankfurter Universität den Studieninteressen von Frauen entgegen. Schließlich bestand ein erhöhter Bedarf an Lehrkräften und Studentinnen nahmen keinem männlichen Studenten einen Studienplatz weg. Deutschland befand sich im Krieg und in den Hörsälen „gab es nur ein paar ganz junge oder ganz alte männliche Hörer. Der Rest waren Frauen“ (Sallis-Freudenthal 1977, S. 41).

Konnten Studentinnen und Wissenschaftlerinnen diese Ausgangslage an der Goethe-Universität für sich nutzen? War dies der Beginn einer neuen Universität, einer wirklich inklusiven ‚Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden‘, die auch Frauen gleiche Chancen eröffnete?

Allzu viel Optimismus scheint nicht angebracht. Vieles deutet darauf hin, dass sich die Stiftungsuniversität Frankfurt zu einer ganz normalen, patriarchalen deutschen Universität entwickelte. Dies ergaben Recherchen zur Geschichte von Frauen an der Goethe-Universität Frankfurt a. M. anlässlich des 100jährigen Jubiläums, die ausgehend von diesem vorläufigen Befund auf umfassende Forschungsdesiderate in Hinblick auf die Erschließung von Archivmaterialien und Datenbeständen sowie grundsätzlich auf die notwendige und noch ausstehende Einbeziehung von Frauen in die universitäre Geschichtsschreibung aufmerksam machten (Lutz et al. 2014).

Paradox und zutreffend kann das Verhältnis von Frauen und Wissenschaft bis heute, so unsere These zu ‚100 Jahre Frauen und Wissenschaft‘, als ‚ausschließende Einschließung‘ beschrieben werden. Die Denkfigur der ‚ausschließenden Einschließung‘ beruht auf klassentheoretischen und machtkritisch-professionalisierungstheoretischen Überlegungen (Crompton 1987; Parkin 1983; Witz 1988). In einem Aufsatz aus dem Jahre 1987 bezieht sie die Frankfurter Erziehungswissenschaftlerin und Mitgründerin des Cornelia Goethe Centrums, Brita Rang, auf das Verhältnis von Frauen und Wissenschaft. Exemplarisch führt sie historische Beispiele der Einladung zu einer ‚abstrakten‘, einschließend-ausschließenden ‚Partizipation‘ aus dem 17. und 18. Jahrhundert an. Frauen sollten durch Texte wie *Fine philosophie accomodée a l'intelligence des Dames* (Rene Bary, 1660) oder *Sir Isaac Newton's Philosophy explained for the Use of Ladies* (Francesco Algarotti, 1737) an die moderne Wissenschaft herangeführt werden. Die Anpassung der Wissensvermittlung an den ‚Frauerverstand‘ bestand zum einen

darin, dass die Werke in einem leicht zu lesenden Konversationsstil gehalten sind, und zum anderen in dem Verzicht auf die mathematischen Grundlagen. Diese aber, so Rang, wären entscheidend gewesen, um den Leserinnen eine aktive Partizipation am wissenschaftlichen Diskurs zu ermöglichen (Rang 1987). In ihren professionstheoretischen Studien zu ‚Gender at Work‘ greift die Soziologin Angelika Wetterer das Paradox der Ausschließenden Einschließung auf (Wetterer 1999; 2002). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, schreibt sie, hatten sich Medizinerinnen als „weibliche Ärzte für Frauen“ anfangs auch in der Frauenheilkunde etablieren können. Das änderte sich ab Mitte der 1920er Jahre. Neben der Chirurgie und der Inneren Medizin wurde die Gynäkologie als ein Grundpfeiler des Medizinstudiums etabliert. Der Statusgewinn dieses Arbeitsfeldes erhöhte sich noch durch seine Nähe zur Chirurgie und diese lieferte zugleich eine scheinbar plausible Begründung für den Ausschluss von Frauen: Für die operativen Anteile der Gynäkologie seien sie wegen ihrer geringeren Körperkräfte nicht geeignet, hieß es (Wetterer 1999: 18). Medizinerinnen wurden auf die Kinderheilkunde verwiesen, ein Bereich, der als medizinisch wenig anspruchsvoll galt. Diese ausschließende Einschließung oder marginalisierende Integration, bewahrte prestige-, einkommens- und karriereträchtige Teilbereiche als Männerdomäne und überließ Frauen das, was übrig blieb, so das zugespitzte Resümee Wetterers (Wetterer 1999: 18).

Wissenschaftlerinnen in- und außerhalb der Akademie haben Pionierarbeiten geleistet, oft inter-/trans-/multidisziplinär in Vermittlungszonen zwischen akademischen Disziplinen, zwischen Wissenschaft und Kunst. Sie haben an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis gearbeitet und innovativ neue Forschungsfelder erschlossen. Selten aber werden sie als Wegbereiterinnen neuer Forschungsfragenstellungen und noch seltener als Klassikerinnen ihrer ‚Disziplinen‘ gewürdigt. Sie sind irgendwie ‚integriert‘, aber doch nicht dabei – kurz gesagt: eingeschlossen/ausgeschlossen.

Das Programm der Frauen- und Geschlechterforschung seit den 1970er Jahren, Frauen in der Wissenschaft sichtbar zu machen, hat nach unserer Auffassung, nichts an Aktualität verloren. Selbstre-

flexive, interdependente, intersektionale, postkoloniale Perspektiven haben Untersuchungsdimensionen aufgespannt, die immer wieder neue Fragen aufwerfen und unser Wissen anders und besser verorten. Darüber hinaus und begleitend hierzu bedarf es jedoch weiterhin der Spurensuche und des Sammelns von Daten und Lebensgeschichten. Zu beiden Fragen haben die in dieser online-Publikation versammelten Aufsätze etwas beizutragen. Die Aufsätze basieren überwiegend auf den Vorträgen und Diskussionen der interdisziplinären Konferenz „Ausschließende Einschließung? 100 Jahre Frauen und Wissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt am Main“ des Cornelia Goethe Centrums, die anlässlich des 100jährigen Jubiläums der Universitätsgründung stattfand und vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst (HMWK) finanziell unterstützt wurde.

In ihrem Festvortrag diskutiert Ute Gerhard die Entwicklung der Studentinnenzahlen und die von Widerständen gekennzeichnete Beteiligung von Frauen im Lehrkörper vor dem durch zwei Weltkriege, Vertreibung und politische Umwälzungen gekennzeichneten historischen Hintergrund. In welchen Fächern konnten sie Frauen überhaupt beteiligen und zur Wissenschaftsentwicklung beitragen? Am Beispiel einzelner Wegbereiterinnen fragt sie danach, „inwiefern der Paradigmenwechsel von der Behandlung von Frauenthemen zur Geschlechterforschung die männliche Wissenschaftskultur entlarvt hat und darum die ganze Universität angeht und bereichern kann“.

Marion Keller wirft einen ersten Blick auf eine Gruppe von Wissenschaftlerinnen, die zwischen 1918 und 1933 an der Universität Frankfurt am Seminar für Armenwesen und soziale Fürsorge (später: Fürsorgewesen und Sozialpädagogik) zu fürsorgewissenschaftlichen Themen bei Christian Jasper Klumker promovierten. Frankfurt war die erste und lange Zeit einzige Universität, an der es einen fürsorgewissenschaftlichen Diplom-Studiengang und eine damit verbundene Schwerpunktsetzung in der Lehre gab. Zu den Absolventinnen gehören Hertha Kraus und Hanna Hellinger, die während der Weimarer Republik leitende Funktionen im Wohlfahrtswesen übernahmen und zur Weiterentwicklung der

Gemeinwesenarbeit und des sozialen Wohnungsbaus sowie zur Jugendpflege beigetragen haben. Die Promovendinnen waren in die Forschung des Fürsorgeseminars eingebunden, ihre Forschungsergebnisse wurden in Publikationen des Seminars veröffentlicht und damit sichtbar gemacht. Unter den Absolventinnen war auch eine der ersten wissenschaftlichen Assistentinnen der Universität Frankfurt. Dennoch sind ihre Beiträge in Vergessenheit geraten und sowohl von der Geschichtsschreibung der Universität als auch der Fürsorgewissenschaften unberücksichtigt geblieben.

Ursula Apitzsch, Adelheid Sievert, Elisabeth Klaus, Birgit Seemann und Ute Sacksofsky beleuchten die Biografien und das Wirken von Frauen, die an den Schnittstellen von akademischen Disziplinen, zwischen Wissenschaft und Kunst und zwischen Theorie und Praxis arbeitend neue Forschungsfelder erschlossen haben und Pionierleistungen vollbracht haben. Dennoch wurden und werden sie von der universitären und wissenschaftlichen Geschichtsschreibung immer noch übersehen. Apitzsch, Sievert, Klaus, Seemann und Sacksofsky analysieren, wie sich die Prozesse der ausschließenden Einschließung und einschließenden Ausschließung im akademischen Werdegang und in der Arbeit dieser Wissenschaftlerinnen manifestier(t)en.

Ursula Apitzsch stellt in ihrem Beitrag die jüdische Frauenrechtlerin und Sozialistin Henriette Fürth vor, der es schon vor der Öffnung des Hochschulstudiums für Frauen gelang, wissenschaftlich tätig zu sein. Fürth gehört zu den Pionierinnen der empirischen Sozialforschung, die in den 1890er Jahren mit empirischen Studien die soziale Lage der Arbeiterinnen erforschte.

Gisèle Freund war eine der Studentinnen, die wegen ihres antifaschistischen Engagements in der Roten Studentengruppe (RSG) von der Universität relegiert wurde, und bereits im April 1933 vor ihrer drohenden Verhaftung nach Frankreich flüchtete. Freund dokumentierte mit ihren Fotos die letzten antifaschistischen Demonstrationen in Frankfurt am Main und in Worms, an denen sich die RSG beteiligte. Adelheid Sievert vermittelt einen spannenden Einblick in die, durch Flucht und Vertreibung gezeichnete Biographie Freunds und das breite Spektrum

ihres Werkes, das an den Schnittpunkten zwischen ihrer Arbeit als Fotografin und Künstlerin und ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesem Genre entstand: Freund hat sowohl mit ihren beiden kunstsoziologischen und kunsthistorischen Studien als auch mit ihrer photographischen Arbeit neue Wege beschritten und Pionierarbeit geleistet.

Mit der Medienwissenschaftlerin Herta Herzog befasst sich Elisabeth Klaus. Herzog, die sich zum Umfeld des Instituts für Sozialforschung rechnen lässt, ist ein eindrückliches Beispiel für Wissenschaftlerinnen, die an außeruniversitären Forschungsinstituten neue Forschungsfelder erschlossen. Sie begründete eine Publikumsforschung zwischen Kritischer Theorie und Uses and Gratifications Approach und war maßgeblich an der Durchsetzung der Motivationsforschung im Marketing- und Anzeigenbereich in den 1950er Jahren beteiligt. Klaus beleuchtet Herzogs Werdegang, ausgehend von ihrem Studium und ihrer Promotion in Wien, dem Bruch durch die erzwungene Flucht und die Fortsetzung in den USA bis hin zu den 1980er Jahren nach der Remigration nach Deutschland. Klaus zeigt, wie Herzog als Wissenschaftlerin gegenüber ihren männlichen Kollegen benachteiligt wurde, und diskutiert wieso Herzogs Beitrag zur Kommunikationsforschung nicht anerkannt wurde.

Im Artikel von Birgit Seemann geht es um die Forschungs- und Lehrtätigkeit von Eleonore Sterling an der Universität Frankfurt sowie um deren Beitrag zur Antisemitismusforschung. Sterling war eine der ersten ordentlichen Professorinnen an einer Hochschule in Deutschland. Sie wurde als erste Professorin für Politische Wissenschaften – allerdings nicht an eine Universität, sondern – an die statusniedrige Pädagogische Hochschule Osnabrück berufen. Für den wissenschaftlichen Werdegang von Stearling spielte die Unterstützung durch ihre Mentoren Max Horkheimer und Carlo Schmid eine wichtige Rolle. Als Frau und Jüdin gehörte Stearling zu den Minderheiten in der Universität. Diese „Otherness“, so die These von Seemann, förderte die Kreativität und Innovationskraft Stearlings „vom Rande aus“.

Ilse Staff war die erste Staatsrechtlerin in Deutschland. Sie habilitierte 1969 und erhielt 1971 eine Professur für Staats- und Verwaltungsrecht an der

Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt, wo sie bis 1993 die einzige Professorin am Fachbereich blieb. Ute Sacksofsky rekonstruiert und analysiert in ihrem Artikel den Werdegang dieser Wegbereiterin, die in einem Fachgebiet reüssierte, in dem Vorbehalte gegenüber Frauen viel tiefer verwurzelt waren als in anderen Gebieten der Rechtswissenschaft. Staff wurde wie Gisèle Freund, Herta Herzog und Eleonore Sterling von der Frankfurter Schule beeinflusst. Sie war eng befreundet mit Theodor W. Adorno und mit Fritz Bauer. Ihr Verständnis von Rechtswissenschaften umfasste das Interesse an den sozialen Rahmenbedingungen und Hintergründen sowie den politischen Auswirkungen des Rechts. Staff war eine der ersten, die sich kritisch mit der Rechtswissenschaft im Nationalsozialismus auseinandersetzte und frühzeitig die antidemokratischen, totalitären Ansätze in Carl Schmitts Denken thematisierte. Sacksofskys Beitrag vermittelt einen Einblick in die Vorbehalte, die Ausgrenzungen und Ablehnungen, mit denen Staff zu kämpfen hatte, und weist auf die Marginalisierung und die fehlende Anerkennung von Staffs Leistung hin. Die Prozesse der „Ausschließenden Einschließung“ in den Wissenschaften werden, wie Sacksofsky zeigt, auf unterschiedlichste, teilweise sehr banale aber dennoch wirksame Weise vollzogen.

Welche Bedeutung haben unterstützende Netzwerke bei der Einschließung von Frauen in der Wissenschaft? Inwiefern fördern sie gleichzeitig den Prozess einer ausschließenden Einschließung? Christine von Oertzen geht am Beispiel der Frankfurter Ortsgruppe des 1923 gegründeten Deutschen Akademikerinnenbundes (DAB) den lokalen und transnationalen Strategien nach, die Frauen in Wissenschaft und Beruf nach dem Ersten Weltkrieg verfolgten, um ihre Isolation innerhalb von Universität und Gesellschaft zu überwinden. Die Vernetzung dieser Frauen durch die International Federation of University Women (IFUW) und des DAB – so die Namen der internationalen Dach- und der nationalen Mitgliedsorganisation – war Grenzen, Disziplin und Generationen übergreifend. Am Beispiel der Mikrobiologin Emmy Klieneberger, die erste habilitierte Frau der Universität Frankfurt (1930), untersucht von Oertzen den Bruch, den die NS-Zeit für

die Akademikerinnenbewegung und ihre Mitglieder bedeutete und welche Bedeutung die IFUW als Fluchthilfeorganisation und für die Fortsetzung der wissenschaftlichen Laufbahn nach der Emigration nach Großbritannien 1933 hatte.

Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre und freuen uns über Rückmeldungen. Vor allem würden wir uns über ein Feedback freuen, das mit weiteren Daten und bisher nicht tradierten Geschichte/n aufwarten kann. Denn die Quellen für marginalisierte Personen, Positionen und Ideen werden mit der Zeit noch spärlicher. Es gilt, sie aufzuschreiben und zu archivieren. Vielleicht sind sie später in einem Sinne bedeutsam, den wir uns heute noch gar nicht vorstellen können.

Literatur

Crompton, Rosemary (1987): Gender, Status and Professionalism, in: *Sociology*, 21 (3).

Lutz, Helma/ Schmidbaur, Marianne/ Specht-Ronique, Verena/ Wolde, Anja (2014): „Die lieb ich, die Unmögliche begehrt“ - Starke Frauen an der Goethe-Universität, in: Lutz, Helma/ Schmidbaur, Marianne/ Specht-Ronique, Verena/ Wolde, Anja (Hg.): *Einzelne & Gemeinsam. 100 Jahre starke Frauen an der Goethe-Universität*. Frankfurt: Goethe-Universität Frankfurt am Main: 6-13.

Parkin, Frank (1983): Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: 121-136.

Rang, Brita (1987): Ausschließende Einschließung. Frauen und Wissenschaft, in: Hauser, Kornelia (Hg.): *Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung*. Berlin u.a.: Argument: 177-194.

Sallis-Freudenthal, Margarete (1977): *Ich habe mein Land gefunden*. Frankfurt am Main: Knecht.

Wetterer, Angelika (1999): Ausschließende Einschließung – marginalisierende Integration, Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen, in: Neusel, Aylâ/ Wetterer, Angelika (Hg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*. Frankfurt a. M./ New York: 223-254.

– (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK-Verl.-Ges.

Witz, Anne (1988): Patriarchal relations and patterns of sex segregation in the medical division of labour, in: Walby, Sylvia (Hg.): Gender Segregation At Work. Milton Keynes. Philadelphia: 74-90.

UTE GERHARD

„In den Brüchen der Zeit...“ 100 Jahre Frauenstudien an der Universität Frankfurt am Main

In den Brüchen der Zeit... ist das Zitat eines Titels der Zeitschrift *Feministische Studien*, die im Jahr 1982 mit ihrer ersten Nummer erschien und deren Redaktion ich das Glück hatte anzugehören – und zwar im debattierfreudigen Kreis einer Reihe von Wissenschaftlerinnen, von denen mehrere wenig später die erste Generation der Frauenprofessuren in der BRD besetzen sollten. Die Redaktionssitzungen fanden regelmäßig im Institut für Sozialforschung statt, ein Gastrecht, das Ludwig von Friedeburg freundlich gewährte und zu dem Christel Eckart die Schlüsselgewalt innehatte. Für mich waren die *Feministischen Studien* damals der Drehpunkt feministischen Theoretisierens und der Vergewisserung, dass es möglich wäre, aus kritischer Distanz die mit der neuen Frauenbewegung erneut aufgeworfenen Probleme in den Geschlechterverhältnissen in den Wissenschaften zum Thema zu machen. Wie ambivalent und wie kühn den Beteiligten dieses Vorhaben erschien, wird an manch vorsichtiger und zugleich programmatischer Formulierung in der ersten Nummer deutlich, wenn es darum ging, „Spurensicherung der Zeiten von Frauen“ zu treiben bzw. zu fragen, „wo und wie Frauen in den verschiedenen Schichten gesellschaftlich anerkannter Zeiten eingepasst oder aus ihnen ausgegrenzt“ wurden (Woesler de Panafieu 1982: 5). Die Rede war vom „Aufbruch aus männlicher Zeit“, vom Ernstnehmen der Erfahrungen von Frauen, von sexistischer Arbeitsteilung, von „Hausarbeit und Industriearbeit“ (ebd.), - Begriffe und Konzepte, die die Geschlechterforschung bis heute profilieren.

Mein Blick über die 100 Jahre Frauenstudien an der Universität Frankfurt ist durch diese Standortbestimmung „zwischen den Zeiten“ geprägt. Und welche Beschreibung der Geschichte von studierenden Frauen oder Wissenschaftlerinnen im so

dramatischen 20. Jahrhundert würde besser passen als der Titel „In den Brüchen der Zeit“? Es ist eine Geschichte der Aufbrüche und jähen Abbrüche, der Zulassung und der Vertreibung, des Ein- und Ausschlusses, von Geschichtsverlusts und der doch immer wieder neuen Chancen und „Gelegenheitsstrukturen“. Was aus heutiger Sicht – schauen wir nur auf die Zahlen studierender und lehrender Frauen an der Goethe-Universität – auf den ersten Blick als Erfolgsgeschichte zu behandeln wäre, ist wesentlich komplizierter, nicht gradlinig und nur im Kontext der durch zwei Weltkriege, Vertreibung und politische Umwälzungen gezeichneten Geschichte zu erforschen und – wenn überhaupt – zu verstehen.

Mein Beitrag zur Konferenz kann vorerst nur eine vorsichtige und unvollständige Annäherung sein, die lediglich den Rahmen absteckt zu einem oder mehreren Forschungsprojekten, die der Universität gut anstehen würden. Bisher gibt es interessante Einzelarbeiten zu einzelnen Wissenschaftlerinnen oder Gruppen – und es gibt ein der Thematik gegenüber aufgeschlossenes Universitätsarchiv. Die Ausstellung und die dazu gehörende anschauliche Veröffentlichung „Einzel & Gemeinsam. 100 Jahre starke Frauen an der Goethe-Universität“ haben Vorarbeit geleistet, auch indem sie nicht nur Professorinnen oder prominente Studentinnen dem Vergessen entrissen, sondern auch Stifterinnen und „sonstige“ Mitarbeiterinnen in die Sammlung „starker Frauen“ aufgenommen haben. Auch ich habe dadurch erst viele kennengelernt und frage mich, warum wir nicht früher über solch ein großes Forschungsprojekt nachgedacht haben. Aber da war zu viel gleichzeitig zu tun. Bisher sind selbst die verfügbaren Daten und Zahlen ein Torso. Ein Beispiel für die großen Lücken zur Frauengeschichte, aber vor allem auch für ein rein männlich konstruiertes und beherrschtes Wis-

senschaftssystem ist die aus Anlass des 75jährigen Bestehens der Universität von Notker Hammerstein in zwei dicken Bänden herausgegebenen Geschichte der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Akribisch werden da alle Professoren und ihre Berufungsverfahren, ihre wissenschaftlichen Meriten und Netzwerke bis 1972 vorgestellt – und genau diese sind jeweils Musterbeispiele des ‚male bonding‘ einer Profession. Verdienstvoll ist zweifellos die besondere Aufmerksamkeit für die Verstrickungen des Lehrkörpers im Nationalsozialismus und die Schwierigkeiten des Wiederanfangs in der Nachkriegszeit. Doch allein im Namensregister werden unter jeweils 800 bis 900 Personen weniger als 2 Prozent Frauen genannt (13 Frauen, 18 Nennungen insgesamt) und selbst darunter sind schon die Stifterinnen oder auch Schwiegermütter der Professoren wie Ricarda Huch mitgezählt (Hammerstein 1989; 2012). Ist das eine bis 1972 zu akzeptierende historische Realität, frage ich, oder nur ein Problem der Wahrnehmung? Hätte man die Fehlstelle dann nicht wenigstens thematisieren müssen?

Mein Überblick bleibt cursorisch und vorläufig und kann auf dieser Konferenz in mancher Hinsicht von anderen ergänzt werden. Ich habe versucht, den Jahrhundert-Stoff zu organisieren und teile ihn hierzu in vier historische Phasen ein, die keineswegs nur Frauenzeiten abbilden, sondern ziemlich genau dem Takt der politischen Umbrüche und Abbrüche im deutschen 20. Jahrhundert folgen:

1. Die Phase zwischen der Universitätsgründung 1914 bis 1932/33, die im Blick auf das Frauenstudium als vielversprechender Aufbruch, nachholende Teilhabe um den Preis „erzwungener Anpassung“ (Margarete Treuge 1912, zit. n. Schlüter 1983: 249) zu kennzeichnen wäre.
2. Der Ausschluss und die Vertreibung von Frauen, insbesondere der verhältnismäßig vielen jüdischen Studentinnen und Wissenschaftlerinnen zwischen 1933-1945.
3. Der Wiederbeginn nach 1945 ohne verantwortliche Beteiligung von Wissenschaftlerinnen; nicht nur frauenpolitisch eine Zeit der Restauration, des Verdrängens und Vergessens sowie nicht gelungener Wiedergutmachung.

4. Seit den 1970er Jahren der Beginn und Hindernisparcours der Frauen- und Geschlechterforschung im Schwung der neuen Frauenbewegung und eines neuen Frauenbewusstseins.

Wo wir heute stehen, 5., wird allenfalls zu einem Ausblick reichen.

Zwischen 1914 und 1932/33: Aufbruch, nachholende Teilhabe und Anpassung

618 Studierende haben sich im ersten Semester, dem Wintersemester 1914/15 in der neu gegründeten Universität in Frankfurt eingeschrieben, davon waren 100 Frauen.¹ Das ist ein Anteil von mehr als 10 Prozent, der 1915 bereits auf 15 Prozent stieg. Im Vergleich dazu betrug der Anteil der Frauen an allen deutschen Universitäten im WS 1913/14 nur 6 Prozent und erreichte erst im WS 1919/20 etwas mehr als 10 Prozent (vgl. Boedeker 1939: XLIX). Die verhältnismäßig große Zahl von Studentinnen in Frankfurt erklärt sich aus dem hohen Anteil wohlhabender, liberaler jüdischer Mitbürger, denen nicht zuletzt die junge Stiftungsuniversität Frankfurt ihre Existenz verdankt und für die Mädchen- und Frauenbildung selbstverständlich, weil Bestandteil der nicht-traditionellen, spezifisch jüdischen Kultur war (vgl. hierzu die Thesen von Huerkamp 1994: 90f.). Der im Stiftungsvertrag ausgehandelten Zusage, dass jüdische Gelehrte gleichberechtigt zum Zuge kommen sollten und „nicht systematisch zurückgesetzt“ würden (Hammerstein 1989: 25), ist somit auch zuzuschreiben, dass auch die Zahl jüdischer Studierender in Frankfurt bis 1933 mehr als doppelt so hoch war wie im Reichsdurchschnitt (9,6 zu 4,3 Prozent) (Stuchlik 1984: 45). Interessant ist ferner die soziale Schichtung der Studierenden in Frankfurt. Danach kamen 40 % der Studentinnen aus dem Bildungsbürgertum gegenüber nur 20 % bei den Studenten (Huerkamp 1994: 88).²

1 Nicht veröffentlichte Zahlen des Frankfurter Universitätsarchivs, ich danke Katharina Becker für die zur Verfügung Stellung der Daten und Marion Keller für ihre Zuarbeit.

2 Vgl. auch Stuchlik 1984: 50 aus den Jahr 1926: Während 23,1 Prozent der männlichen Studierenden in Frankfurt der Oberschicht (höhere Beamte, Professoren, Freie Berufe, Offiziere, Großlandwirte, Leitende Angestellte) angehörten, waren es bei den Frauen 38,5 Prozent (reichsweit insges. 24,7 Prozent). In der Mittelschicht (mittlere Beamte, Lehrer, Bauern, Handel- und

Was aber erwartete die Frauen 1914 an der Universität und was haben sie selbst erwartet und studiert? Erinnern wir uns kurz: Erst seit 1908 waren Frauen in Preußen und anderen deutschen Staaten offiziell zum Studium an deutschen Universitäten zugelassen worden. Davor durften sie lediglich aufgrund persönlicher Erlaubnis des jeweiligen Professors an Seminaren teilnehmen, haben (nach Studien im Ausland oder im Selbststudium) hier Prüfungen abgelegt und ihre soziale oder pädagogische Arbeit zur Profession gemacht und auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt. Aber selbst wenn sie als Ausnahmefrauen oder Pionierinnen empirischer Sozialforschung wissenschaftliche Anerkennung erfuhren, promoviert wurden, war ihnen eine akademische Laufbahn versagt, ja, stand selbst dann gar nicht zur Debatte, nachdem 1920 Frauen das Habilitationsrecht eingeräumt war (Häntzschel 2011).

Für ein der Universitätsgründung naheliegendes Beispiel steht Rosa Kempf, die mit ihrer Dissertation „Das Leben der jungen Fabrikmädchen“ (1911) im Rahmen der von Alfred und Max Weber im Verein für Sozialpolitik groß angelegten „Untersuchungen über Auslese und Anpassung der Arbeiter in verschiedenen Zweigen der Großindustrie“ große Anerkennung erfuhr. Sie wurde 1917 Gründungsdirektorin des „Frauseminars für soziale Berufsarbeit“, das vom „Verein für Gemeinwohl“ und Wilhelm Merton getragen den Grundstein zur heutigen Hochschule für Sozialarbeit in Frankfurt legte. Nach verschiedenen Stationen als Dozentin auch in Frankfurt an erhielt sie wie viele Leiterinnen sozialer Frauenschulen 1933 Berufsverbot. Sie starb 1948 in Frankfurt (vgl. Gerhard 2011; Keller 2014).

Die im internationalen Vergleich auffällige Verspätung und Jahrzehnte lange Verhinderung der gleichen Bildungschancen von Frauen in Deutschland – trotz der gerade in dieser Hinsicht so aktiven bürgerlichen Frauenbewegung – wird in der Bildungsforschung mit dem hohen Sozialprestige der akademischen Berufe und der Ordinarien-Universität als Zugangsschleuse für sozialen Aufstieg begründet. Gegenüber ständischen Privilegien hat-

Gewerbetreibende) entsprach der Anteil der Frauen (Töchter) etwas weniger als dem Durchschnitt (26 zu 31 Prozent). - Der Anteil Studierender der Unterschicht war lange gleichbleibend gering (Frauen 1,3 zu Männern 1,6 Prozent).

te sich damit das Bürgertum ein staatlich reguliertes Berechtigungswesen und eine Beschäftigungsgarantie geschaffen, die noch um die Wende zum 20. Jahrhundert mit den denkbar absurdesten, angeblich wissenschaftlichen Argumenten gegen weibliche Konkurrenz verteidigt wurde (z.B. Kirchhoff 1897; vgl. die vielfältige Literatur zu dieser Frage, z. B. Schmidt-Harzbach 1981; Schlüter 1986). Was und warum studierten also die Frauen, wenn ihnen doch der Weg in die wissenschaftliche Laufbahn an der Universität versperrt war, ihnen der Wissenschaftsbetrieb als frauenfreie Zone, ja, als männliche Kultur mit traditionell ausgeprägtem Korpsgeist gegenübertrat? Haben sich die ersten Studentinnen den vorgegebenen männlichen Normen und traditionellen Mustern angepasst? Auf dem Frauenkongress 1912 in Berlin hatte Margarete Treuge in ihrem Referat über die akademischen Berufe für Frauen warnend darauf hingewiesen, dass „die erzwungene Anpassung an die männliche Geisteskultur“ sie von eigenen schöpferischen Leistungen abhalte, es „eigentliche Berufe der Frauen (in der Wissenschaft) nicht gibt, es gibt nur erst eine praktische Verwendbarkeit der akademischen Studien.“ (Treuge, zit. n. Schlüter 1983: 249/48).

Aus der Berufsperspektive für Ärztinnen und Studienrätinnen erklärt sich, warum Frauen gleichbleibend vorwiegend in Medizin und den philologischen Fächern überrepräsentiert waren (vgl. Boedeker 1939: XLIX). In Frankfurt kommt eine Besonderheit hinzu, die sog. 5. Fakultät der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (WiSo-Fakultät), die aus der „Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften“ (seit 1901) hervorgegangen war und gestützt durch die 1921 gegründete „Akademie der Arbeit“ und nicht zuletzt durch das 1924 gegründete „Institut für Sozialwissenschaften“ (IfS) eine den Probleme der modernen Industriegesellschaft zugewandte und zugleich kritische Ausrichtung und Schwerpunktsetzung erfuhr. Die WiSo-Fakultät in Frankfurt entwickelte sich daher in den 1920er Jahren zur am stärksten frequentierten Fakultät (1923/24 mit 57,6 Prozent der Studierenden). Wenn wir uns das Lehrangebot mit den Fächern Volkswirtschaftslehre und Wohlfahrtspflege, BWL und Statistik sowie Soziologie und Fürsorgewesen, schließlich Wirtschafts-

geschichte anschauen, wird offensichtlich, dass hier insbesondere auch die Forschungs- und Berufsinteressen von Frauen – bei einem Anteil von etwa 8 Prozent Frauen³ – angesprochen waren. Dies wird allein dadurch belegt, dass an der WiSo-Fakultät in Frankfurt zwischen 1919 und 1933 101 Frauen promoviert haben⁴ – zu sozialen und sozialpolitischen Themen, immer wieder auch zu gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frau (z.B. Hanna Hellinger 1921, Paula Ridder 1920, Gertrud Laqueur 1922, Milli Nötting-Sebald 1923, Margarete Thomas 1924 oder z.B. Hilde Weiss bei Carl Grünberg, dem Leiter des Instituts für Sozialforschung (IfS), 1927.)

Angesichts dieser Zahlen ist zu fragen, inwieweit es sich hier bereits um Frauenforschung oder aus dem Geist der ‚alten‘ Frauenbewegung geborene und auf die Emanzipation der Frau gerichtete Beiträge gehandelt hat. Die Frauenbewegung war in den 1920er Jahren in ihrem Personal und ihrer Organisationsweise erkennbar alt geworden. Tatsächlich kommen uns heute der in den Veröffentlichungen des „Bundes deutscher Frauenvereine“ oder der Zeitschrift „Die Studentin“ viel diskutierte „Generationenkonflikt“ bekannt vor (Gerhard 2006). Beklagten die Vertreterinnen der historischen Frauenbewegung, dass die Jüngeren die Errungenschaften der Frauenbewegung nicht zu schätzen wüssten, ihren Organisationen fernbleibe, so kritisierten die Jungen den „Ton der Rechtelei“, eine „Kampfesweise“, die allzu sehr den „Gegensatz der Geschlechter“ betone (vgl. auch Stoehr 1986; Gerhard 1990). Sie bevorzugten die „kameradschaftliche Zusammenarbeit mit dem Manne“ in Gewerkschaften, in der Jugendbewegung oder Bünden wie dem Jungdeutschen Orden, oder übten sich gar in der Nachahmung studentischer Verbindungen für Frauen. In Frankfurt wurde hierzu die Verbindung „Irmingard“ gegründet mit einer Kleiderordnung aus Samtmützen und entsprechenden Gewändern und der Einteilung in Fuchse und Lehrlinge, etc. (Stuchlik 1984: 46).

Doch um keinen falschen Akzent zu setzen, ist zu

3 Unterschiedliche Zahlen bei Maaser 2004b: 86 und Stuchlik 1984: 59.

4 Nach meiner Zählung aus Boedeker 1937. Ähnliche Recherchen zu den anderen Fakultäten wären durchzuführen, z.B. finde ich in der Philosophie nur zwei Doktorarbeiten zur Geschichte der Philosophie.



Emmy Klieneberger-Nobel

betonen, dass sich die Frankfurter Universität durch die geringe Bedeutung und Zahl korporierter Studenten auszeichnete, zum einen, weil es an der jungen Universität in dieser Hinsicht keine Traditionen gab, zum anderen wird hervorgehoben, dass das politische liberal-bürgerliche Klima der Stadt dem entgegenstand. Die Universität galt unter Zeitgenossen als „Arbeitsuniversität“, (Stuchlik 1984: 42/44; vgl. auch Maaser 2004 b: 85), die wegen der großen Zahl Auswärtiger oder Pendler keine Zeit für ein geselliges Studentenleben etwa in den Burschenschaften ließ (Maaser 2004 b: 85).

Anziehungspunkt war die Frankfurter Universität durch eine Reihe faszinierender Lehrer, die durchaus Frauen bis zu ihrer Promotion förderten. Zu diesen Geförderten gehörten (vgl. auch Lutz/ Schmidbaur/ Specht-Ronique/ Wolde (Hg.) 2014):

- Die Bakteriologin **Emmy Klieneberger-Nobel**. Sie hatte bereits 1917 in Frankfurt in Botanik promoviert und war 1930 als erste Frau an der Universität Frankfurt habilitiert worden. Ihr Förderer war Max Neisser, der Direktor des Hygiene-Instituts, der in Frankfurt für sie keinen Zweitgutachter fand und der selbst 1933 entlassen und dem 1936 die Lehrbefugnis entzogen wurde. Auch Klieneberger-Nobel wurde unmit-



Olga Taussky-Todd und Ruth Moufang 1932 (von links nach rechts)

telbar nach 1933 wegen ihrer jüdischen Abstammung die Lehrbefugnis entzogen. Sie emigrierte nach London, wo sie eine Forschungsstelle am Lister Institut für Präventive Medizin erhielt.

- Die Mathematikerin **Ruth Moufang** hat 1930 bei Max Dehn promoviert und wurde 1936 im Fach Mathematik habilitiert. Ihr wurde aufgrund ihres Geschlechts die Lehrbefugnis versagt. Sie verließ deshalb die Universität, arbeitete in der Forschung der Firma Krupp, kehrte nach Kriegsende an die Frankfurter Universität zurück, wurde jedoch erst 1957 auf einen ordentlichen Lehrstuhl berufen.
- Die Paläontologin **Ottilie (Tilly) Edinger**, Tochter des Professors für Neurologie Ludwig Edinger und der Feministin Anna Edinger, der Sozialreformerin, Begründerin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) in Frankfurt und prominenten Vertreterin im Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) und International Council of Women (ICW) sowie überzeugten und aktiven Pazifistin (vgl. Klausmann 1997: 55f., 68f., 331ff.). Tilly hatte bereits 1921 bei Fritz Drevermann über das „fossile Gehirn“ promoviert und arbeitete von 1921 bis 1938 ehrenamtlich am Senckenberg-Museum. Nach den Novemberprogrammen von 1938 emigrierte sie über London in die USA, wo sie an der Harvard-Universität weiter arbeiten konnte. Sie gilt als Begründerin

eines neuen Wissenschaftszweiges, der Paläoneurologie – ein Beispiel dafür, wie innovativ Frauen waren und mit neuen interdisziplinären Perspektiven sog. Grenzwissenschaften (Elga Kern, zit. n. Schlüter 1983: 254) begründeten.

Dies sind nur wenige Beispiele exzellenter Wissenschaftlerinnen, deren vielversprechende wissenschaftliche Karrieren mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland ein jähes Ende fanden, gerade zu einem Zeitpunkt, als Aufbruch angesagt war und Frauen in den Wissenschaften hätten Fuß fassen können. So verzeichnet die Statis-



Tilly Edinger

tik gerade in den Jahren 1931/32 einen Höhepunkt in der Zahl weiblicher Studierender. In diesem Kontext ist insbesondere die Gruppe von Doktorandinnen im Fach Soziologie zu erwähnen, die sich Ende der 1920er Jahre um einen der ersten Lehrstühle für Soziologie von Karl Mannheim und seinen Assistenten Norbert Elias scharten. Claudia Honegger hat mit ihren Recherchen und in verschiedenen Aufsätzen endlich diese ersten außergewöhnlichen Soziologinnen dem Vergessen entrissen (vgl. Honegger 1990; 1994; vgl. auch Kettler/ Meja 1993; sowie Herrschaft/ Lichtblau 2010). Faszinierend für die Studentinnen war Mannheims wissenschaftlicher Ansatz, weil er die Standortgebundenheit aller Ideologien, Diskurse und wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Ausgangspunkt kritischer Gesellschaftsanalyse gemacht hat und damit anderen ‚Wahrheiten‘ und Perspektiven des Denkens je nach historischem und sozialem Kontext Raum gab, auch den Lebenszusammenhängen und Erfahrungen von Frauen.

„Dass sich die Soziologie, wie sie Professor Mannheim vertrat, als Forschung vom Leben leiten ließ und nicht umgekehrt, machte sie mir so ungeheuer reizvoll“, schrieb **Margarete Freudenthal** in ihrem autobiographischen Rückblick (Sallis-Freudenthal 1977: 106). Die verwitwete Professorengattin, Hausfrau und Mutter schrieb daher eine historisch-soziologische Studie über „Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1760 und 1910“, die noch 1934 nach der Entlassung Mannheims als Promotion zugelassen wurde (Freudenthal 1986 [zuerst 1934]). Der bereits mit empirischen Analysen zur Gegenwart vorbereitete 2. Teil für eine Habilitation konnte nie fertiggestellt werden. Freudenthal floh 1934 nach Palästina und wirkte von da an sehr aktiv am Aufbau des israelischen Staates mit (vgl. Sallis-Freudenthal 1982).

Auch die anderen Dissertationsthemen aus dieser Gruppe waren Analysen zu Bereichen, die die Doktorandinnen aus eigener Erfahrung kannten: Die Photographin **Gisela Freund** schrieb über die gesellschaftlichen Ursprünge der Photographie im 19. Jahrhundert, die Schauspielerin **Ilse Seglow** eine Analyse der Theatergesellschaft, die Wohlfahrtspflegerin **Käthe Truhel** eine soziologische Analyse

der Fürsorgerinnen und die aus einer russischen Emigrantenfamilie stammende Nina Rubinstein zu Französischer Emigration nach 1789.⁵ Bis auf die Arbeiten von Truhel und **Frieda Haussig**⁶ sowie **Natalie Halperin**⁷, die noch in Frankfurt abgeschlossen wurden, mussten doch alle diese klugen Frauen ihre methodisch wie inhaltlich wegweisenden Frauenforschungsarbeiten abbrechen und emigrieren, um dort mühsam ihre Existenz zu sichern. Ich kann in Anbetracht dessen nur in unendliche Trauer darüber einstimmen und mit Claudia Honegger fragen: „Was wäre gewesen, wenn einige dieser hochbegabten Frauen tatsächlich Soziologinnen geworden wären... und wir sie in den 60ern und 70ern noch hier als Lehrende erlebt hätten?“ (Honegger 1990: 89)

Ausschluss und Vertreibung zwischen 1933-1945

Mit diesen Hinweisen aber bin ich längst im zweiten Abschnitt angekommen, dem Ausschluss und der Vertreibung von Frauen von der Universität nach 1933. Aufgrund des Gesetzes – mit dem verlogenen Titel – zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurden an der Frankfurter Universität sofort 109 Hochschullehrer wegen ‚nicht arischer Abstammung‘ und 16 wegen politischer Unzuverlässigkeit (als Anhänger der KPD, SPD und sozialistischer Splitterparteien) „beurlaubt“, d.h. entlassen. Bei insgesamt 355 Lehrpersonen war dies etwas mehr als ein Drittel aller Frankfurter Professoren und Dozenten (Hammerstein 1989: 220). Darüber hinaus waren nicht nur die beamteten Professoren und DozentInnen betroffen – sondern auch alle nicht beamteten AssistentInnen, Laborantinnen etc. Das betraf insbesondere auch die WiSo-Fakultät, galt doch die Soziologie als eine „jüdische Wissenschaft“, bzw. als „Hochburg jüdischer Frechheit und marxistischer Unverschämtheit“ (Flugblatt der NSDStB, zit. n. Stuchlik 1984: 64 und 73). Bereits im März 1933 war das Institut für Sozialforschung

5 Nina Rubinstein wurde nachträglich 1989 an der Uni-Frankfurt promoviert. Vgl. Rubinstein 2000.

6 Haussig promovierte 1934 mit einer Arbeit zu „Wilhelm H. Riehl. Ursprünge der mittelständischen Soziologie“.

7 Halperin promovierte 1935 mit der Dissertation „Die deutschen Schriftstellerinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Versuch einer soziologischen Analyse.“

durch eine Abteilung der Polizei verschlossen und versiegelt worden (Hammerstein 1989: 192), kurz darauf die Akademie der Arbeit. Im Nachhinein wird immer wieder verwundert festgestellt, wie wenig diesen Maßnahmen von Kollegen widersprochen wurde und wie geräuschlos die Umsetzung des Gesetzes vonstattenging (ebd.: 179; vgl. auch Maaser 2004a: 46). Das Gesetz diente schließlich auch dazu, alle führenden oder leitenden Frauen im Deutschen Reich aus ihren Beamtenstellungen zu entlassen (z.B. Gertrud Bäumer oder die jüdischen und politisch ‚unzuverlässigen‘ Direktorinnen der sozialen Frauenschulen etc.).

Ein weiterer folgenschwerer Eingriff war die Einführung eines Numerus Clausus für Studentinnen auf 10 Prozent und überhaupt die Beschränkung der Studentenzahl pro Jahrgang auf 15 000 durch das ‚Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen‘ vom 15. April 1933. Die Durchführungsbestimmungen sahen ausdrücklich die weitere Beschränkung des Anteils jüdischer Studenten auf 1,5 Prozent pro Jahrgang vor, die in der Praxis zu einem völligen Ausschluss führten, da die einzelnen Universitäten ohnehin alle nun als ‚Nicht-Arier‘ definierten deutschen Staatsbürgerinnen nicht mehr zu den Examen zuließen. Abgesehen von den schlechten Berufsaussichten für akademisch ausgebildete Frauen ab 1933, wurde vom nationalsozialistischen Regime auch im Höheren Schulwesen für Mädchen alles getan, um Frauen die Hochschulreife gar nicht erst zu ermöglichen: durch die Abschaffung des Faches Latein, Reduzierung der naturwissenschaftlichen Fächer sowie Pflichtprüfungen in Hauswirtschaft, das sog. Puddingabitur, das man auch noch in den 1950er Jahren kannte, schließlich durch Kürzung der Stipendiengelder. Hinzukam der Reichsarbeitsdienst und die wöchentlich verordneten politischen Einsätze, die in einem Pflichtenheft zu testieren waren (vgl. Weyrather 1981). Bei insgesamt stark sinkenden Studentenzahlen nahm die Zahl der Studentinnen von fast 20 Prozent 1931/32 auf durchschnittlich 14 Prozent ab, um dann mit Ausbruch des Krieges in den Jahren 1943 bis 1945 auf 45 bis 50 Prozent zu steigen.⁸ Den größten Zuwachs

stellten hierbei die Medizinerinnen, die dringend gebraucht wurden. Beachtlich war auch die Zunahme bei den Naturwissenschaften sowie daneben der Lehrerstudentinnen (Grüttner 1995: 491, vgl. auch 109f.). Der Lehrkörper der Universität wurde aber nicht ‚nur‘ von den als jüdisch verfolgten Wissenschaftlerinnen ‚gereinigt‘, wie dieses Unwort hieß, neben Rasse war nun auch Geschlecht ein politisch forciertes Ausschlusskriterium. Selbst wenn Frauen noch habilitiert wurden wie Ruth Moufang, so verfügte das Berliner Ministerium, dass eine Übernahme als Dozentin nicht in Frage komme: „Das Dritte Reich erwarte von seinen Professoren, dass sie nicht nur fachliche Qualifikation besäßen, sondern auch die ‚Führer‘ der Studenten seien. Dafür kämen Frauen prinzipiell nicht in Frage...“ (Zit. n. Hammerstein 1989: 820).

Von der verhältnismäßig kleinen Zahl von Wissenschaftlerinnen, die sich zwischen 1908/1914 bis 1933 einen Platz zumindest als Dozentin an den Universitäten erkämpft hatten,⁹ mussten die Hälfte Deutschland verlassen, nur wenige, vorausgesetzt sie wurden nicht als Jüdinnen verfolgt, konnten ungesichert weiterarbeiten, z.B. die Medizinerin Charlotte Mahler als Kommissarische Leiterin der Chirurgeschen Universitätsklinik. Sie holte ihre Habilitation 1946 nach, wurde erste Chefärztin im Bürgerhospital Frankfurt und lehrte ab 1946 als Dozentin an der Uni.¹⁰

Das Beispiel einer anderen prominenten Frankfurterin, die an der Frankfurter Uni Rechtswissenschaften studiert hatte, 1930 dort promoviert und 1933 aus dem Richteramt entlassen wurde, ist Elisabeth Schwarzkopf. Sie hat in der Nazi-Zeit als Mitarbeiterin, später Oberkirchenrätin der Evangelischen Kirche in Berlin überdauert. Ab 1953 Bundestagsabgeordnete, 1961 die erste Gesundheitsministerin, war sie eine frauenbewusste Frau, eine Frauenrechtlerin im alten Sinne. (Vgl. Die Hessische Landesregierung 2001).

Dringend weiter zu erforschen sind die Lebens- und Berufswege all der Frauen, die bisher nicht in der Geschichte der Frankfurter Universität auf-tauchen, verfolgt, umgebracht oder auch ‚nur‘ aus

8 Stuchlik (1984), S. 203 sowie Boedeker, 25 Jahre Frauenstudium, Bd. 1, S. XLIX.

9 Hahn (1994): 13: 1933 arbeiteten 55 Frauen als Privatdozentinnen und Professorinnen in Deutschland, mehr als die Hälfte wurden in kürzester Zeit entlassen.

10 Lutz/Schmidbaur/Specht-Veronique (2014): 65.

der Bahn ihrer vielversprechenden Anfänge in Forschung und Lehre geworfen wurden. Es gibt inzwischen eine umfangreiche Exilforschung, speziell auch zum Verbleib der Wissenschaftlerinnen einzelner Universitäten, z.B. zu München, zu Göttingen, auch Gießen. Für Frankfurt ist dies noch ein weites, unbestelltes Feld.

Wiederbeginn nach 1945: Restauration und Geschichtsverlust

Die Wiedereröffnung der Frankfurter Universität nach 1945 gestaltete sich schwierig. Die meisten Gebäude waren zerstört, über ein Drittel des einstigen Lehrkörpers war als politisch „belastet“ entlassen worden,¹¹ andere galten als verschollen oder waren in Gefangenschaft. Nichts war dazu zu finden, wie viele von den zunächst Entlassenen als „entnazifiziert“ zurückkehrten, z.B. Boris Rajewski, von 1949 bis 1951 Rektor der Universität, der als SA und NSDAP-Mitglied in den Jahren seit 1934 das Institut für Physikalische Grundlagen der Medizin geleitet hatte. (Hammerstein 1989: 385-389; Hammerstein 2012: 234 f. et passim; vgl. auch Maaser 2004a: 49). Aber was die Geschlechterverhältnisse anging, war es ein Rückfall auf den Ausgangspunkt der Frauenstudien von 1908/1914. Gewiss die Zahl der studierenden Frauen hatte sich um 1959 wieder auf etwa 18 Prozent eingependelt, doch die „Hypothek des Nationalsozialismus“ wog schwer. Im Lehrkörper, insbesondere den Lehrstuhlinhabern, war so gut wie keine Frau: Bewahrheiten sich hier die dürren Zahlen weiblicher Repräsentanz im Personenverzeichnis der Geschichte der Universität bis 1972?¹²

Warum hat man sich nicht bemüht, **Emmy Kliemberger-Nobel** aus London zurückzuholen? Warum musste die an die Uni zurückgekehrte habilitierte **Ruth Moufang** sich bis 1957 mit einem Lehrauftrag begnügen, bis sie endlich einen Lehrstuhl für Mathematik erhielt. Sie war damit die „erste und lange Zeit die einzige Professorin der Frankfurter Universität“ Hammerstein (1989: 820). Warum musste die Germanistin und profilierte Volkskundlerin **Mathil-**

de Hain, die 1932 in Frankfurt promovierte, jedoch 1938 als Assistentin im Deutschen Seminar einem Nationalsozialisten weichen musste, 1945 in Berlin und 1947 noch einmal nach Frankfurt umhabilitiert wurde, sich mit dem merkwürdigen Aushilfsposten einer „Diätenassistentin“ begnügen, obwohl sie seit 1962 die Leitung des von ihr wieder aufgebauten Instituts übernommen hatte? Sie wurde dabei lediglich zur Wissenschaftlichen Rätin ernannt. Ihr Nachfolger, den sie noch für mehrere Semester vertrat, erhielt selbstverständlich eine ordentliche Professur (Hammerstein 2012: 602). Und warum wurde die Soziologin **Hilde Weiss** nicht wenigstens in den 1960er Jahren als Gastprofessorin an das Institut für Sozialforschung eingeladen? Sie hatte 1927 bei Carl Grünberg promoviert und am IfS als Assistentin gearbeitet, auch noch nach der Emigration an den Studien zur ‚Autorität und Familie‘, sowie an der Studie ‚Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches mitgewirkt. In den USA erhielt sie auch erst nach langer Lehrtätigkeit am Brooklyn College 1963 eine feste Anstellung. Eine von ihr nachgefragte Gastprofessur in Frankfurt „scheiterte an der reservierten Haltung Theodor W. Adornos“.¹³

Fragen über Fragen, die erst noch zu recherchieren und zu beantworten sind. Die Mehrheit der akademischen Elite meinte, die Vergangenheit damit zu bewältigen, dass sie sich für unpolitisch erklärte, angeblich auf die reine Wissenschaft konzentrierte. Geschlecht aber war für sie weder eine wissenschaftliche noch eine politische Kategorie. Von dem, was die akademische Elite in der Nazi-Zeit zu Geschlechterklischees praktiziert, gelehrt und gelernt hatte, vom alltäglichen Sexismus im universitären Selbstverständnis und Umgang hatte sich die Mehrheit der jungen und alten Herren deshalb nach 1945 keineswegs verabschiedet. Trotz der im Grundgesetz verfassten Gleichberechtigung waren die 1950er Jahre frauenpolitisch, wie wir alle wissen, ein Rückschritt, eine Zeit der Restauration, der Beschwörung von Familienidylle und Mütterlichkeit. Es wundert heute allenfalls, dass diese Kontinuität und Kumpagnei für normal gehalten wurde. „Die Mechanismen

11 Hammerstein (1989), S. 599; bei Stuchlik (1984), S. 213 ist von 60 Prozent die Rede.

12 Vgl. oben die eigenen Zählungen bei Hammerstein, ebd. (13 von 900 Namen im Personenverzeichnis waren Frauen, keineswegs nur Professorinnen.)

13 http://www.exilarchiv.de/DE/index.php?option=com_content&view=article&id=1232:weiss-hilda&catid=24&Itemid=54&lang=pl (letzter Aufruf 09.06.2017)

des Ausschlusses funktionierten nachhaltiger als vor 1933 und knüpften an vordemokratische, längst überwunden geglaubte Praktiken an,“ schreibt Hiltrud Häntzschel in ihrem Aufsatz „Wissenschaft als Beruf für Frauen in Nachkriegsdeutschland“, und sie fügt hinzu, der tiefe „Riss in der Geschichte der intellektuellen Frauen in Deutschland“ – ein Bild, das Barbara Hahn als Bild für den Bruch um 1933 benutzt (Hahn 1994: 14) – „müsste eigentlich ... zu einem breiten, für Jahrzehnte nicht überbrückbaren Abgrund erweitert werden.“ (Häntzschel 2011)

Als ich ab 1958 mein juristisches Studium in Köln, Göttingen und Köln absolvierte, erinnere ich mich, keine einzige Frau unter den Professoren oder Assistenten erlebt zu haben. Es gab keine Vorbilder, man war fremd, unbehaglich, weil das Erscheinen in diesem Betrieb als Heiratsmarkt missverstanden wurde und frau daher immer in Verteidigungsstellung war im Hinblick auf eigene Pläne oder Lebensentwürfe.¹⁴

Das frauenfeindliche Klima und die misogynen Vorbehalte gegen studierende Frauen sind immerhin in einer großen empirischen Studie dokumentiert, die Hans Anger an 4 westdeutschen Universitäten, darunter auch Frankfurt, in den Jahren 1953/54 durchführte und 1960 veröffentlichte (Anger 1960). Die Ergebnisse der mehrstündigen Intensivbefragungen von 138 Professoren und Dozenten (von 1000 Personen im Lehrkörper der 4 Universitäten) erinnern fatal an das berühmte Kirchhoff-Gutachten von 1897 gegen die Befähigung von Frauen zum Universitätsstudium (vgl. Kirchhoff 1897). Eines von 9 Themenfeldern der „Probleme der deutschen Universität“ befasste sich mit „Universität und Frau: die Frau als Studentin – als Dozentin“. Es wurden Einstellungen zu beiden Personengruppen abgefragt. Vorweg machte der Autor darauf aufmerksam, dass sich die Befragten meistens kaum auf Erfah-

rungen mit Frauen als Hochschullehrerinnen stützen könnten, „weil der Prozentsatz der weiblichen Wissenschaftler unter den planmäßigen Professoren praktisch null“ war.¹⁵ Die Gründe für die Seltenheit von Frauen im Lehrkörper lagen nach Ansicht der Befragten vorwiegend bei den Frauen selbst. Als häufigste Gründe wurden genannt:

- „Mangel an intellektuellen oder produktiv-schöpferischen Fähigkeiten
- der Hochschullehrerberuf widerspricht dem Wesen, der biologischen Bestimmung der Frau,
- Mangel an physischer Kraft und pädagogischer Autorität
- Mangel an Ausdauer, Willenskraft und Selbstvertrauen.“ (Anger 1960: 491) (Sic!)

Im Ergebnis waren 40 Prozent bedingt negativ, 39 Prozent grundsätzlich ablehnend und nur 9 Prozent bedingt positiv für die Einstellung von Frauen als Lehrpersonen an der Universität (Anger 1960: 489; vgl. dazu auch Häntzschel 2011: 242 f.)

1960 betrug der Anteil von Professorinnen an der Professorenschaft 2,3 Prozent. Für die weitere Entwicklung ist interessant, dass es zunehmend mehr Frauen auf den unteren Ebenen gab, unter Assistentinnen, Privatdozentinnen und außerplanmäßigen Professorinnen. Doch während im Vergleich zu männlichen Habilitierten auf 1,7 Lehrstuhlinhaber 2,1 Mitarbeiter kamen, bestand bei den Frauen ein Missverhältnis von 1,7 zu 12 Assistentinnen (Bußmann 1997: 274). Eine von ihnen war Helge Pross, die es verdient, hier als Übergangsfrau aus dieser Zeit in den nächsten Abschnitt erwähnt zu werden.

Helge Pross hatte ihr Studium in Heidelberg mit einer Promotion über „soziale Ideen Bettina von Armins“ beendet und kam nach einem Studienaufenthalt in den USA – über Vermittlung des Staatsrechtlers und Emigranten Franz L. Neumann – an das IfS, sie war dort von 1954 – 1959 Assistentin bei Horkheimer und Adorno (vgl. Lutz/ Schmidbaur/ Specht-Ronique/ Wolde 2014). Sie schien damals mit ihrem Forschungsinteresse an Frauenthemen nicht ganz ins Profil des Instituts zu passen.¹⁶ Doch

¹⁵ Anger (1960), S. 451f., er lag bei 0,6 %, es handelt sich um 9 Frauen.

¹⁶ Vgl. z. B. Pross' Artikel zur gesellschaftlichen Stellung der

¹⁴ Immerhin hörte ich in den Vorlesungen in Soziologie bei René König über die Forschungen von Frauen, z. B. über Alice Salomons und Marie Baums Studien zum Familienleben der Gegenwart, von Hilde Thurnwald oder Elisabeth Pfeil, und erfuhr, dass die nach England emigrierte Viola Klein, dort ebenfalls Doktorandin von Karl Mannheim mit ihrer dekonstruktivistischen wissenssoziologischen Arbeit *The Feminine Character* (1946) international anerkannt, im Vorstand der Internationalen Soziologischen Gesellschaft war und neben Richard Titmuss, Georges Gurvitch und René König Mitherausgeberin des *International Journal of Comparative Sociology*. Aber auch sie erlangte dort erst 1964 eine Dauerstelle als Senior Lecturer an der Universität Reading.

sie habilitierte sich 1963 in Frankfurt und wurde 1965 nach Gießen auf eine Professur für Soziologie berufen. Sie war Wegbereiterin zahlreicher, vielbeachteter empirischer repräsentativer Studien zur gesellschaftlichen Situation der Frau, die sie wissenschaftlich als auch journalistisch wirkungsvoll vertrat: Über die Bildungschancen von Mädchen in der BRD (1969); Gleichberechtigung im Beruf (1973); Die Wirklichkeit der Hausfrau (1975). Warum haben wir sie damals – radikal-feministisch und auch unzuldsam – dennoch eigentlich kritisiert?

In einem Text „zu Zielen und Methoden der soziologischen Frauenforschung“, der 1984, kurz vor ihrem Tod, veröffentlicht wurde, hat sie selbst die Gründe benannt, warum sie sich von feministischer Forschung distanzierte: „Frauenforschung ist kein neues Gebiet – jedenfalls nicht in der Soziologie“, und sie verwies auf Studien, die wir damals als „Bindestrich-Soziologie“ abwerteten. Sie beharrte auf der Weber'schen Trennung von „Wissenschaft als Beruf“ und „Politik als Beruf“ und lehnte vor allem besondere, eigene feministische Methoden der Erkenntnis ab.¹⁷ U.a. heißt es da:

„Ich habe meinerseits keine grundsätzlichen Einwände gegen solche (die Veränderung der Institutionen, die Betonung sozialer Arrangements...) Programmatiken, die ja keineswegs exklusiv feministisch sind. Ich sehe aber auch ihre Schwäche. Eine Schwäche [...] liegt in der Tatsache, dass sie Fernziele sind, unerreichbar, solange nicht sehr viel mehr Frauen in den Forschungsstätten arbeiten, solange sie nicht dort selbstverständlich sind. Vielleicht sind Fernziele wichtig, aber ich glaube, man sollte sich nicht mit ihnen aufhalten, sondern sich mehr auf Nahziele und die eigene wissenschaftliche Arbeit konzentrieren. Das ist, wie wir alle wissen schwierig genug...“ (Pross 1987 [zuerst 1984]: 124; vgl. auch Metz-Göckel 2008).

Der Beginn der Frauen- und Geschlechterforschung

Ja, wir (d.h. die neue Frauenbewegung und die von ihr inspirierten Wissenschaftlerinnen) woll-

Frauen (Pross 1958, 1959) und die Studie „Manager und Aktionäre in Deutschland“, die sie im Rahmen des IfS durchführte (Pross 1965).

¹⁷ Dies richtete sich insbesondere gegen die damals viel diskutierten Postulate zur Frauenforschung von Maria Mies (1978).

ten mehr, nicht nur die Universität, ihre Form der Wissensproduktion und männlicher Exklusivität, sondern die Gesellschaft überhaupt verändern, soll heißen, insbesondere ihre nach Geschlecht sortierten Ungleichheitsstrukturen und Gewaltverhältnisse aufklären und beseitigen. Der Motor und Träger dieses kühnen Unterfangens war die Protestbewegung der Frauen, die in zahllosen Frauengruppen, Frauenzentren und Medien und Kampagnen, nicht nur in den Universitäten überall im Land und in der westlichen Welt zum Aufbruch und Aufruhr ansetzte und die Streitthemen vorgab, gegen strukturelle Ungleichheit und sexuelle Gewalt in den privaten und gesellschaftlichen Beziehungen, gegen die Restauration autoritärer Herrschaftsverhältnisse, gegen das Vergessen und Verdrängen der Geschichte und Kultur von Frauen. In der Verbindung von Wissenschaft und Politik traf sich die Frauenbewegung mit den anderen neuen sozialen Bewegungen der 1960/70er Jahre. Doch aus den Nebenwidersprüchen der Studentenbewegung oder ‚Linken‘ konnten sich die Frauen an diesem Ausgangspunkt nur durch einen radikalen Separatismus, das Beharren auf privater und politischer Autonomie befreien. Den Hintergrund für die Forderungen von Frauen an die Wissenschaft und in der Wissenschaft bildete somit ein neues Selbstbewusstsein sowie die in zahllosen Selbsterfahrungsgruppen und Frauenseminaren organisierte Verständigung über die Ursachen des Ausschlusses, der Behinderung und Unterdrückung von Frauen. (Hierzu gehörten die überregionalen Initiativen, die Sommeruniversitäten, die Historikerinnentreffen, das Frauenforum im Revier etc.).

Insofern entsprach das Ernstnehmen der eigenen Erfahrungen dem Ansatzpunkt kritischer Gesellschaftstheorie, die – ich paraphasiere Horkheimer – „in Abgrenzung zu zeitgenössischen antihistorischen Philosophien nicht nur ihre empirischen Problembezüge, sondern auch ihre Konzepte und Begriffe aus der (akut erfahrenen) historischen Konstellation, ... von der historischen Erfahrung ... ihrer empirischen Subjekte ableitet...“ (zit. n. Dubiel 1978: 17). Oder einfacher ausgedrückt: Kritische Theorie... „zielt nirgends bloß auf die Vermehrung von Wissen als solchem ab, sondern auf die Emanzipation des Menschen aus versklavenden Verhältnissen.“ (Horkheimer 1988: 219)

In Frankfurt war also das Terrain für eine erste soziologische Professur mit der bedeutungsvollen Widmung für „Frauenarbeit in Produktion und Reproduktion/ Frauenbewegung“ inhaltlich und theoretisch bereitet. Hier hatte sich als Fanal für einen autonomen Feminismus bereits 1968 ein „Weiberat“ konstituiert, hier gab es eine Reihe engagierter Forscherinnen/Mitarbeiterinnen am IfS, die im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Integration der Frauen in die Berufswelt“ über Lohnarbeit und Hausarbeit als System widersprüchlicher Anforderungen forschten, sowie von den sog. Mittelbauerinnen/Assistentinnen am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften veranstaltete „Frauenseminare“ zu weiblicher Subjektivität und Lebenspraxis, zu Frauenbewegung, seit 1978 auch regelmäßig Lehraufträge und autonome Tutorien. Aus all diesen Zusammenhängen entstand anlässlich eines Streiks bereits im WS 1973/74 die Idee, einen „Lehrstuhl für Frauenfragen“ zu fordern.

Aus Zeitgründen kann ich hier nicht alle Stationen oder Namen nennen. Doch als ich 1987 endlich nach Frankfurt berufen wurde, traf ich in der Stadt und in der Universität auf mehrere Generationen von Studentinnen, Ehemalige und Mitarbeiterinnen sowie Frauen aus der Stadt und Zivilgesellschaft, die sich alle mit Mut und viel Phantasie, vielfältigem Formen zivilen Ungehorsams (Go ins in den Landtag, Study-Ins in Präsidialabteilung, endlosen Diskussionen im Frauen- und Lesbenplenum, Eingaben bei den Hessischen Regierungsparteien etc.) für die Einrichtung einer solchen Professur eingesetzt hatten. Das Bewundernswerteste war die Tatsache, dass dem Kampf über 13 Jahre hinweg, mit immer neuen Beteiligten, nicht die Puste ausgegangen war. Immer wieder aber wurde aus dem Engagement in der „autonomen Frauenbewegung“ mit großer Skepsis die Frage diskutiert, ob die Institutionalisierung der Frauenforschung der richtige Weg sei, ob nicht der Anpassungsdruck zu groß und angesichts bereits gesetzter wissenschaftlicher Standards und Interessen die Gefahr der Vereinnahmung und einer zunehmend sozialen Distanz zwischen Professorin und Studentin bestehe. Doch es wurde entschieden, dass „einzig eine Dauerprofessur... die Kontinuität von Forschung, Lehre und die fachgerechte

Betreuung von Abschlussarbeiten gewährleiste.“ (Waltraud Both, in: Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl 1986). Allen dann im November 1985 eingeladenen 9 Bewerberinnen wurde diese Frage auch in der Anhörung gestellt.

Meine „vorsichtige Antwort“ damals lautete: „Es wäre notwendig, dass mehr Frauen in der Wissenschaft tätig sind“. Ich hielt es für „unabdingbar, ... einen Rückhalt in der Frauenbewegung zu haben, damit die einzelnen Wissenschaftlerinnen ... sich immer auf Frauengruppen beziehen können, insbesondere auch auf außerakademische Frauenzusammenhänge...“ (Gerhard-Teuscher 1986: 156).

Die Vorteile der Institutionalisierung – so kann ich aus der Rückschau sagen – lassen sich an der großen Nachfrage von Studentinnen für das Fach, insbesondere aber auch an der großen Zahl der betreuten Diplom- und Abschlussarbeiten, schließlich der Promotionen und Habilitationen ablesen, die hier in den ersten Jahren anstanden ablesen. Auch ermöglichte nur die etablierte Professur kontinuierlich Einfluss auf das Curriculum und die Prüfungsordnungen zu nehmen, um Frauen- und Geschlechterthemen als legitim und relevant im Kanon der Wissenschaft zu verankern. Schließlich war die Möglichkeit, Forschungsprojekte zu akquirieren, das Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (CGC) zu gründen (unter Beteiligung meiner Kolleginnen Susanne Opfermann, Brita Rang und Heide Schlüpmann) sowie ein Graduiertenkolleg Öffentlichkeiten und Erfahrung. Dimensionen von Erfahrung einzuwerben, ein bestätigendes Argument. Und frau könnte ins Schwärmen kommen über die große Zahl der im CGC versammelten Professorinnen und die Vielfalt ihrer Projekte und Kompetenzen.¹⁸

2013 betrug der Anteil von C4/W3-Professuren an der Uni Frankfurt immerhin 19,4 Prozent. Bei den C3/W2-Professuren waren 25,2 und bei Juniorprofessuren 32,6 Prozent! Frankfurt liegt damit im bundesrepublikanischen Vergleich im Mittelfeld mit einem Frauenanteil von im Durchschnitt 21,9 Prozent der Hochschullehrer (Miklar 2014).

¹⁸ Vgl. die Newsletter, Jahresberichte und Semesterprogramme Frauenstudien/ Gender Studies des Cornelia Goethe Centrums.

Doch wie steht's mit dem Rückhalt in der Frauenbewegung, im Feminismus? Ja, gibt es sie/ihn noch? Als die Beziehung im Laufe der 1990er Jahre nicht mehr eindeutig war, die wissenschaftliche Kategorie Frau oder Geschlecht zunehmend kritisch reflektiert wurde, tröstete mich die Zusicherung junger Wissenschaftlerinnen, dass man nicht in der Frauenbewegung gewesen sein muss, um zur Feministin zu werden, sondern dass ebenso die intellektuelle Auseinandersetzung mit den beharrlichen politischen und sozialen Ungleichheitsstrukturen im Geschlechterverhältnis feministisches Bewusstsein weckt (Villa 2003: 279).¹⁹ Damit ist die Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur ein politisches, sondern auch ein pädagogisches Projekt (vgl. Griffin 2004) und kann auch in politisch dünnen Zeiten neben der Schulung zur Selbstreflexion und radikaler Gesellschaftskritik Nährboden für neue Formen des Protestes und der Aufklärung sein und also eine Brücke bilden für einen neuen, vielleicht anderen Feminismus. Nicht zuletzt geht es auch darum, den Kanon neuen Wissens nicht wieder zu vergessen, abzuwerten und auszugrenzen, nicht immer wieder von vorne anfangen zu müssen, sondern die Früchte weiblicher Intellektualität endlich zu erkennen, an sie, auch kritisch, anzuknüpfen und sie zu bewahren. Zumindest hoffe ich, mit meinem Vortrag über alle Brüche und das Vergessen hinweg, an die verschütteten und noch viel zu wenig erforschten Traditionslinien von Frauen in der Wissenschaft erinnert zu haben, um damit für ein großes, noch zu erwirkendes Projekt zu 100 Jahre Frauenstudium in Frankfurt zu werben.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Anger, Hans (1960): Probleme der deutschen Universität. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Boedeker, Elisabeth (1939): 25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frauen 1908-1933, H. 1. Hannover: C.Trute.

Boedeker, Elisabeth (1937): 25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frau-

en 1908-1933, H. 3 (Rechtswissenschaft, Wirtschafts- u. Sozialwissenschaften). Hannover: C.Trute.

Bußmann, Hadumod (1997): Chancen(un)gleichheit an der Jahrtausendwende, in: Häntzschel, Hiltrud/ Bußmann, Hadumod (Hg.): Bedrohlich gescheit. Ein Jahrhundert Frauen und Wissenschaft in Bayern. München: Beck: 274-288.

Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl/ Autonomes Frauen- und Lesbenreferat (1986). Frankfurt a. M.: Lesben- und Frauenplenum, Johann-Wolfgang-Goethe-Universität.

Dubiel, Helmut (1978): Wissenschaftsorganisation und politische Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Freudenthal, Margarete (1986 [zuerst 1934]): Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1760 und 1910. Frankfurt a. M.: Ullstein.

Gerhard, Ute (2011): Feministische Perspektiven in der Soziologie: Verschüttete Traditionen und kritische Interventionen in: Soeffner, Georg (Hg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010. Wiesbaden: Springer: 757-773.

Gerhard, Ute (2006): Nachfolge in der Frauenbewegung - Generationen und sozialer Wandel, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, 19(1): 24-37.

Gerhard, Ute (1990): Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek: Rowohlt.

Gerhard-Teuscher, Ute (1986): Alte und neue Frauenbewegung als soziale Bewegung - ein soziologischer Vergleich unter Berücksichtigung der Arbeit der Frauen, in: Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl/ Autonomes Frauen- und Lesbenreferat (1986). Frankfurt a. M.: Lesben- und Frauenplenum, Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, S. 145-157.

Griffin, Gabriele (2004): Employment, Equal Opportunities and Women's Studies. Women's Experiences in Seven European Countries. Königstein/ Taunus: Ulrike Helmer.

¹⁹ Dies haben wir auch in einer von der EU geförderten vergleichenden Studie über den Nutzen von Frauenstudien belegen können, vgl. Griffin 2004.

- Grüttner, Michael (1995): Studenten im Dritten Reich. Paderborn: Schöningh.
- Häntzschel, Hiltrud (2011): Wissenschaft als Beruf für Frauen in Nachkriegsdeutschland, in: Hansen-Schaberg, Inge und Häntzschel, Hiltrud (Hg.): Alma Maters Töchter im Exil. Zur Vertreibung von Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen in der NS-Zeit. München: edition text + kritik: 237- 247.
- Hahn, Barbara (1994): Einleitung: ‚Laßt alle Hoffnungen fahren...!‘. Kulturwissenschaftlerinnen vor 1933, in: Hahn, Barbara (Hg.): Frauen in den Kulturwissenschaften. München: C.H.Beck: 7-25.
- Halperin, Natalie (1935): Die deutschen Schriftstellerinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Versuch einer soziologischen Analyse. Quakenbrück: Handelsdruckerei C. Trute.
- Hammerstein, Notker (2012): Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Band 2. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Hammerstein, Notker (1989): Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Band 1. Neuwied/Frankfurt: Metzner.
- Haussig, Frieda (1934): W. H. Riehl. Ursprünge der mittelständischen Soziologie in Deutschland. Koblenz: Görres-Druckerei.
- Herrschaft, Felicia /Lichtblau, Klaus (Hg.) (2010): Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hessische Landesregierung (2001): Elisabeth Schwarzhaupt, Portrait einer streitbaren Politikerin und Christin (1901-1986). Freiburg/Basel/Wien: Herder.
- Honegger, Claudia (1990): Die ersten Soziologinnen in Frankfurt, in: Steinert, Heinz (Hg.): Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte. Frankfurt a. M.: 88-99.
- Honegger, Claudia (1994): Die bittersüße Freiheit der Halbdistanz. Die ersten Soziologinnen im deutschen Sprachraum, in: Wobbe, Theresa und Lindemann, Gesa (Hg.), Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 69-85.
- Horkheimer, Max (1988): Traditionelle und Kritische Theorie, in: Ders. (Hg.), Gesammelte Schriften, Bd.4. Frankfurt a. M.: Fischer: 137-225.
- Huerkamp, Claudia (1994): Jüdische Akademikerinnen in Deutschland 1900-1938, in: Wobbe, Theresa/ Lindemann, Gesa (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 86-112.
- Keller, Marion (2014): Frau Dr. rer. pol. Rosa Kempf: Wissenschaftlerin, (Sozial-)Politikerin und Gründungsdirektorin des Frauenseminars für soziale Berufsarbeit, in: Stascheit, Ulrich (Hg.): „Warum nur Frauen?“ 100 Jahre Ausbildung für soziale Berufe in Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag: 109-157.
- Kettler, David und Meja, Volker (1993): Their ‚Own Peculiar Way‘: Karl Mannheim and the Rise of Women, in: International Sociology (Band 8), Nr. 1: 5-55.
- Kirchhoff, Arthur (1897): Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zu wissenschaftlichem Studium und Berufe. Berlin: Steinitz.
- Klausmann, Christina (1997): Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main. Frankfurt a. M.: Campus.
- Lutz, Helma/ Schmidbaur, Marianne/ Specht-Ronique, Verena/ Wolde, Anja (Hg.) (2014): Einzeln & Gemeinsam. 100 Jahre starke Frauen an der Goethe-Universität. Frankfurt a. M.: Goethe-Universität Frankfurt am Main.
- Maaser, Michael (2004b): Frankfurter Studenten zwischen 1914 und 1959: Das Wechselvolle des Politischen. Schon die Gründer der Stiftungsuniversität förderten studentisches Engagement, in: Forschung Frankfurt, Nr. 3-4: 84-88.
- Maaser, Michael (2004a): „Restlose Reinigung von den Schlacken des liberalistischen Geistes“. Die Universität

- Frankfurt im Dritten Reich: Kein Aktiver Widerstand der Professoren, in: *Forschung Frankfurt*, Nr. 2: 46-50.
- Metz-Göckel, Sigrid (2008): Helge Pross - eine Pionierin der Soziologie in der Nachkriegszeit, in: Oberschelp, Marion/ Felschow, Eva-Marie/ Häderle, Irene/ Lind, Carsten (Hg.): *Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität 1908-2008*. Gießen: Justus-Liebig-Universität Gießen: 69-82.
- Mies, Maria (1978): *Methodologische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen*, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Nr. 1: 41-63.
- Miklar, A. (2014): *Gleichstellungsbüro*, in: *Gender & Diversity – Monitoring Kurzbericht vom 17.2.2014*.
- Pross, Helge (1987 [zuerst 1984]): *Zu den Zielen und Methoden der soziologischen Frauenforschung*, in: Frandsen, Dorothea/ Huffmann, Ursula/ Kuhn, Annette (Hg.): *Frauen in Wissenschaft und Politik*. Düsseldorf: Schwann: 121-129.
- Pross, Helge (1965): *Manager und Aktionäre in Deutschland. Untersuchungen zum Verhältnis von Eigentum und Verfügungsmacht*. Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 15. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Pross, Helge (1959): *Bemerkungen zur Erwerbsarbeit von Müttern*, in: *Deutsche Rundschau*, 85. Jg., Nr. 8, 712-718.
- Pross, Helge (1958): *Die gesellschaftliche Stellung der Frau in Westdeutschland*, in: *Deutsche Rundschau*, 84. Jg., H. 1: 26-33.
- Rubinstein, Nina (2000): *Die französische Emigration nach 1789. Ein Beitrag zur Soziologie der politischen Emigration*. Graz: Nausner & Nausner.
- Sallis-Freudenthal, Margarete (1982): *Die Lilie des Scharon: von Palästina zum Staate Israel*. Frankfurt a. M.: Knecht.
- Sallis-Freudenthal, Margarete (1977): *Ich habe mein Land gefunden. Autobiographischer Rückblick*. Frankfurt a. M.: Knecht.
- Schlüter, Anne (1983): *Wissenschaft für Frauen? - Frauen in der Wissenschaft!*, in: Brehmer, Ilse/ Jacobi-Dittrich, Juliane/ Kleinau, Elke/ Kuhn, Annette (Hg.): *Frauen in der Geschichte IV*, Düsseldorf: Schwann: 244-261.
- Schlüter, Anne (1986): *„Wenn zwei das Gleiche tun, ist das noch lange nicht dasselbe“ - Diskriminierungen von Frauen in der Wissenschaft*, in: Schlüter, Anne/ Kuhn, Annette (Hg.): *Lila Schwarzbuch. Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft*. Düsseldorf: Schwann: 10-33.
- Schmidt-Harzbach, Ingrid (1981): *Frauen, Bildung und Universität*, in: Prah, Hans-Werner (Hg.): *Die Universität. Eine Kultur- und Sozialgeschichte*. München/Luzern: C.J. Bucher: 175-213.
- Stoehr, Irene (1986). *Neue Frau und Alte Bewegung? Zum Generationenkonflikt in der Frauenbewegung der Weimarer Republik*, in: Dalhoff, Jutta/ Frey, Uschi/ Schöll, Irene (Hg.): *Frauenmacht in der Geschichte*. Düsseldorf: Schwann: 390-402.
- Stuchlik, Gerda (1984): *Goethe-Universität im Braunschweig. Universität Frankfurt 1933-1945*. Frankfurt a. M.: Röderberg.
- Truhel, Käthe (1934): *Sozialbeamte. Ein Beitrag zur Sozialanalyse der Bürokratie*. Sagan: Herzogliche Hofbuchdruckerei Benjamin Krause.
- Villa, Paula-Irene (2003): *Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen*, in: Knapp, Gudrun- Axeli/ Wetterer, Angelika (Hg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot: 266-285.
- Weyrather, Irmgard (1981): *Numerus Clausus für Frauen - Studentinnen im Nationalsozialismus*, in: *Frauengruppe Faschismusforschung* (Hg.): *Mutterkreuz und Arbeitsbuch*, Frankfurt a. M.: Fischer: 131-162.
- Woesler de Panafieu, Christine (1982): *In den Brüchen der Zeit*, in: *Feministische Studien*, 1. Jg., Nr. 1, S. 1-8.

MARION KELLER

„... gut dabei, aber nicht mittendrin?“ – Frauen und Fürsorgewissenschaft an der Universität Frankfurt am Main vor 1933

In meinem Betrag¹ geht es um Frauen, die vor 1933 zu fürsorgewissenschaftlichen Themen an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt (WiSo Fakultät) promoviert haben.² Diese Gruppe von Wissenschaftlerinnen ist für Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Geschlecht und nach der einschließenden Ausschließung von Frauen in Akademie und Wissenschaft aus mehreren Gründen interessant: Zum einen gehörten die Frankfurter Fürsorgewissenschaftlerinnen zu den ersten Frauen, die in Deutschland regulär an einer Universität studieren konnten und für die ab 1919 – zumindest theoretisch – die Möglichkeit bestand, als Wissenschaftlerin weiter an der Universität zu arbeiten oder sich gar zu habilitieren.³ Zum anderen war das „Seminar für Armenwesen und soziale Fürsorge“ ein „Unikat“ in der deutschen Hochschul- und Fürsorgelandschaft, denn mit ihm wurde erstmals Fürsorge als wissenschaftliches Fach an einer Universität institutionalisiert. Darüber hinaus dürfte die inhaltliche Ausrichtung des Studiengangs für Frauen besonders attraktiv gewesen sein, denn sowohl in der Sozialreform als auch in der Frauenbewegung wurde von einer besonderen Affinität von Frauen zu den

neu entstehenden und sich ausdifferenzierenden sozialen Wissenschaften ausgegangen. Die engen Verbindungen und Wechselwirkungen zwischen der praktischen sozialen Arbeit von Frauen und der Theorie fungierten am Ende des 19. Jahrhunderts als wichtiger Türöffner für den Zugang der Frauen zur Wissenschaft (vgl. Klein 1946). In den Kreisen der Nationalökonomie, der Sozialreform und der Frauenbewegung gab es außerdem eine breit geführte Debatte über den spezifischen Beitrag, den Frauen zu den sozialen Wissenschaften leisten könn(t)en. Sie gingen davon aus, dass Frauen vor allem zu sozialen Fragen durch ihren spezifischen, „anderen“ Blick einen wichtigen Beitrag leisten könnten und besonders geeignet seien die soziale Lage von Frauen zu erforschen. So wurde z.B. 1896 in Frankfurt Henriette Fürth dazu aufgefordert, sich bei der Erhebung über die Heimarbeiter mit einer Untersuchung über die Heimarbeiterinnen zu beteiligen (zu Fürth siehe den Beitrag von Apitzsch in diesem Band). Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre), die sich damals durch einen weiten, sozialwissenschaftlich, historisch und politisch bestimmten Horizont auszeichnete, wurde in der Folgezeit nicht nur zum Türöffner für das Frauenstudium, sondern auch zu einem der Fächer, für das sich Frauen nach 1900 am Häufigsten immatrikulierten.

Anknüpfend an Friederike Hassauers Frage soll deshalb gefragt werden, inwieweit die Fürsorgewissenschaften an der Universität Frankfurt einschließend/ausschließend gewirkt haben. Wie sahen die Rahmenbedingungen ihres Studiums aus? Zu welchen Themen haben sie promoviert und welche methodischen Vorgehensweisen haben sie dafür gewählt? Wie verliefen ihre Berufswege? Welchen Platz konnten sie in der Fürsorgewissenschaft einnehmen? Trug der Frankfurter Lehrstuhl für Fürsor-

1 Der Titel greift eine Formulierung von Friederike Hassauer (2008) auf, die bei ihrem Festvortrag zum 100jährigen Jubiläum der Humboldt-Universität Berlin den empirischen Bestand, wonach Frauen „immer wieder nur dabei und nicht mittendrin“ und immer nur „Teilbürgerinnen“ der *civitas academia* sind, damit erklärt, dass es zwar neue Standards der Integration gebe, aber das vergeschlechtlichte Fundament der Wissenschaften sich als dauerhafter wirksam erweise als erwartet.

2 Der Artikel basiert auf Ergebnissen des vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderten Projekts „Universitätsgeschichte als Sozialtopographie“.

3 1908/09 erhielten Frauen zwar in Preußen das Immatrikulationsrecht, gleichzeitig wurden sie aber vom Recht, sich zu habilitieren, ausgeschlossen. Das so genannte „Habilitationsverbot“ wurde erst zu Beginn der Weimarer Republik aufgehoben.

Fürsorgewesen.

Geschichte des Armenwesens; Mo. Di. 17-18.	Klumker. [788]
*Kinder- und Jugendfürsorge (Deutsches Reich und andere europäische Staaten); Mo. 18-19.	Klumker. [789]
Fürsorgeseminar I: Vorseminar, Besichtigungen; Mi. 15-17.	Klumker. [790]
Fürsorgeseminar II: Hauptseminar, wissenschaftl. Arbeiten; Do. 15-17.	Klumker. [791]
Vorlesungen über Soziale Medizin siehe Medizin. Fak.	

Lehrveranstaltungen des Fürsorgeseminars im Winterhalbjahr 1928/29

gewissenschaften zu einer höheren öffentlichen Präsenz von Frauen in Akademie und Wissenschaft bei? Was haben sie zur Fachentwicklung beigetragen? Und inwieweit wurden ihre Beiträge anerkannt?

Der Studiengang des Seminars für „Armenwesen und soziale Fürsorge“

Die sozialpolitische und sozialwissenschaftliche Schwerpunktsetzung der Reformuniversität Frankfurt, die in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät zum Ausdruck kam und die überwiegend durch die Stiftung von Lehrstühlen stattfand, förderte die Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft.⁴ Der von Wilhelm Merton und seinem Institut für Gemeinwohl gestiftete Lehrstuhl für „Fürsorgewissenschaften und Statistik“ (meist Lehrstuhl für Armenpflege genannt), der bereits 1911 an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften eingerichtet worden war, wurde bei der Universitätsgründung in die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät eingegliedert und in Lehrstuhl für „Armenwesen und soziale Fürsorge“ umbenannt. Merton, ein jüdischer Industrieller, hatte nicht nur maßgeblichen Anteil an der Universitätsgründung,

⁴ Meine Auswertung der Verzeichnisse der deutschen Hochschulschriften hat ergeben, dass an der Universität Frankfurt bis 1933 insgesamt ca. 360 Frauen promovierten, davon knapp ein Drittel (=27,80 Prozent) an der Wiso Fakultät. Insgesamt promovierten bis 1933 ca. 1776 Personen an der Wiso Fakultät. Auf alle Fakultäten der Universität bezogen lag der Frauenanteil an Promotionen bei ca. 9 Prozent. Verglichen mit dem Anteil der weiblichen Studierenden an der Wiso Fakultät, der bis 1933 durchschnittlich bei ca. 10 Prozent lag, war der Frauenanteil an den Promotionen mit 5,63 Prozent niedrig, nur bei den Rechtswissenschaften fiel er mit 2,15 Prozent noch niedriger aus. Zur Entwicklung des Frauenstudiums an der Wiso Fakultät siehe Keller (2016).

sondern war mit seinem Institut für Gemeinwohl einer der wichtigsten Geldgeber für sozialpolitische und fürsorgewissenschaftliche Forschung in Frankfurt. Neben der Universität war Frankfurt mit der Centrale für private Fürsorge und dem Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit (heute: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge, Berlin) eines der Zentren der Sozialreform. Es gab auch das Soziale Museum, eine Auskunftstelle. Und es gab eine Reihe von Einrichtungen, die als Stellen für Praktika aber auch als potentielle (und wissenschaftsnahe) Arbeitgeber für die Zeit nach dem Studium in Frage kamen.

Durch das Frankfurter Fürsorgeseminar bestand erstmals die Möglichkeit, in einem verlässlichen und dauerhaften Rahmen Fürsorgewissenschaft zu studieren. An anderen Universitäten scheiterten die Versuche, Fürsorgewissenschaft als Studiengang zu institutionalisieren zum Teil wegen der fehlenden finanziellen Mittel oder an der Frage, welche Fakultät dafür zuständig sei. 1911 gab es lediglich an der Universität Jena im Rahmen des staatswissenschaftlichen Studiums Lehrveranstaltungen zum Armen- und Fürsorgewesen. Und nur in Köln wurde kurze Zeit später ein mit Frankfurt vergleichbarer Studiengang an der Hochschule eingerichtet.

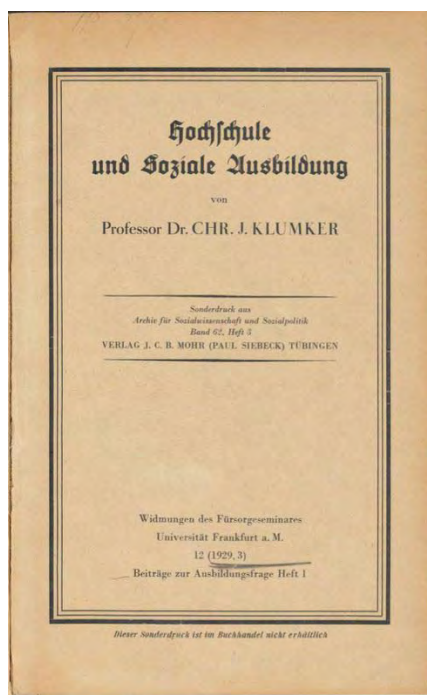
Das Fürsorgeseminar war ein Ergebnis der seit längerem geführten Diskussionen über die Systematisierung, Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der Fürsorge und Sozialen Arbeit, an der auch die Frauenbewegung(en) einen großen Anteil hatten. Diese Diskussionen hatten bis dahin in Deutschland vor allem zur Gründung von Sozialen Frauenschulen

geführt, die seit 1908 Ausbildungsgänge für Fürsorgerinnen (ab 1924/25 Wohlfahrtspflegerinnen) anboten. Auch in Frankfurt wurde die Einrichtung einer solchen Ausbildungsstätte mehrfach verhandelt und wieder verworfen. Die Entscheidung fiel zwar zunächst zugunsten des Lehrstuhls für Fürsorgewesen, aber schon 1914 wurde mit dem Frauenseminar für soziale Berufsarbeit Frankfurt auch in Frankfurt eine Soziale Frauenschule eröffnet, die historische Vorgängerin des heutigen Fachbereichs „Soziale Arbeit und Gesundheit“ der Frankfurt University of Applied Sciences (zur Geschichte siehe FB Soziale Arbeit und Gesundheit 2014). Deren Gründung wurde von denselben Entscheidungsträgern und Stiftern getragen, die schon an der Einrichtung des Fürsorgelehrstuhls beteiligt waren. Maßgeblichen Anteil an der Gründung hatte die Gründungsdirektorin Rosa Kempf, denn sie erstellte ein Konzept für einen Ausbildungsgang zur Sozialen Arbeit, der die Entscheidungsträger überzeugte (vgl. Keller 2014). Die beiden Ausbildungsangebote unterschieden sich in mehreren Punkten. Der fürsorgewissenschaftliche Studiengang an der Universität bildete einen

Kontrast zur praxisbezogenen Ausbildung an den Sozialen Frauenschulen, auch wenn er für einen akademischen Studiengang sehr praxisorientiert war und ein Praktikum beinhaltete. Wie das nationalökonomische bzw. volkswirtschaftliche Studium an der Universität qualifizierte er für leitende Positionen im Innendienst in den Sozialverwaltungen. Die Ausbildung an den Sozialen Frauenschulen, die außerdem bis 1945 nahezu ausschließlich Frauen vorbehalten war, zielte dagegen auf die praktische Fürsorgearbeit im Außendienst und damit auf untergeordnete und schlecht(er) bezahlte Positionen im Sozial- und Wohlfahrtswesen.

Die Einrichtung des Frankfurter Lehrstuhls und die Ausgestaltung des Studiengangs orientierten sich, wie aus den Unterlagen aus dem Nachlass von Klumker hervorgeht, an internationalen Entwicklungen und Vorbildern; zum einen an den Lehrplänen für Social Studies in Birmingham und Liverpool, die theoretische Unterweisung und praktische Übung verbanden und mit einem Examen abschlossen. Zum anderen an ähnlichen Fachkursen („Philanthropic schools“), die in New York und Boston in Verbindung mit der Universität angeboten und in Chicago einer Professur für Soziologie angegliedert waren.⁵

Die formale Ausgestaltung des viersemestrigen fürsorgewissenschaftlichen Studiengangs orientierte sich an den kaufmännischen Diplom-Studiengängen der Universität und schloss wie diese mit einer Diplomprüfung ab, die aus einer schriftlichen Hausarbeit und einer mündlichen Prüfung bestand. Die Diplomprüfung war jedoch keine Voraussetzung für die Promotion. Der Lehrstuhl bot zum einen selbst Lehrveranstaltungen an und koordinierte zum anderen das bestehende Lehrangebot zu Fürsorgethemen. Das Curriculum des Diplomstudiengangs war interdisziplinär ausgerichtet; die Lehrveranstaltungen deckten die Armen-, Wohlfahrts- und Gesundheitspflege ab und wurden an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen, an der rechtswissenschaftlichen und der medizinischen Fakultät angeboten. Der Lehrplan umfasste ein breites Spektrum von Lehrveranstaltungen zur Geschichte, Theorie und



Klumkers Schrift zu Soziale Ausbildung und Hochschule

⁵ Exposé: Lehrstuhl für Armenwesen und Fürsorgewesen, Frankfurt a.M., o.J. [1911?], in: NL Klumker, Alte Signatur, Nr. 475.

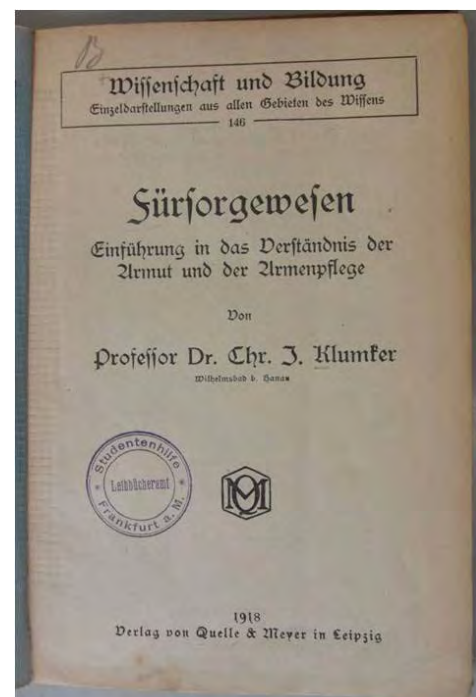
Praxis der Fürsorge. Zum Lehrplan gehörten auch Praktika sowie Exkursionen und Besichtigungen von sozialfürsorgerischen Einrichtungen. Aus heutiger Sicht bemerkenswert sind die Veranstaltungen zu internationalen Entwicklungen des Fürsorgewesens und Fürsorgesystems, die die internationale Ausrichtung des Studiengangs deutlich machen. Im Vergleich dazu: Die Ausbildung am Frauenseminar für soziale Berufsarbeit dauerte wie bei allen staatlich anerkannten Sozialen Frauenschulen drei Jahre, sie umfasste eine theoretische Ausbildung, die eine Art kürzere Variante des Studiengangs an der Universität war, die Lehre wurde sowohl von Professoren der Universität als auch von Praktikern und Praktikerinnen aus der kommunalen Wohlfahrtsarbeit übernommen. Die Anforderungen für die staatliche Anerkennung als Fürsorgerin (ab 1924 Wohlfahrtspflegerin) umfasste eine wissenschaftliche Abschlussarbeit, mündliche Prüfungen vor einer Kommission, bei der Vertreter und Vertreterinnen des Ministeriums dabei waren sowie eine einjährige nachgewiesene Praxis in der Sozialen Arbeit.

Christian Jasper Klumker (1868-1942) – Mentor des fürsorgewissenschaftlichen Frauenstudiums

Die umfangreiche Forschungsliteratur zum Frauenstudium hat gezeigt, dass die Beteiligung von Frauen in der Wissenschaft, die Entscheidung ob sie promovierten auch maßgeblich davon beeinflusst wurde, ob es Professoren gab, die sie unterstützten. An der Universität Frankfurt war Christian Jasper Klumker einer der wichtigsten Förderer des sozialwissenschaftlichen Frauenstudiums. Er und die von ihm vertretene Fürsorgewissenschaft waren, wie sich aus den in den Studenten- und Promotionsakten des Universitätsarchivs Frankfurt a. M. überlieferten Briefen schließen lässt, für etliche Frauen ein wichtiger Grund, um in Frankfurt zu studieren. Agnes Teleky, die Tochter des renommierten Sozialmediziners Ludwig Teleky, betonte beispielsweise in ihrer Bitte um Immatrikulation ausdrücklich, dass sie „größten Wert darauf [lege], bei Herrn Prof. Klumker zu promovieren“.⁶

Klumker gehörte bis in die 1930er Jahre zu den in Theorie und Praxis führenden Persönlichkeiten der Fürsorge des Deutschen Reichs. Als Geschäftsführer der Centrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. war er nicht nur an den Verhandlungen bei der Einrichtung des Lehrstuhls beteiligt und hatte dessen inhaltliche Ausgestaltung maßgeblich mitbestimmt, sondern er war von 1914 bis zu seiner Emeritierung 1934 auch der Inhaber des Lehrstuhls für Fürsorgewesen und Direktor des Fürsorgeseminars, zunächst als außerordentlicher und ab 1920 als ordentlicher Professor für Armenpflege und soziale Fürsorge (Professor für Armenwesen und Wohlfahrtspflege).

Der Frankfurter Lehrstuhl und die Lehre waren zwar nur ein Teil der weitgefächerten Aktivitäten Klumkers zur Ausbildung und Fortbildung in Fürsorgefragen, der ihm jedoch sehr wichtig war. Seine Vorlesungstätigkeit hatte er bereits 1901 an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften aufgenommen. Und seit 1903, als es noch kaum eine spezielle Ausbildung für die fürsorgerische Tätigkeit gab, bot er die bald weit über Frankfurt a. M. hinaus bekannten Ausbildungskurse in der „Centrale



Klumkers Einführung in das Fürsorgewesen

⁶ Universitätsarchiv Frankfurt am Main (UAF), Abt. 604, Nr. 690 (Studentenakte Agnes Teleky), Bl. 4.

für private Fürsorge an“ (Neises 1968: 12). Klumker ging es um eine Verwissenschaftlichung des Fürsorgewesens, die gleichzeitig in der Praxis zur Systematisierung und Vereinheitlichung des privaten und öffentlichen Fürsorgeangebots führen sollte (Neises 1968: S. 5f). Er kämpfte vor allem gegen die Benachteiligung unehelicher Kinder, ihrer Mütter und Väter, deren Situation er durch die Entwicklung des Vormundschafts- und Erziehungswesen und die Einführung der Amtsvormundschaft verbessern wollte. Klumker hat als einer der ‚Motoren‘ der Jugendhilfediskussion außerdem die gesetzliche Neuordnung der Jugendfürsorge mitgestaltet, denn er übte einen entscheidenden Einfluss auf die Ausgestaltung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes (1922) aus. Seine nationalökonomisch fundierte Theorie der Armut unterschied sich stark von den sozialpädagogischen Ansätzen seiner Zeit; sie wirkte daran mit, „dass das bis dahin geltende Prinzip von Verschuldung und Unverschuldetheit von Notlagen abgelöst wurde“ (Engelke/Borrmann/Spatscheck 2014: 219). Klumker verstand unter Fürsorge Hilfe zur Selbsthilfe, die dazu beitragen sollte, die „Armen, soweit irgend möglich, wieder selbständig [zu] machen.“ (Klumker in Neises, 1968: 67). Fürsorgerisches Handeln bedeutete für Klumker, „andere Menschen in ihrer besonderen Art [zu] verstehen“ und sich in sie einzufühlen, das setzte die Bereitschaft und Fähigkeit voraus, „nicht die eigene Weisheit dem anderen aufzudrängen, sondern aus ihm heraus seine eigenen Kräfte und Fähigkeiten [zu] entwickeln“ (Klumker in Neises 1968: 41). Wie viele andere Sozialreformer seiner Zeit stand Klumker in engem Kontakt zur Frauenbildungsbewegung und zur Jugendbewegung. In seinen Lehrveranstaltungen stützte er sich auch auf die Veröffentlichungen von Pionierinnen der Sozialen Arbeit wie Alice Salomon und der Amerikanerin Mary Richmond (das zeigen u.a. die Lehrpläne der Fortbildungskurse für Verwaltungsbeamte in Köln, an deren Konzeption er beteiligt war).

Mit seinen Arbeitsschwerpunkten, dem hohen Praxisbezug und der internationalen Ausrichtung der von ihm vertretenen Fürsorgewissenschaft übte Klumker einen nachhaltigen Einfluss auf die wissenschaftliche und berufliche Arbeit seiner Schülerinnen aus. Klumker betreute wohl auch die meisten

der Dissertationen, die sich mit Fragen des Fürsorgewesens befassten.⁷ Klumker förderte und unterstützte seine Schülerinnen (und Schüler), wie sich aus den in seinem Nachlass erhaltenen Briefwechsel schließen lässt, auf unterschiedlichste Weise. Er verschaffte ihnen nicht nur Publikationsmöglichkeiten für ihre Dissertationen, sondern bemühte sich auch um finanzielle Fördermittel für deren Veröffentlichung. Klumker blieb für seine Studentinnen auch nach Abschluss ihrer Promotionen ein wichtiger Ansprechpartner, an den sie sich mit Fragen zu und Unterstützung bei beruflichen Entscheidungen oder ihrem beruflichen Weiterkommen wandten. Klumker war außerdem bereit, und das war damals nicht selbstverständlich, Studentinnen, die nach der Promotion weiter in der Wissenschaft bleiben wollten, zu fördern. Er versuchte beispielsweise ein zweijähriges Forschungsstipendium für Elisabeth Haupt bei der Rockefeller Stiftung und einen Zuschuss von der Deutschen Notgemeinschaft (Vorläufer der DFG) zu erhalten, damit diese in seinem Auftrag „die Fürsorge und ihre Entwicklung in den Minderheitsgebieten“ in der heutigen Tschechei erforschen konnte.⁸ Klumker hatte sich bereits für die Veröffentlichung und Verbreitung von Haupts Dissertation eingesetzt und diese u. a. bei führenden Frauen der Frauenbewegung wie Gertrud Bäumer beworben.⁹

„... gut dabei“ – Die Dissertationen von Frauen zur Fürsorgewissenschaft

Zwischen 1918 und 1933 promovierten ca. 101 Frauen an der WiSo Fakultät; von ihren bis 1933 eingereichten Dissertationen, befassten sich ca. 42, also fast die Hälfte, mit sozialpolitischen Fragestellungen, von diesen wiederum ca. 28 Arbeiten mit fürsorgewissenschaftlichen Themen.¹⁰ Die, von we-

7 Eine exakte Angabe ist erst nach der noch ausstehenden Auswertung der Promotionsakten der WiSo Fakultät möglich. An der Rechtswissenschaftlichen Fakultät promovierten vier Frauen vor 1933 zu Fürsorgethemen.

8 Klumker an Notgemeinschaft vom 1.3.1933, in: NL Klumker, Alte Sign. Nr. 301.

9 Klumker an Gertrud Bäumer vom 23.4.1932, in: NL Klumker, K9/17.70; Klumker an Prof. Dr. Sieveking vom 24.4.1932, in: NL Klumker K9/17.56.

10 Die berücksichtigten Promovendinnen reichten ihre Dissertation bis 1933 ein, zum Teil wurden die Promotionsverfahren aber erst Mitte der 1930er Jahre, nach der Drucklegung der Arbeiten, abgeschlossen.

nigen Ausnahmen abgesehen, mit „gut“ oder „sehr gut“ benoteten Arbeiten deckten sowohl thematisch als auch mit ihren methodischen Herangehensweisen ein bemerkenswert breites Spektrum der damaligen Fürsorgewissenschaft ab. Es waren historische und empirische Studien zur Geschichte, Theorie und Praxis des Fürsorgewesens, die sich auf der umfangreichen Auswertung von historischen Rechtsquellen, Vereinsakten, Akten von Fürsorgeeinrichtungen und Statistiken privater und öffentlicher Fürsorgestellen stützen oder die Ergebnisse empirischer Erhebungen. Für die theoretische Einordnung und Bewertung ihres Datenmaterials bezogen die Promovendinnen eine große Bandbreite der grundlegenden und aktuellen Fachliteratur, die Theorien soziologischer Klassiker wie Max Weber und Georg Simmel sowie Veröffentlichungen von Vertreterinnen der nationalen und internationalen Frauenbewegung ein. Die Dissertationen trugen dazu bei, die fehlende zusammenhängende, systematische Forschung zur Fürsorge aufzuarbeiten, sie leisteten damit einen wichtigen Beitrag zur Arbeit des Forschungsinstituts für Fürsorgewesen, das Klumker als Mittelpunkt einer solchen Forschung dauerhaft etablieren wollte (vgl. Neises 1968: 26).



Elisabeth Haupt's Dissertation über Amalie Sieveking



Elise Rathjes Dissertation über die Bedeutung von Kleingärten für Fürsorge und Erziehung

Bei den Dissertationen handelte es sich um ideengeschichtliche Untersuchungen zur Entwicklung der Armenpflege seit der Neuzeit (Urlaub 1932; Niegisch 1934; Zimmermann 1937) oder sie beleuchteten die Entwicklung der Armenpflege in Trier und Koblenz von der kurfürstlichen Zeit bis zum Ende der französischen Besatzung 1815 (Huberti 1935; Schmitz 1936). Einige Promovendinnen arbeiteten die Biographien von Wegbereitern der Pädagogik und des Fürsorgewesens wie Adolf Diesterweg, Johannes Daniel Falk, dem Gründer der Rettungshausbewegung und Jugendsozialarbeit, auf sowie von Pionierinnen weiblicher Fürsorgearbeit wie Amalie Sieveking (Bornitz 1930; Reis 1931; Haupt 1933). Andere Promovendinnen erforschten den Beitrag von Vereinen, Verbänden und Organisationen zum Fürsorgewesen oder sie rekonstruierten am Beispiel von Waisenhäusern die Entstehung und Entwicklung von Institutionen der Kinder- und Jugendfürsorge (Drexel 1925; Gerlach 1929); Bertha Kunreuther befasste sich z. B. mit der Landesarbeitsanstalt und dem Landesfürsorgeheim Breitenau bei Kassel (heute: Gedenkstätte Breitenau), einer „Besserungsanstalt“, in die Menschen, die als „arbeitsscheu“ bezeichnet wurden – „Bettler“, „Landstreicher“ und „Prostituierte“ – und Jugendliche, die als „verwahrlost“ galten

(sic!), zwangseingewiesen wurden (Kunreuther 1918; vgl. Schulze 2017). Lotte Elisabeth Schlesinger untersuchte am Beispiel der Frankfurter Kindergärten die Ausstattung und Organisation sowie die Nachfrage und die Berechtigung der Nutzung von Kindergärten (Schlesinger 1928).¹¹ Anna Werthmann, die Nichte des Gründers und Vorsitzenden des Caritasverbandes, beschäftigte sich auf Anregung Klumkers mit der katholischen Caritasbewegung des 19. Jahrhunderts in Frankfurt a. M. (Werthmann 1928) und dokumentierte mit ihrer Arbeit gleichzeitig den Erfolg der bis dahin vom Caritasverband in Frankfurt geschaffenen Fürsorgeeinrichtungen. Einige Studien befassten sich mit der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen in Heimen und in Pflegefamilien (Rieger 1932; Bertram 1927) und erforschten, wie es um „Die berufliche Erziehung der weiblichen Zöglinge in den Fürsorgeanstalten“ stand (Thomas 1924). Eine andere Gruppe beleuchtete, welche Bedeutung soziale Bewegungen wie die Wandervogelbewegung und die Schrebergartenbewegung für die Entwicklung der Jugendpflege hatten (Timmermann 1933; Rahtje 1932[1934]).

Teilweise entstanden die Dissertationen im Rahmen eines Praktikums, Agnes Teleky¹² führte beispielsweise eine von der Centrale für private Fürsorge 1927 begonnene, aber wegen Zeitmangels nicht abgeschlossene Studie, an der sie als Studentin wohl mitgearbeitet hatte, zu Ende (Teleky 1930; siehe auch Wolff 1924[1925]). Eine Besonderheit war die Dissertation von Else Bozi über die „Gerichtshilfe für Erwachsene“ (1925), in der sie auf Grundlage der in

den Gerichtshilfestellen in Bielefeld, Halle und Kassel vorhandenen Akten, einen umfassenden Überblick über die neu entstehende Erwachsenengerichtshilfe erarbeitete. Denn ihre Dissertation leistete nicht nur einen Beitrag zu einem der Arbeitsschwerpunkte Klumkers, sondern auch zum Arbeitsgebiet ihres Vaters (Alfred Bozi), der als Erfinder des Konzepts der Resozialisierung Strafgefangener und Gründer der Erwachsenengerichtshilfe gilt.

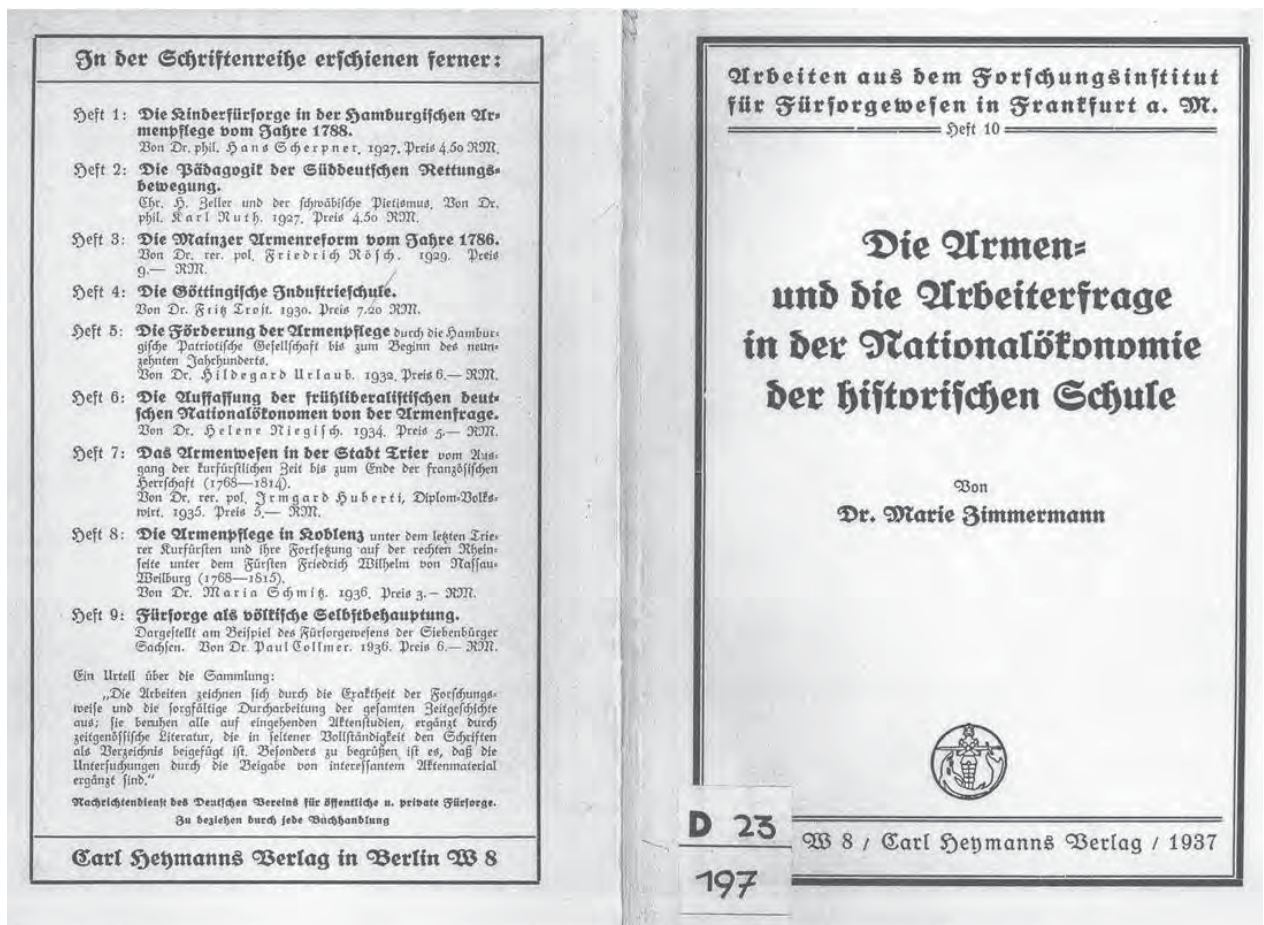
Aus heutiger Sicht bemerkenswert sind die ländervergleichenden Dissertationen, die unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkrieges entstanden und auf die nach dem Krieg eher ungewöhnliche internationale Ausrichtung der Frankfurter Fürsorgewissenschaft hinweisen. Zu diesen gehört die rechtssoziologische Arbeit von Lotte F. Rosenstock, die sich mit der Entwicklung des Fürsorgerechts in Russland nach der Novemberrevolution befasste (Rosenstock 1925). Nach der Auswertung der rechtlichen Quellen kam sie zu dem Ergebnis, dass sich das Fürsorgerecht, zumindest was die rechtlichen Grundlagen betraf, kaum vom deutschen unterschied. Auch wenn sich dies in den Titeln der Arbeiten (wie bei Bertha Kunreuther) kaum widerspiegelt, so sind die meisten Dissertationen aus einer Geschlechterperspektive geschrieben, Geschlecht spielte bei den Analysen eine Rolle. Und: zur Situation von weiblichen Fürsorgezöglingen und zu Säuglingsfürsorge und Mutterschutz haben auch die männlichen Absolventen des Fürsorgeseminars gearbeitet (siehe z. B. Ohrloff 1923; Drigalski 1924).

Einige der Arbeiten sind auszugswise in den von Klumker herausgegebenen Zeitschriften erschienen (z. B. Hellinger 1922); mehrere Dissertationen publizierte er in den Publikationsreihen des Seminars für Fürsorgewesen: Drei der elf Bände der Reihe „Fortschritte der Jugendfürsorge: Untersuchungen zur Entwicklung des gesamten Jugendschutzes“ stammten von Promovendinnen des Fürsorgeseminars (Bornitz 1930; Gerlach 1929; Teleky 1930), in der Reihe „Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt a. M.“ war die Hälfte der Bände von Frauen (Urlaub 1932; Niegisch 1934; Huberti 1935; Schmitz 1936; Zimmermann 1937).¹³

11 Lotte Elisabeth Schlesinger erfasste in Ihrer Dissertation alle 49 Kindergärten, die es 1922 in Frankfurt gab, sie untersuchte u. a. die Besuchsziffern, die Erwerbstätigkeit der Mütter sowie die Verteilung der Kindergärten auf das Stadtgebiet.

12 Agnes Teleky (geb. 12.9.1902) war die Tochter des Wiener Sozialmediziners Ludwig Teleky (evang., jüdischer Herkunft), der als Begründer der Arbeitsmedizin gilt und ab 1921 als Landgewerbeamt in Düsseldorf arbeitete und lebte. Ihr Diplomstudium schloss sie in Köln mit einer Hausarbeit über „Die Berufsvormundschaft, ein Mittel zur Besserung der Lage der unehelichen Kinder“ (1927) ab, danach studierte sie an der Universität Frankfurt. Während des Studiums arbeitete sie im städtischen Jugendamt in Düsseldorf, in der Centrale für private Fürsorge in Frankfurt und als stellvertretende Berufsberaterin am Berufsamt in Frankfurt. Sie emigrierte 1937 nach England, wo sie von der Federation of University Women unterstützt wurde und mit sozialstatistischen Arbeiten einen Einstieg in Forschung versuchte (vgl. Teleky 1944). Siehe u.a. UAF, Abt. 604, Nr. 690 (Studentenakte Agnes Teleky); UAF Abt. 156, Nr. 1700 (Promotionsakte Agnes Teleky).

13 Die Dissertationen wurden alle bis 1933 fertig gestellt, die, für den Abschluss des Promotionsverfahrens notwendige,



Schriftenreihe des Forschungsinstituts für Fürsorgewesen, in der die Dissertationen von Marie Zimmermann, Helene Niegisch, Hildegard Urlaub, Irmgard Huberti, Maria Schmitz veröffentlicht wurden

Mit ihren Dissertationen waren die Promovendinnen also „gut dabei“ bei der Forschung des Fürsorgeseminars; durch die Aufnahme ihrer Arbeiten in die Publikationsreihen des Instituts war dies auch öffentlich und außerhalb der Universität sichtbar.

„...aber nicht mittendrin?": Berufswege der Frankfurter Fürsorgewissenschaftlerinnen

Auch wenn Frankfurter Fürsorgewissenschaftlerinnen mit ihren Dissertationen gut dabei waren, so waren sich doch nicht mittendrin in der scientific community von Universität und Wissenschaft, die Präsenz in Stellen an der Hochschule und die Aufnahme in den Kanon als Maßstab genommen. Denn

Veröffentlichung der Arbeiten erfolgte aber bei einigen erst ein paar Jahre später.

zum einen nahmen die Fürsorgewissenschaften, die eine Schnittstelle zwischen Forschung und Praxis bildeten, in der *civitas academia* nur einen randständigen Platz ein, schon sichtbar durch die geringe Ausstattung des Lehrstuhls. Obwohl Frauen – nach den damaligen Vorstellungen von geschlechtsspezifischen Eignungen und Zuständigkeiten – für die Fürsorgewissenschaften ‚besondere‘ Kompetenzen vorweisen konnten, was für einen weiteren Verbleib in der Wissenschaft oder gar eine akademische Karriere sprach, scheint für nahezu alle Promovendinnen des Fürsorgeseminars die Universität und die Arbeit als Wissenschaftlerin nur eine Durchgangsstation geblieben zu sein, die sie nach Abschluss ihrer Promotion wieder verließen. Viele von ihnen hatten – sicher ihre Chancen richtig einschätzend –

schon bei ihrer Immatrikulation als Studienziel eine für sie erreichbare Arbeit im Fürsorgebereich oder „Sozialbeamtin“ angegeben. Außer dem Lehrauftrag für Klumker gab es am Seminar keine bezahlten Stellen, Forschungsprojekte oder Stipendien waren selten. Trotz der schwierigen Bedingungen scheinen einige Absolventinnen dennoch am Wunsch, weiter wissenschaftlich zu arbeiten, festgehalten zu haben: Bertha Kunreuther führte, bevor sie heiratete und nach Wien umzog, beim Wohlfahrtsamt der Stadt Frankfurt a. M. noch eine statistische Studie über die Wirksamkeit der Tuberkulosefürsorge durch. Vermutlich plante Klumker, dass sich Elisabeth Haupt mit dem erwähnten Stipendium habilitieren konnte, denn kurz zuvor – von 1926 bis 1928 – hatte Hans Scherpner, der einzige Klumker-Schüler, dem es gelang, in Frankfurt zu habilitieren, ebenfalls auf seine Anregung hin, unterstützt durch ein Forschungsstipendium zur Entstehungsgeschichte der modernen Fürsorge in Holland für seine Habilitation geforscht. Helene Drexel, die bei Klumker 1926 über die „Nassauische[n] Waisenanstalten im 18. Jahrhundert“ promovierte, war vermutlich eine der ersten wissenschaftlichen Assistentinnen an der Universität Frankfurt, denn sie vertrat laut Vorlesungsverzeichnis im Sommersemester 1928 und im Wintersemester 1928/29 Scherpner als Außerplanmäßigen Assistenten am Seminar für Fürsorgewesen.

Auch außerhalb der Wissenschaft waren die Berufsaussichten eher schwierig. Der Einstieg in eine höhere Verwaltungslaufbahn in der Sozialbürokratie, wofür der akademische Abschluss eigentlich prädestinierte, scheint nur einzelnen Absolventinnen gelungen zu sein: meistens hatten diese bis Mitte der 1920er Jahre promoviert. Einige von ihnen waren später Direktorinnen oder Lehrbeauftragte an Wohlfahrtsschulen, wie die Sozialen Frauenschulen seit Mitte der 1920er Jahre hießen.¹⁴ Etliche der ehemaligen Studentinnen der Fürsorgewissenschaften arbeiteten nach der Diplomprüfung oder der Promotion in der unmittelbaren fürsorgerischen Arbeit als Pädagoginnen, Erzieherinnen und Sozialarbeiterinnen in Einrichtungen der geschlossenen und

offenen Fürsorge.¹⁵ Aus ihren Briefen an Klumker lässt sich schließen, dass es für sie als Hochschulabsolventinnen gegen Ende der 1920er Jahre zunehmend schwieriger wurde, Arbeitsplätze im Bereich (vor allem) der offenen Fürsorge zu bekommen (vgl. Matron 2012: 118-120); mehrere Städte lehnten die Einstellung von Akademikerinnen als Fürsorgerinnen gänzlich ab und forderten diese auf als Externe den staatlich anerkannten Abschluss an einer Wohlfahrtsschule nachzuholen. Eine Ausnahme bildete die Stadt Köln, wo Hertha Kraus, eine der ersten Absolventinnen des Fürsorgeseminars, als zuständige Stadträtin, Akademikerinnen einstellte.¹⁶

Anders als bei Hertha Kraus, Hanna Hellinger und Emmy Wolff sind die Lebens- und Berufswege der meisten Promovendinnen kaum oder gar nicht zu rekonstruieren, was sie von dem Gros ihrer männlichen Kommilitonen allerdings nicht unterscheidet. Die Berufswege Kraus, Hellinger und Wolff, scheinen erfolgreicher verlaufen zu sein als die vieler ihrer Studienkolleginnen. Alle drei wurden vor der Jahrhundertwende geboren, sie wuchsen als behütete, höhere Bürgertöchter aus liberalen jüdischen Familien auf. Ihre Eltern waren religionsliberal und keine aktiven Mitglieder der jüdischen Gemeinde (sie wurden unreligiös erzogen). Ihre Mütter waren zeitlebens Hausfrau. Sie selbst waren in der Frauenbewegung aktiv, definierten sich nicht primär als Jüdinnen, mussten aber während der NS-Zeit aus Deutschland emigrieren. Keine von ihnen ist nach 1945 dauerhaft nach Deutschland zurückgekehrt. Das Wirken von Kraus, Hellinger und Wolff entsprach Klumkers Vorstellungen von Fürsorgewissenschaft; danach sollte wissenschaftliche Forschung kein Selbstzweck sein, sondern sollte die Fürsorgepraxis beeinflussen.

14 Else Bozi, verheiratete Noack arbeitete z. B. nach der Promotion lange Jahre als Dozentin an der Sozialen Frauenschule in Breslau.

15 Aus den Briefen an Klumker geht hervor, dass während des Studiums Netzwerke und dauerhafte Freundschaften zwischen den Studentinnen entstanden, und dass diese sich nach Abschluss des Studiums gegenseitig bei der Arbeitsplatz- und Wohnungssuche unterstützten. Siehe z. B. Schüttpelz an Haupt vom 11.4.1932, in: NL Klumker, K9/17.58.

16 Erika Bertram an Klumker am 20.2.1929, in: NL Klumker K9/17.53; Bertram an Klumker am 15.4.1929, in: ebd., K9/17.50.

Hertha Kraus (* 11. September 1897 Prag; †16. Mai 1968 Haverford, Pennsylvania)

Hertha Kraus war eine der ersten und ist eine der profiliertesten Promovendinnen des Fürsorgeseminars. Sie wurde durch ihr fachliches Wirken zu einer der „bedeutenden Wegbereiterinnen des modernen Sozialwesens und einer aufgeklärten und wissenschaftlich begründeten Sozialarbeit“ (Schirmacher 2002: 13).

Kraus stammte aus einem „böhmisch-westpreussisch-jüdischen Elternhaus“ (Schirmacher 2002, 15), sie wurde in Prag geboren und lebte seit ihrem fünften Lebensjahr in Frankfurt, wo ihr Vater eine Stelle als Lehrer an der Frankfurter Höheren Handelsschule und als Dozent an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften (später an der Universität) angenommen hatte. Wie viele der ersten, der in Frankfurt aufgewachsenen Studentinnen der Universität Frankfurt, besuchte sie die Schiller-Schule in Frankfurt-Sachsenhausen, ein Mädchengymnasium mit hohen Anforderungen und einem neuartigen Bildungsangebot. Unmittelbar nach dem Abitur immatrikulierte sie sich 1916 für ein Studium an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, zunächst für Wirtschaftswissenschaften, dann für Fürsorgewissenschaften. Sie war Mitglied im Asta und wurde bereits im ersten Studienjahr zur Präsidentin des Studentinnenverbandes gewählt (Bussiek 2002: 52). Ihr Studienschwerpunkt bildete die Fürsorgestatistik, die in Frankfurt hauptsächlich von dem damals bekannten Sozialstatistiker Franz Žizek vertreten wurde und einer der Arbeitsschwerpunkte Klumkers war. Die in Deutschland damals inhaltlich noch sehr unterentwickelte Fürsorgestatistik war Bestandteil der beginnenden Verwissenschaftlichung des Fürsorgehandelns und bildete als empirische Grundlage eine notwendige Voraussetzung für die politisch angestrebte reichseinheitliche Regelung der Fürsorge. Noch während ihres Studiums veröffentlichte Klumker einen längeren Artikel von ihr, für den sie amtliche Statistiken über „Armenkinder“ aus dem damaligen Königreich Sachsen ausgewertet hatte (Kraus 1918). Sie promovierte mit der Note „magna cum laude“. In ihrer (nicht mehr erhaltenen) Dissertation „Über Aufgaben und Wege der Jugendfürsorgestatistik“ (1919) entwickelte Kraus

ausgehend von der bestehenden defizitären Jugendfürsorgestatistik ein statistisches Beobachtungsinstrumentarium für die „vollständige und einheitliche Erfassung der jugendlich Versorgten“ (Kraus 1921)¹⁷. Ihre Analyse war ein wichtiger praxisbezogener Beitrag zur Entwicklung von Zähl- und Registraturinstrumentarien für die neue Institution „Jugendamt“, deren Einrichtung für die Gemeinden bald zur Pflicht wurde. Der Erstgutachter Zizek bescheinigte Kraus ein „außerordentliches Verständnis für statistische Fragen, von theoretischem und praktischem Standpunkt, und die Fähigkeit, die statistischen Möglichkeiten originell denkend mit den besonderen wissenschaftlichen und administrativen Problemen der Kinderfürsorge in Verbindung zu bringen“.¹⁸

Noch vor der Promotion schied Kraus aus der israelitischen Gemeinschaft aus und schloss sich den Quäkern an, eine heterogene freikirchliche christliche Religionsgemeinschaft, die sich für soziale Gerechtigkeit, Frieden und für humanitäre Hilfe einsetzte. Kraus trat außerdem in die SPD ein (Langau-Alex 2009: 117). Klumker, der Erfahrungen aus anderen Ländern in seine Arbeit und Lehre einbezog und den Praxisbezug der Wissenschaft betonte, sowie der spezifische Quäker-Geist haben die Grundsteine für Kraus' Interesse an internationaler Zusammenarbeit sowie ihre Motivation, soziale Praxis ‚vor Ort‘ zu betreiben, gelegt. Diese war auch Ausdruck ihrer politischen Haltung und ihres Wunschs aktiv an sozialen Veränderungen mitzuwirken. Wie ihr Werdegang zeigt, stand für Kraus die praktische Umsetzung von Fürsorgekonzepten im Mittelpunkt und weniger die Entwicklung einer Fürsorgetheorie. Kraus wollte die Verhältnisse der Menschen verbessern und Möglichkeiten zur weiteren Selbsthilfe schaffen.

Kraus' beruflicher Werdegang verlief für eine Frau in der damaligen Zeit außergewöhnlich erfolgreich. Sie arbeitete ab 1920 zunächst bei der amerikanischen Quäkerspeisen-Mission in Berlin, wo ihr drei Jahre später die Stelle der Geschäftsführerin der Zentrale für Berlin übertragen wurde. 1923 wurde ihr die Leitung des neu installierten städtischen

¹⁷ Von der Dissertation ist nur der Auszug überliefert, der als Artikel erschienen ist (siehe Kraus 1921).

¹⁸ Gutachten Zizek vom 12.6.1919, in: UAF, Abt. 156, Nr. 33, Bl. 5 (Promotionsakte Hertha Kraus).

Wohlfahrtsamtes der Stadt Köln vom Oberbürgermeister der Stadt, Konrad Adenauer, angeboten. Mit 26 Jahren war sie die jüngste Inhaberin einer solchen verantwortungsvollen Position in einer Stadtverwaltung in Deutschland (Reinicke 1998: 323). Kraus initiierte während ihrer Amtszeit eine Vielzahl sozialer Projekte, so entstanden beispielsweise 1927 auf ihre Initiative die „Riehler Heimstätten“, eine dreigliedrige Einrichtung für ältere Menschen mit den Bereichen Wohnstift, Pflegeheim und Versorgungsheim, die sich an amerikanischen Vorbildern orientierte. Außerdem unterrichtete sie als Dozentin an der Schule für Sozialarbeit in Köln und (gemeinsam mit Klumker) beim Fortbildungskurs der Stadt für Verwaltungsbeamte in sozialen Ämtern.¹⁹ Kraus war gut vernetzt in der Wohlfahrtspflege und der Frauenbewegung, u.a. war sie Mitglied im Hauptausschuss des Deutschen Vereins, Mitglied in der Arbeiterwohlfahrt sowie im Stadtverband Kölner Frauenvereine und im deutschen Verband der Sozialbeamtinnen. Ihre erfolgreiche Arbeit in Köln wurde 1933 abrupt beendet, denn sie wurde von den Nazis, wegen ihrer jüdischen Herkunft und ihrer Mitgliedschaft in der SPD aus ihrem Amt als Stadtdirektorin und Leiterin des Wohlfahrtsamtes vertrieben.

Gemeinsam mit ihrer Mitarbeiterin und Lebensgefährtin Gertrud Schulz emigrierte Kraus wenige Monate nach ihrer Entlassung in die USA, wo sie seit den frühen 1920er Jahren auf ihren Studienreisen Kontakte zu Quäkern geknüpft hatte. Sie war eine der wenigen Emigrantinnen, die nach der erzwungenen Emigration nahezu nahtlos ihre Karriere fortsetzen konnte. Kraus erhielt bereits 1934 eine „Professur für Sozialarbeit am Margaret Morrison College und am renommierten Carnegie Institute of Technology in Pittsburgh“. 1936 wurde sie an das „progressive wie elitäre“ Bryn Mawr College bei Philadelphia berufen, eine Privatschule der Quäker, die ursprünglich nur Frauen ausbildete, wo sie bis 1963 lehrte. Ab 1937 war sie in die Flüchtlingsarbeit des AFSC (American Friends Service Committee), eine 1917 gegründete Unterkommission der Quäker, eingebunden (Schirmacher 2002: 220-279; Langkau-

¹⁹ Schriftwechsel wegen „Soziale Lehrübungen für Verwaltungsbeamte in sozialen Ämtern“ am 16. März bis 18. April 1926 in den Räumen der städtischen Verwaltungsschule, Andreaskloster 5-7, Köln, in: NL Klumker, K 15/42.81.

Alex 2009: 118) und wurde während des Zweiten Weltkrieges zu einem der wichtigsten Knotenpunkte der Fluchthilfe der Quäker (Bernet 2009: 104).

Kraus war eine der ersten Emigrantinnen, die nach Kriegsende wieder nach Deutschland kamen und sich besonders in der unmittelbaren Nachkriegszeit am Aufbau verschiedener Hilfsmaßnahmen beteiligte. Sie war 1948 Sonderberaterin der Wohlfahrtsstelle der amerikanischen Militärregierung in Deutschland und 1950 Beraterin für Sozialpolitik bei der Alliierten Hohen Kommission in Deutschland. Bei ihren Besuchen im Nachkriegsdeutschland im staatlichen Auftrag beschäftigte sie sich vor allem Fragen der Aus- und Fortbildung der Sozialen Arbeit; das Seminar für Fürsorgewesen und Sozialpädagogik veranstaltete auf ihre Anregung hin 1948 eine Tagung über „Grundfragen der sozialpädagogischen Ausbildung“ (Bussiek 2002: 57). Obwohl sie selbst keine „Caseworkerin“ war, veröffentlichte sie Reader mit Schlüsseltexten zur Methode des in den USA seit den 1920er Jahren verbreiteten (Social) Casework, die auf eine stärkere Berücksichtigung der Individualität und Würde des Menschen abzielte; der Reader sollte Fürsorgerinnen und Fürsorgern ermöglichen, wieder Anschluss an die Methodendiskussion zu finden, die in Deutschland durch den Nationalsozialismus abgebrochen war. Kraus setzte sich außerdem für die „Wiederaufnahme der deutschen Sozialarbeiter_innen in den internationalen Diskurs und Organisationszusammenhang“ ein (Bussiek 2002: 58).

Sie wirkte daran mit, dass in mehreren deutschen Städten (u.a. in Frankfurt am Main) von den Quäkern und anderen amerikanischen Hilfsorganisationen organisierte Nachbarschaftsheime errichtet wurden, in denen erstmals Gemeinwesenarbeit, später Gruppenarbeit stattfand (Bussiek 2002: 57; Bernet 2009: 106). Bis Mitte der 1960er Jahre bewarb Kraus auf Tagungen und in Veröffentlichungen in Deutschland die amerikanische Methode der „Community Organization for Social Welfare“, die auf eine „umfassende Form der Koordinierung fürsorgerischer Tätigkeit in komplexen Gemeinwesen“ abzielte (Kraus 1951; Müller 2013: 201, 165-176).

Die Rezeption von Kraus' Beitrag zur Fürsorgewissenschaft brach jedoch in Westdeutschland bald ab, wohl vor allem weil sie nur als Vertreterin der

– seit Ende der 1960er Jahre als zu individualistisch verpönten – Casework-Methode wahrgenommen wurde. Dadurch gerieten auch ihre bemerkenswerten Ansätze zum sozialen Wohnungsbau und zur Gemeinwesenarbeit in Vergessenheit, die sie in den 1920er Jahren in Köln bereits umgesetzt. Sie wollte entsprechend dem Glauben der Quäker die Verhältnisse der Menschen verbessern und Möglichkeiten zur weiteren Selbsthilfe schaffen.

Hanna Hellinger (* 29. Oktober 1895 Breslau; † 8. Februar 1989 Lafayette, Indiana)

Hanna Hellinger wurde in Breslau geboren, bei der Immatrikulation hat sie in der Anmeldekarte bei der Frage nach ihrer Religionszugehörigkeit „jüdisch“ angegeben, beim Beruf des Vaters „Kaufmann“. In Breslau besuchte sie ein Mädchengymnasium (Viktoria-Schule), wo sie Ostern 1915 das Abitur bestand. Danach begann sie 1915 zuerst Naturwissenschaften zu studieren, dann Staats- und Rechtswissenschaften in Breslau, Berlin und Kiel. Während ihres Studiums arbeitete sie (überwiegend ehrenamtlich) in Fürsorgeeinrichtungen und in der gemeinnützigen Rechtsberatung des Vereins Frauenwohl Breslaus. Von 1917 bis 1919 unterbrach sie ihr Studium und arbeitete im Auftrag des vaterländischen Hilfsdienstes als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin am „Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr“ in Kiel. Anschließend wechselte sie nach Frankfurt, wo ihr Bruder Ernst Hellinger seit 1914 als Professor für Mathematik an der Universität lehrte.²⁰ In Frankfurt studierte sie überwiegend Volkswirtschaftslehre bei Weber und Fürsorgewesen bei Klumker und promovierte wie Kraus bei Zizek und Klumker. In ihrer Dissertation befasste sich Hellinger mit den seit den 1890er Jahren auch in Frankfurt bestehenden Hauspflegevereinen, ein Vorzeigeprojekt der Frauenbewegung (Hellinger 1920[1922]). Sie untersuchte die Organisation und die Ausbildungsmöglichkeiten in der Hauspflege, eine präventive sozialfürsorgerische und alltagspraktische Unterstützung von Haushalten, die für die Familien, die sie in Anspruch nahmen, kostenlos war. Anders als die wohlthätige Vereinsar-

beit sollte diese neue Form der Fürsorge formalisiert und nach systematischen Kriterien geleistet werden (zur Hauspflege siehe ausführlich Schröder 2001: 347-354).

Auch Hellinger gelang unmittelbar nach der Promotion der Einstieg in die Arbeit in der Sozialverwaltung und schließlich in eine Leitungsfunktion. Sie arbeitete zunächst am Frankfurter Wohlfahrtsamt und als Vertretung des erkrankten Geschäftsführers am Archiv der deutschen Berufsvormünder. Ihre Bewerbungen wurden von Klumker durch Empfehlungsschreiben unterstützt.²¹ Anschließend übernahm sie 1922 die Leitung einer Berufsvormundschaft in Österreich, was der Leitung eines deutschen Jugendamtes entsprach. Zwei Jahre später, 1924, hatte sie bereits ihre erste verbeamtete Stelle als leitende Fürsorgerin beim Bezirksjugendamt Berlin-Lichtenberg, wo ihr 22 Fürsorgerinnen und Fürsorger unterstanden. Sie bildete sich außerdem weiter und legte 1925 als Externe an der Sozialen Frauenschule Berlin die Prüfung der staatlich anerkannten Wohlfahrtspflegerin ab. Als am Jugendamt Stadt Frankfurt die Stelle einer Oberfürsorgerin neu eingerichtet wurde, die für den gesamten Außendienst der Familienfürsorge zuständig sein sollte (Matron 2012: 108), bewarb sich Hellinger und setzte sich gegen 90 Mitbewerberinnen durch.²² Anfang März 1929, wenige Monate vor ihrem vierunddreißigsten Geburtstag, wurde sie zur Oberfürsorgerin der Stadt und städtische Beamtin auf Lebenszeit ernannt. Ihre Bewerbung in Frankfurt wurde durch Empfehlungsschreiben von Klumker und dem Rektor der Universität Frankfurt unterstützt. Während ihrer Arbeit als Oberfürsorgerin unterrichtete Hellinger außerdem als ehrenamtliche Lehrkraft praxisbezogene Aspekte der Familienfürsorge an der Staatlich anerkannten Wohlfahrtsschule Hessen-Nassau, wie das Frauenseminar für soziale Berufsarbeit nun hieß. Die in ihrer Personalakte überlieferten Schriftwechsel dokumentieren, wie sehr Frauen in der Sozialverwaltung diskriminiert wurden, und wie lange und hartnäckig Hellinger um die Anerkennung ihrer Arbeit und Qualifikation kämpfen musste. Hellinger wehrte

20 Lebenslauf, in: UAF Abt. 156, Nr. 192 (Promotionsakte Hanna Hellinger); sowie UAF, Abt. 604, Nr. 553 (Studentenakte Hanna Hellinger).

21 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main (ISG), Personalakte Hanna Hellinger, verh. Meissner, Sign. 138.883 und Magistratsakte V 81, Bd. III.

22 ISG, Magistratsakte V 81, Bd. III, Bl. 27.

sich dagegen, dass sie als Frau bei der Eingruppierung gegenüber ihren gleichqualifizierten männlichen Kollegen schlechter gestellt wurde.

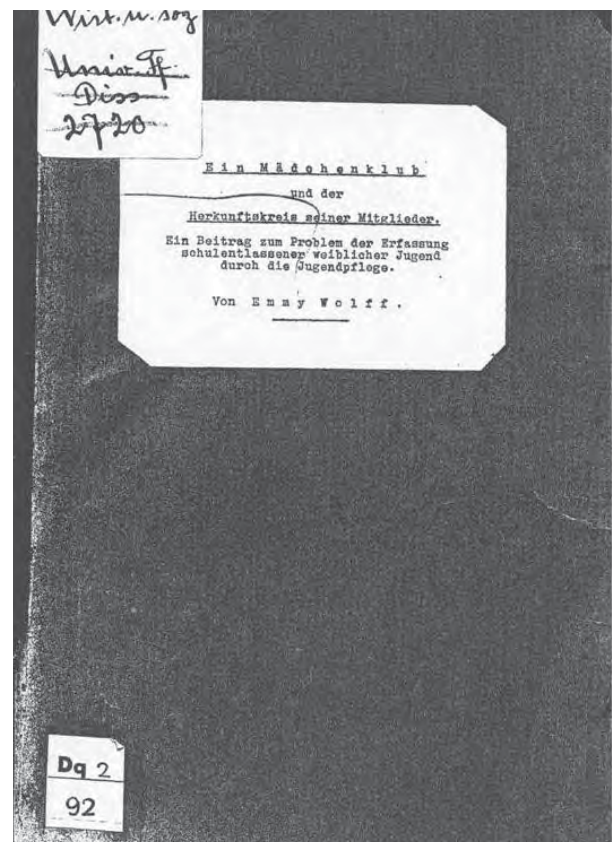
Auch Hellinger wurde 1933 aus ihrer erreichten beruflichen Position vertrieben. Am 24. Juni 1933 wurde sie wie Kraus wegen ihrer „nicht-arischen“ Abstammung und weil sie seit 1924 Mitglied der SPD war, zwangsweise den Ruhestand versetzt. Von den Nazis wurde außerdem Hellingers berufliche Qualifikation in Frage gestellt und ihr unterstellt, dass sie ihrer Stellung als Oberfürsorgerin nicht gerecht geworden sei, denn ihr habe die für die Besoldungsgruppe vorgeschriebene Vorbildung sowie die für eine Oberfürsorgerin notwendige „mütterliche Artung“ gefehlt. Die in ihrer Personalakte überlieferten Schreiben von Klumker und anderen wurden nun als vermeintliche Beweis für die fehlende Objektivität beim Auswahlverfahren für die Stelle herangezogen. Die Kommune ging noch einen Schritt weiter, denn sie verweigerte Hellinger das ihr rechtmäßig zustehende Ruhestandsgehalt. Ihr Antrag auf Gewährung eines Härteausgleichs wurde mit Verweis auf das Einkommen ihres Bruders, der sie unterstützen könne, abgelehnt.

Nach ihrer Flucht in die USA heiratete sie 1942 Karl Wilhelm Meissner, einen ehemaligen Kollegen ihres Bruders. Wie Hertha Kraus, so gelang es auch Hanna Hellinger erst nach ihrer Emigration, eine Stelle als Professorin an einer Hochschule für Sozialarbeit in den USA zu erhalten. Von 1944 bis 1965 lehrte sie als Professorin für Soziologie und Sozialwissenschaft an der Purdue University in Lafayette, Indiana.

Emmy Wolff (* 1890 Bernburg, Saale; † 1969 in Haslemere, Surrey)

Bei Emmy Wolff, die heute vor allem wegen ihres Engagements in der Frauenbewegung und durch ihre publizistische Arbeit bekannt ist, ist die enge, wechselseitige Verbindung zwischen Frauenbewegung, Sozialer Arbeit und Sozialwissenschaft, die Elisabeth Meyer-Renschhausen als eine „Art Familiengeschichte“ beschrieben hat, am Offensichtlichsten (Meyer-Renschhausen 1994).

Der Vater von Emmy Wolff war Bankier; ihre Mutter Juli Wolff, geb. Fliess engagierte sich eh-



Emmy Wolffs Dissertation über den Jüdischen Mädchenklub

renamtlich in der jüdischen Gemeinde. Nach dem Abitur besuchte Emmy Wolff in der Schweiz eine Ecole Supérieure. Ab 1915 studierte sie Sozial- und Rechtswissenschaften an der Hochschule für Frauen in Leipzig, 1918 legte sie dort das Examen für soziale Berufsarbeit ab. Anschließend immatrikulierte sie sich an der Universität München für ein sozialwissenschaftliches Studium, von dort wechselte sie zum Wintersemester 1921/22 an die Universität Frankfurt a. M., wo sie 1922 das Diplom für Sozial- und Verwaltungsbeamtin mit der Note „gut“ bestand und 1924 promovierte. Während ihres Studiums und ihrer Promotion engagierte sie sich in verschiedenen Organisationen der bürgerlichen Frauenbewegung, sie sammelte außerdem umfangreiche praktische Erfahrungen in verschiedenen Einrichtungen der offenen und privaten Jugendpflege sowie in der Berufsberatung.²³

²³ Vgl. Lebenslauf, in: UAF, Abt. 156, Nr. 1008 (Promotionsakte Emmy Wolff).

Emmy Wolfs Dissertation „Ein Mädchenklub und der Herkunftskreis seiner Mitglieder“, die sich als „Ein Beitrag zum Problem der Erfassung schulentlassener weiblicher Jugend durch die Jugendpflege“ verstand (Diss. 1924, Promotion 1925), ist eine beeindruckende empirische Studie über die Anfänge sozialpädagogischer Mädchenarbeit und zugleich ein frühes Beispiel für lebensweltliche Forschung. Sie vermittelt einen Einblick in die Biographien der jüdischen Besucherinnen, die durch vielfache Erfahrungen von Migration und Flucht (überwiegend aus osteuropäischen Ländern) gekennzeichnet waren. Der „Frankfurter Mädchenklub der weiblichen jüdischen Fürsorge“ war 1902 von Bertha Pappenheim, der Vorsitzenden des jüdischen Vereins weibliche Fürsorge, in Anlehnung an englische und US-amerikanische Vorbilder aus der Settlement-Bewegung gegründet worden. Er war eine Organisation der privaten, weiblichen und konfessionellen Jugendpflege und wollte ein Treffpunkt mit einem sozialpädagogischen und Bildungsangebot für alleinstehende erwerbstätige Mädchen und junge Frauen aus prekären Lebensverhältnissen sein. Emmy Wolff hatte während ihres Studiums in diesem Klub eineinhalb Jahre als Leiterin und anschließend ehrenamtlich gearbeitet. In ihrer Dissertation untersuchte sie zum einen die äußere Struktur des Mädchenklubs, d.h. seine Einbindung in die Organisationen und Netzwerke der Jugendpflege und -bewegung, der Frauenbewegung und der jüdischen Gemeinde. Zum anderen untersuchte sie, gestützt auf verschiedene qualitative Methoden, die soziale Herkunft seiner Mitglieder. Dabei handelte es sich um ihre eigenen Beobachtungen, die sie systematisch erfasst hatte, und um einen teilstandardisierten Fragebogen zu den Familien- und Wohnverhältnissen, zur wirtschaftlichen und sozialen Situation der Befragten, zur Schul- und Berufsbildung, zu den Hobbys, sowie Fragen zur Mitgliedschaft im Mädchenklub. Wolff führte zudem Einzelbefragungen von 114 Mitgliedern aus 86 Familien in Form eines freien Gesprächs durch. Zur Überprüfung ihrer Ergebnisse nahm Wolff Einsicht in Akten der an die Zentralstelle für jüdische Wohlfahrtspflege angeschlossenen Vereine. Ihre Beschreibung des Klublebens und seiner Geschichte stützte sich außerdem auf Tätigkeitsberichte sowie

Briefwechsel der jungen Frauen untereinander, an die Gruppe und die beiden Leiterinnen. Durch die Einbeziehung von Sekundärliteratur versuchte Wolff der Subjektivität ihres Forschungsmaterials entgegenzuwirken.

Nach Abschluss ihrer Promotion arbeitete Wolff in frauenpolitischen Feldern, als Publizistin, Lehrerin und Pädagogin. Sie wurde Assistentin der (rechts-) liberalen Reichstags-Politikerin der DDP und „Grande Dame“ der bürgerlichen Frauenbewegung Gertrud Bäumer. Darüber hinaus unterrichtete sie am Sozialpädagogischen Seminar des „Jugendheims“ Berlin und an der von Alice Salomon gegründeten Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit. Von 1927 bis 1931 fungierte sie als Geschäftsführerin des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF) und engagierte sich als Herausgeberin der zentralen Organe der Frauenbewegungspresse.

Sie emigrierte 1935 nach England, da es für sie aus rassistischen Vorbehalten und Gesetzen keine berufliche Perspektive in Deutschland mehr gab. Dort unterrichtete sie als eine der fünf Hauptlehrerinnen und stellvertretende Direktorin an der von ihrer Lebensgefährtin, der Soziologin Hilde Lion, gegründeten Stoalety Rough School, einer Quäker-einrichtung, bis zu ihrer Pensionierung, zunächst Kinder deutscher Flüchtlinge, später auch englische Schüler_innen.

Ausblick

Die Institutionalisierung der Fürsorgewissenschaften an der Universität Frankfurt a. M. durch die Einrichtung des Fürsorgeseminars und des Forschungsinstitut für Fürsorgewesen und Sozialpädagogik haben die Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft gefördert sowie zu deren Sichtbarkeit im fürsorgewissenschaftlichen Diskurs beigetragen. Allerdings gelang es nur einzelnen Frauen wie Hertha Kraus während der Weimarer Republik, mit Unterstützung von Christian Jasper Klumker und den Strukturen der Frauenbewegung, in Deutschland in leitende Positionen im Wohlfahrtswesen aufzusteigen. Dabei haben sie die Durchlässigkeit männlicher Netzwerke der Sozialreform genutzt. Eine Professur erhielten selbst die erfolgreichsten Absolventinnen des Fürsorgeseminars nicht in Deutschland,

sondern erst nach ihrer erzwungenen Emigration in den USA. Die Fürsorgewissenschaften als Fach wirkten einschließend/ausschließend. Denn in der ‚civitas academia‘ waren sowohl das Seminar als auch die Fürsorgewissenschaften als neues, noch nicht etabliertes Fach randständig und somit auch seine Promovendinnen. Zudem standen die Fürsorgewissenschaften mit ihrem hohen Praxisbezug mehr im außerwissenschaftlichen Feld des Wohlfahrts- und Sozialwesens, dessen Entwicklung sie mit wissenschaftlichen Erkenntnissen vorantreiben wollten. Wie erfolgreich Absolventinnen des Fürsorgeseminars dabei waren, das zeigen Hertha Kraus‘ innovative Ansätze zum sozialen Wohnungsbau und der Gemeinwesenarbeit, die sie bereits in den 1920er Jahren in Köln umsetzte.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Bernet, Klaus (2009): Elisabeth Rotten, Hertha Kraus und Magda Kelber. Angloamerikanische Ansätze der intervenierenden Pädagogik 1933-1949, in: Feustel, Adriane/ Ingrid Hansen-Schaberg/ Gabriele Knapp (Hg.): Die Vertreibung des Sozialen, München: Edition text + kritik: 93-114.

Bertram, Erika (1927): Die Unterbringung von erziehungsbedürftigen Kindern in Familien: eine statistisch-methodologische Untersuchung an Hand des Aktenmaterials eines Provinzial-Erziehungsvereins, Frankfurt, Main, Univ., Diss.

Bornitz, Maria (1930): Adolf Diesterweg und die Kinderfürsorge, Langensalza: Beyer. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1930]

Bozi, Else (1925): Gerichtshilfe für Erwachsene (=Heft 9 der Schriften der Deutschen Gesellschaft für soziales Recht), Stuttgart: Verlag Ferdinand Enke. [Frankfurt, Main, Univ., Diss. 1925]

Bussiek, Beate (2002): Hertha Kraus – Quäkergeist und Kompetenz. Impulse für die Soziale Arbeit in Deutschland und den USA, in: Hering, Sabine/ Waaldijk, Berteke (Hg.): Die Geschichte der Sozialen Arbeit in Europa (1900-1946): Wichtige Pionierinnen und ihr Einfluss auf die Entwicklung internationaler Organisationen, Opladen: Leske + Budrich: 51-60.

Drexel, Helene (1926): Nassauische Waisenanstalten im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Kinderfürsorge, Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1925[1926].

Drigalski, Wilhelm von (1924): Säuglingsfürsorge und Mutterschutz nach den Erfahrungen der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit, Langensalza: Beyer. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1924]

Engelke, Ernst/ Borrmann, Stefan/ Spatschek, Christian (2014): Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung, 6. Auflage, Freiburg: Lambertus.

FB Soziale Arbeit und Gesundheit (Hg.) (2014): „Warum nur Frauen?“. 100 Jahre Ausbildung für soziale Berufe, Frankfurt a. M.: Fachhochschulverlag.

Gerlach, Jutta (1929): Das Waisenhaus in Darmstadt: 1697-1831; ein Beitrag zur Geschichte der Jugendfürsorge in Hessen-Darmstadt (=Fortschritte der Jugendfürsorge: 1. Reihe = Vergangenheit und Gegenwart ; 4), Langensalza: Beyer. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1928]

Hassauer, Friederike (2008): Die schlaun Frauen. Dignitas, Veritas, Nobilitas: ist die Wissenschaft geschlechtsreif?, in: Feministische Studien, 27 (1): 7-21.

Haupt, Elisabeth (1933): Amalie Sieveking als Gründerin des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege in Hamburg, Berlin-Spandau: Wichern. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1933]

Hellinger, Hanna (1920): Die Hauspflege, ihr Wesen, ihre Organisation und ihre Ausbildungsmöglichkeiten, Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1920[1922].

Hellinger, Hanna (1921): Die „Sozialisierung“ der Hauspflege, in: Zeitschrift für Armenwesen, 22 (1).

Huberti, Irmgard (1935): Das Armenwesen in der Stadt Trier: vom Ausgang der kurfürstlichen Zeit bis zum Ende der französischen Herrschaft (1768-1814) (=Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt a.M.; 7), Berlin: Heymann. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1935]

- Keller, Marion (2016): Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlerinnen an der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät, in: Bertram Schefold (Hg.): Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler in Frankfurt a. M., 3. erweiterte Auflage, Marburg: Metropolis: 909-952.
- Klein, Viola (1946): *The Feminine Character: History of an Ideology*, London: Routledge & Kegan Paul.
- Kraus, Hertha (1918): Statistische Erhebungen im Königreich Sachsen über die öffentliche Kinderversorgung, in: *Zeitschrift für das Armenwesen*, 19 (Januar, März): 28-40.
- Kraus, Hertha (1921): Über Aufgaben und Wege einer Jugendfürsorgestatistik, in: *Zeitschrift für das Armenwesen*, 22 (Juli, August, September): 73ff.
- Kraus, Hertha (1949): *Von Mensch zu Mensch. Casework als soziale Aufgabe*, Frankfurt: Metzner.
- Kraus, Hertha (Hg.) (1950): *Casework in den USA. Theorie und Praxis der Einzelhilfe*, Frankfurt: Metzner.
- Kraus, Hertha (1951): Amerikanische Methoden der Gemeinschaftshilfe – *Community Organization for Social Welfare* stark, in: *Soziale Welt*, 3(2): 184-192.
- Kuhlmann, Carola (2002): Verantwortung und Fürsorge. Ein Vergleich der theoretischen Ansätze Alice Salomons, Hermann Nohl und Christian Jasper Klumkers, in: Hering, Sabine/ Waaldijk, Bertke (Hg.): *Die Geschichte der Sozialen Arbeit in Europa (1900-1946): Wichtige Pionierinnen und ihr Einfluss auf die Entwicklung internationaler Organisationen*, Opladen: Leske + Budrich: 93-100.
- Kunreuther, Bertha (1918): Untersuchungen über das Landstreicher- und Bettlertum in Preußen mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse, Hannover: Osterwald. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1918]
- Kunreuther, Bertha (1919): Tuberkulosefürsorge und Wohlfahrtspflege. Eine statistische Untersuchung (=Schriften des Frankfurter Wohlfahrtsamtes, 4), Frankfurt a. M.: Reitz & Köhler.
- Langkau-Alex, Ursula (2009): Hertha Kraus, die Flüchtlingshilfe der Quäker und die Perzeption von Verfolgten/ Geretteten, in: Feustel, Adriane/ Hansen-Schaberg, Ingrid/ Knapp, Gabriele (Hg.): *Die Vertreibung des Sozialen*, München: Edition text + kritik: 115-129.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth (1994): Soziologie, soziale Arbeit und Frauenbewegung – eine Art Familiengeschichte, in: *Feministische Studien*, 12. (1): 17-32.
- Müller, Wolfgang C. (2013): *Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialen Arbeit*, 6. Aufl., Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Neises, Gerd (1968): Einleitung, in: Christian Jasper Klumker. *Schriften zur Jugendhilfe und Fürsorge*, ausgewählt und eingeleitet von Gerd Neises, Frankfurt a.M.: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge: 1-28.
- Niegisch, Helene (1934): Die Auffassung der frühliberalistischen deutschen Nationalökonominnen von der Armenfrage (=Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt a.M.; 6), Berlin: Heymann [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1933]
- Ohrloff, Ernst (1923): *Weibliche Fürsorgezöglinge*, Langensalza: H. Beyer & Söhne.
- Rathje, Else (1934): *Die Bedeutung der Kleingärten für Fürsorge und Erziehung*, Hamburg: Schimkus 1934. [Zugl. Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1932]
- Reinicke, Peter (1998): Kraus, Hertha – Leiterin des Kölner Wohlfahrtsamtes, in: Maier, Hugo (Hg.): *Who is Who in der Sozialen Arbeit*, Freiburg: Lambertus: 323-324.
- Reis, Trude: Johannes Falk als Erzieher verwahrloster Jugend, Berlin-Spandau: Wichern 1931. [Zugl. Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1931]
- Rieger, Frieda (1932): die Pflegefamilie von heute, dargestellt an den Verhältnissen einer süddeutschen Großstadt, Frankfurt, Main, Univ., Diss. 1932.

- Rosenstock, Lotte F. (1925): Grundzüge des Fürsorge-rechts in Sowjet-Russland: Darstellung und Versuch einer vergleichenden Betrachtung, Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1924 [1925].
- Schirmmacher, Gerd (2002): Hertha Kraus – zwischen den Welten: Biographie einer Sozialwissenschaftlerin und Quäkerin (1897-1968), Frankfurt a. M. [u.a.]: Lang.
- Schlesinger, Lotte Elisabeth (1928): Der Frankfurter Kindergarten. Sein Wesen und seine soziale Bedeutung Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1928.
- Schmitz, Maria (1936): Die Armenpflege in Koblenz unter dem letzten Trierer Kurfürsten Clemens Wenceslaus und ihre Fortsetzung auf der rechten Rheinseite unter dem Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg (1768-1815) (=Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt a.M.; 8), Berlin: Heymanns. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1936]
- Schröder, Iris (2001): Grenzgängerinnen: Jüdische Sozialreformerinnen in der Frankfurter Frauenbewegung um 1900, in: Gotzmann, Andreas (Hrsg.): Juden, Bürger, Deutsche: zur Geschichte von Vielfalt und Differenz 1800-1933, Tübingen: Mohr Siebeck: 341-368.
- Schulze, Jesper (2017): Bertha Pappenheim – Ein Blick zurück, in: Keller, Marion/Wischermann, Ulla (Hg.): Sozialwissenschaftlerinnen an der Universität Frankfurt am Main. Dokumentation eines Lehrforschungsseminars, CGC-online papers 2: 31-44.
- Agnes Teleky (1930): Einkommen und Miete bei kinderreichen Familien in Frankfurt a. M. mit besonderer Berücksichtigung ihrer Wohnungsverhältnisse: eine sozialpolitisch-statistische Studie (=Fortschritte der Jugendfürsorge: Untersuchungen zur Entwicklung des gesamten Jugendschutzes, 3. Reihe, Erziehung und Berufsbildung), Langensalza: H. Beyer & Söhne. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1930]
- Teleky, Agnes (1944): A note on the vital statistics of Iceland, in: British Medical Journal, 29. April 1944: 597.
- Thomas, Margarete (1923 [1924]): Die berufliche Erziehung der weiblichen Zöglinge in den Fürsorgeanstalten, unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse in Preußen, Frankfurt, Main, Univ., Diss.
- Timmermann, Ilse (1933): Die Jugendarbeit der Wandervereine, Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1933.
- Urlaub, Hildegard (1932): Die Förderung der Armenpflege durch die Hamburgische Patriotische Gesellschaft bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (=Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt a. M.; 5), Berlin: Heymann. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1932]
- Werthmann, Anna (1928): Die katholische Caritasbewegung des 19. Jahrhunderts in Frankfurt am Main, Frankfurt, Main, Univ., Diss. 1928.
- Wolff, Emmy (1924 [1925]): Ein Mädchenklub und der Herkunftskreis seiner Mitglieder. Ein Beitrag zum Problem der Erfassung schulentlassener weiblicher Jugend durch die Jugendpflege, Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1924 [1925].
- Zimmermann, Marie (1937): Die Armen- und Arbeiterfrage in der Nationalökonomie der historischen Schule (=Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt a.M.; 10), Berlin: Heymann. [Zugl.: Frankfurt, Main, Univ., Diss., 1937]

URSULA APITZSCH

Henriette Fürth (1861-1938): Sozialforscherin, feministische Sozialistin, Jüdin

2010, pünktlich zum Jubiläumskongresses der DGS – 100 Jahre nach deren Gründung in Frankfurt am Main – erschien Henriette Fürths Autobiografie „Streifzüge durch das Land eines Lebens“, herausgegeben unter Mitwirkung des Cornelia Goethe Centrus (Fürth 2010).

Warum lohnt es sich, an Henriette Fürth zu erinnern?

(Auto-) Biographie einer deutschen Jüdin

Die Lebenserinnerungen „Streifzüge durch das Land meines Lebens“ bieten einen fruchtbaren Ausgangspunkt, Alltag und Politik entlang von Fürths eigenen Positionen zu rekonstruieren, insbesondere wenn diese biografischen Narrative mit Fürths politischen und wissenschaftlichen Publikationen konfrontiert werden.

Henriette Fürth selbst schreibt „an meine Kinder (statt eines Vorworts)“ – gleichsam als „Entschuldigung“ für das in ihrer Autobiographie nicht Geleistete – : „Kein chronologisch lückenloses Bild soll hier entrollt werden und keine Weisheiten zur Zeit- und Wirtschaftsgeschichte werden kundgetan... Nicht nur, weil ich versäumte oder keine Zeit hatte, mir Notizen zu machen. Vielleicht fehlt mir jener gewisse epische Sinn, der zugleich handelt und anschaut. Vielleicht ist es auch so, dass die Dinge, bei denen ich ‚mittat‘, mich so in ihren Bann zwangen und so ausschließlich erfüllten, dass mir keine Zeit blieb, sie auch noch sub specie aeternitatis zu betrachten.“ Wichtig ist Henriette Fürth offenbar weder die Chronologie, noch eine „objektive“ Deutung der von ihr miterlebten und mitgestalteten Geschichtsabläufe, sondern die Erinnerung an die Art und Weise, in der subjektives Handeln mit oft hinter dem Rücken der Handelnden sich vollziehenden kollektiven Ereignissen und fatalen Ereignisverkettungen (Krieg,



Henriette Fürths Autobiografie „Streifzüge durch das Land eines Lebens“

Armut, gesellschaftlicher Ausschluss – auch der Autorin selbst als Jüdin und als Frau –) verbunden ist und wie Individuen sich angesichts solcher von ihnen nicht gemachter und gewollter historischer Bedingungen dennoch positionieren können.

Henriette Fürth wurde am 14. August 1861 in Gießen geboren. Als zweites Kind und älteste Tochter des jüdischen Holzhändlers Sigmund Katzenstein und seiner Frau Sophie, geb. Loeb, wuchs sie in Gießen auf. Durch ihre Mutter erwarb sie eine Bindung an das Judentum (Krohn 1991), war aber wie ihr säkular eingestellter Vater, der es abgelehnt hatte, Rabbiner zu werden, orthodoxen Strömungen gegenüber skeptisch.

*Im Geiste bürgerlicher deutsch-jüdischer Kultur erzogen (Richarz 1997), besuchte sie die örtliche höhere Mädchenschule, auf der sie mit überdurchschnittlichen Leistungen glänzte. Ihr Studium auf dem an die Frankfurter Elisabethenschule angeschlossenen Lehrerinnenseminar war von kurzer Dauer. Ihr Vater meldete sie wegen der konfessionsbedingten Aussichtslosigkeit einer Anstellung und des Heiratsverbots für Lehrerinnen schnell wieder ab. 1880 heiratete sie ihren Vetter, den Lederwarenhändler Wilhelm Fürth aus Darmstadt, dem sie zwischen 1881 und 1899 acht Kinder gebar. In diesen Jahren bildete sie sich autodidaktisch weiter. 1885 zog sie mit ihrer Familie nach Frankfurt am Main, wo sie die nächsten 50 Jahre verbrachte. Während sie mit publizistischen Gelegenheitsarbeiten zur Aufbesserung des Familienhaushalts beitrug, entfaltete sie, von ihrem Bruder – dem Sozialdemokraten Simon Katzenstein – ermutigt, seit 1888 ihr sozialpolitisches Engagement. Sie schrieb, zunächst unter Pseudonym, kleinere Artikel für die Frankfurter Zeitung und andere Organe und besuchte politische Veranstaltungen, in denen sie mit diskutierte. Schließlich begann sie auch, sich im wissenschaftlichen Bereich zu betätigen, so anfangs in der Volkswirtschaftlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstifts (Härpfer 2010). Daraus entstand die 1897 von Philip Stein herausgegebene empirische Studie *Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt am Main* (Fürth 1896a) ...Nach dem finanziellen Ruin ihres Mannes 1901 war sie zur Erwerbsarbeit gezwungen und nahm eine durch Charles Hallgarten vermittelte „Handlangerstelle“ in der Centrale für private Fürsorge an. Darüber hinaus entwickelte sie eine rege Vortrags- und Publikationstätigkeit, die schon bald ihre Haupterwerbsarbeit werden sollte. Gemeinsam mit Bertha Pappenheim gründete sie 1901 die Weibliche Fürsorge als Abteilung im Israelitischen Hilfsverein, deren Vorsitz sie bis 1904 innehatte (Klausmann 1997: 157-164). Daneben betreute sie bis 1907 die Rubrik „Rundschau ‚Frauenbewegung‘“ in den Sozialistischen Monatsheften (Epple 1996: 55-62). 1902 publizierte sie die Studie „Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen“ (Fürth 1902), in der sie den Arbeiterinnenschutz thematisierte und sich mit dem Entwurf eines Fabrikarbeitsverbots für verheiratete Frauen auseinandersetzte. Zitat aus Fürth 2010: XIVff.*

Insgesamt verfasste Henriette Fürth bis zum Ende der Weimarer Republik 30 selbständige Werke und mehr als 200 Zeitschriftenartikel (Härpfer 2010: 41). 1931, ein Jahr vor dem Tod ihres Mannes, erhielt sie zu ihrem 70. Geburtstag die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt und eine Ehrenurkunde der Universität. In den Jahren 1931-32 diktierte sie zunächst ihrem Mann, nach dessen Tod der Schwiegertochter Netta Fürth, die 1943 nach Palästina emigrierte, ihre Lebenserinnerungen. Henriette selbst blieb in Deutschland und starb 1938 in Bad Ems „als Fremde in ihrem Vaterland“, wie Hugo Sinzheimer in seinem Nachruf schrieb. „Die Welt, für die sie gelebt und gearbeitet hat, gibt es nicht mehr.“ (Sinzheimer 1938: 485)

Fürths Autobiografie macht deutlich, welch außergewöhnliche Frau hier in Frankfurt mit ihren Reden und Schriften den Aufstieg der deutschen Demokratie und der Frauenbewegungen am Ende des Kaiserreichs sowie die Kämpfe und Hoffnungen der Weimarer Republik begleitet hat. Henriette Fürth war eine nonkonformistische autodidaktische Intellektuelle im besten Sinne des Wortes, die zwar wegen der Geldnot der Familie nicht die Lehrerinnen-Ausbildung an der Elisabethenschule beenden konnte, aber später als empirische Sozialforscherin eine so große Wertschätzung erfuhr, dass die Sozialdemokratische Partei sie für den Großen Rat und das Kuratorium der Universität nominierte, denen sie von 1921 bis 1933 angehörte. Nichts war für sie selbstverständlich: sie kämpfte für die jüdische Sache so sehr, dass die Sozialdemokraten ihr mehrfach vorwarfen, sie sei zuerst Jüdin und nicht Sozialistin, was sie empört zurückwies. Sie war Jüdin, aber sie war nicht fromm, sondern bezeichnete sich ausdrücklich öffentlich als Monistin in einer Veranstaltung, in der von einem reaktionären katholischen Redner die Monisten als Freigeister und weltanschaulich daher besonders gefährliches Pack hingestellt wurden. Sie war nach dem Ende des Ersten Weltkriegs begehrte Parteirednerin für die Sozialdemokratie, aber sie teilte nicht die Auffassungen des antireligiösen Kurses von Adolph Hoffmann, der von November 1918 bis Januar 1919 preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung war. Darüber erzählt sie selbst eine bezeichnende Anekdote.

Die Leute glaubten, daß wir, wie das vor kurzem in Sowjetrußland geschehen war, die Religion völlig abschaffen und ihren Anhängern mit feindseligen Vernichtungsabsichten entgegentreten wollten. So ging die Aufgabe dahin, den Hörern klarzumachen, dass unser Axiom ‚Die Religion ist Privatsache!‘ nur so zu verstehen sei, dass es jedem unbenommen sei zu glauben oder nicht zu glauben, dass aber der Staat sich weder in diese Privatsphäre einmischen noch irgendeiner Religion oder Konfession mit Geldunterstützung zu Hilfe kommen dürfe. Ich ging ...ganz ruhig und sachlich auch auf dieses Problem ein und legte als meinen Standpunkt die Spinozistische Auffassung des Allgöttlichen dar. (Fürth 2010: 195f.)

Dank ihrer philosophischen Bildung war Henriette Fürth auch als Rednerin bei vielen philanthropischen Veranstaltungen der Frankfurter Bürgergesellschaft gefragt, die besonders von den (von ihr genannten) Familien Hallgarten, Speyer, Flesch und Wiesengrund-Adorno gefördert wurden. In diesem Kreis lernte sie auch „Teddy“ Adorno als Kind kennen.

Gewöhnlich verlief die Sache so, dass nach einem gehaltvollen ernsten Musikstück eine Ansprache von mir folgte [...] Zu einem dieser Abende, bei denen wie so häufig unsere lieben Freunde Wiesengrund Adorno²⁴ mitwirkten, waren in Erwartung der heiteren Darbietung auch Teddy Wiesengrund und unser Sohn Walter mitgekommen. Ich hatte ein ziemlich hohes Thema für meine Ansprache gewählt [...] Ausgehend von Tyrtäus, dem blinden Spartaner-Sänger, entwickelte ich den Begriff der Freiheit...Als ich geendet hatte, fragte ich ‚Nun Walter, bist Du eingeschlafen?‘ „Nein, eingeschlafen bin ich nicht, aber verstanden habe ich kein Wort!“ Ich lachte. Agathe Adorno, die Tante von Teddy Wiesengrund, die daneben stand, sagte. ‚Frag doch mal den Teddy, ob der’s verstanden hat!‘ Ich darauf: ‚Agathe, das Kind!‘ (Teddy war eben sieben Jahre alt geworden)...‘Aber Tante, das ist doch ganz einfach. Du hast über die Entwicklung des Begriffes der Freiheit von der äußeren zur inneren Freiheit gesprochen. ‘ Ich muss sagen, ich staunte je länger je mehr darüber, dass ein Kind von sieben Jahren geistig so weit fortgeschritten sein konnte,

24 Gemeint sind Theodor W. Adornos Vater Oscar Alexander Wiesengrund (1870-1946) und seine Mutter Maria Barbara Calvelli-Adorno (1865-1952).

und wenn ich’s nicht miterlebt hätte, würde ich’s nicht geglaubt haben. Übrigens hat sich Teddy in dieser Richtung weiterentwickelt. Mit 14 Jahren behandelte er den Rethelschen Todtentanz²⁵ in einer Reihe von Gedichten, die Glanz der Sprache mit erschütternder Einfachheit und Größe der Form und des Inhalts vereinten und gegen die das, was Goethe im gleichen Alter geschrieben hat, ärmlich anmutete. (Fürth 2010: 135f.)

Obgleich Mutter von acht Kindern (eines davon war der in der Anekdote erwähnte damals elfjährige Walter), war Henriette Fürth nach dem Konkurs ihres Mannes zeitweilig alleinige Familienernährerin als freie Sozialwissenschaftlerin und Rednerin. Niemals akzeptierte sie, nur die Lohnarbeit und nicht auch die Hausarbeit als produktive Arbeit zu werten. Sie war auch als Frauenrechtlerin nonkonformistisch, und sie polemisierte dagegen, in der Unterdrückung der Frau nur einen „Nebenwiderspruch“ zu sehen. Darüber lieferte sie sich mit der Marxistin Clara Zetkin kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert eine leidenschaftliche Debatte.

Die feministische Sozialistin

Meine These ist, dass Henriette Fürth auf eine Weise modern ist, die man anderen – zum Teil viel berühmteren- Frauenrechtlerinnen nicht immer nachsagen kann. Für Henriette Fürth war die Unterdrückung der Frau kein Nebenwiderspruch, der sich mit dem Sieg des Sozialismus von selbst auflösen würde, wie ihre viel berühmtere sozialdemokratische Genossin Clara Zetkin mit der Mehrheit ihrer Parteigenossinnen glaubte, sondern selbst einer der Hauptwidersprüche der kapitalistischen Welt, die es hier und heute anzupacken galt, ohne auf den Sankt-Nimmerleinstag ihres zukünftigen Zusammenbruchs zu warten. Alle Schriften und Reden Fürths waren auf die konkrete Verbesserung der Lage der proletarischen Menschen, insbesondere der Frauen in ihrem unmittelbaren kommunalen Umfeld gerichtet. Berühmt wurde Henriette Fürth über diesen Kreis hinaus denn auch erst mit ihrer Kontroverse mit Clara Zetkin in der Zeitschrift „Die Gleichheit“ 1896/97. Sie war damals 35 Jahre alt.

25 Holzschnitte von Alfred Rethel (1816-1859) „Auch ein Todtentanz“ (1848).

Es lohnt sich, diese Kontroverse genauer nachzuzeichnen, auch weil sie mit so viel Ironie, Scharfsinn und Schlagfertigkeit geführt wurde. Clara Zetkin hatte beim Parteitag in Gotha 1896 die Meinung vertreten, dass das Zusammengehen der proletarischen mit der sogenannten bürgerlichen Frauenbewegung unmöglich sei, da der proletarischen und der bürgerlichen Frauenbewegung der Klassengegensatz von Proletariat und Bourgeoisie zugrunde liege (Zetkin 1896: 198). Die Frau könne sich nur als eigenständige Lohnarbeiterin vom Manne emanzipieren. Zetkin hält es mit Bebel: „Die sogenannte Frauenfrage ist also für uns nur eine Seite der allgemeinen sozialen Frage. Welche gegenwärtig alle Köpfe und Geister in Bewegung setzt, und sie kann nur mit dieser ihre endgültige Lösung finden.“ (Bebel 1891: 1)

Fürth trat ebenfalls für die eigenständige Arbeit und die finanzielle Unabhängigkeit der Frau ein, aber dies galt ihr für die bürgerliche ebenso wie für die proletarische Frau. Fürth hielt es mit Friedrich Engels' Ausführungen in seiner berühmten Schrift zum „Ursprung der Familie“, in der es hieß: Der Mann ist „in der Familie der Bourgeois, die Frau repräsentiert das Proletariat.“ (Engels 1975[zuerst 1884]: 75) Für Henriette Fürth ist die konsequente Schlußfolgerung: „Die bürgerliche Frauenbewegung wird und muß eines Tages einig darüber werden, daß sie sozialistisch sein oder nicht sein wird.“ (Fürth 1896b: 203) Eben deshalb aber macht es für Fürth keinen Sinn, die Zusammenarbeit mit bürgerlichen Frauen zu verweigern, wenn sie sich sozialistische Ziele setzen.

Da fragt es sich nun, wer rückständiger ist: die bürgerliche Frau, die trotz der Vorurtheile ihrer Klasse, trotz einer vielfach mehr oder minder gesicherten Lebensstellung sich zur Erkenntnis der Unzulänglichkeit unserer gegenwärtigen Zustände, zum Verständniß der materialistischen Geschichtsauffassung durchgerungen hat und nun aus dieser Erkenntniß, aus diesem Verständniß heraus ihrer proletarischen Schwester als einer Gleichen die Hand bieten will zu gemeinsamem Vorgehen, oder aber die zielbewußte Proletarierin, die ohne etwas vergessen und ohne etwas gelernt zu haben, heute predigt, wie sie es vor zwanzig Jahren gethan. (Fürth 1896c: 198)

Henriette Fürths Rolle beim erfolgreichen Isenburger Wäscherinnenstreik, den sie selbst sowohl in den Sozialistischen Monatsheften 1897, als auch in ihren Lebenserinnerungen dargestellt hat, zeigt ihr kluges Vorgehen bei der konkreten Veränderung unzulänglicher Zustände. Es beruht auf einer klarer Analyse sowohl der materialen Interessenkonstellation, als auch der möglichen Bündnisse. Wenn sie die Frankfurter Bürgerinnen aufforderte, die Isenburger Wäscherinnen sowohl durch einen Kundinnenstreik, als auch durch materielle Zuwendungen zu unterstützen, so war dies keineswegs ein „Attentat auf die Tränendrüsen der Besitzenden“, wie Zetkin argwöhnte (Zetkin 1896: 199). Es war vielmehr der Erkenntnis geschuldet, dass sich in Isenburg keineswegs zwei unterschiedliche Klassen im Kampf gegenüberstanden, sondern es kämpften in den kleinen Familienbetrieben proletarische Frauen gegen proletarische Männer, die arbeitslos gewesen waren und sich nun als Unternehmer in kleinen Wäschereien durch Ausbeutung ihrer angestellten Wäscherinnen über Wasser zu halten versuchten. Die Wäscherinnen „stehen mit ihren Arbeitgebern am gleichen Waschfass und Bügeltisch; sie haben mit ihnen im Wesentlichen die gleiche Arbeitszeit und die gleiche Kost, aber -: sie haben nicht den gleichen Antheil am Arbeitsertrag.“ (Fürth 1897: 353) Bürgerliche und proletarische Frauen konnten sich verbünden auf der Basis der Erkenntnis, dass der Grund für die übermäßige und unerträgliche Ausbeutung die „sogenannte patriarchalisch-hausindustrielle Betriebsweise mit all ihren Schäden und Auswüchsen“ (ebd.) war. In der Form der erstmaligen tarifvertraglichen Einschränkung der patriarchalischen Arbeitsverhältnisse der Wäscherinnen war nach Fürths Überzeugung sehr wohl ein vernünftiger und erfolgreicher gemeinsamer Kampf bürgerlicher und proletarischer Frauen möglich.

Kurz entschlossen ging ich als Vorsitzende der Rechtsschutzstelle für Frauen in eine Sitzung des Frankfurter Frauenvereins und forderte die Delegierten auf, gemeinsam mit mir den Kampf gegen die Isenburger Wäscherbesitzer aufzunehmen. ... Eine Versammlung kam zu Stande und die Arbeiterinnen siegten. Der Husarenstreik war geglückt und wie ein Lauffeuer ging die Kun-

de vom ersten gewonnenen Arbeiterinnenstreik durch das ganze arbeitende Deutschland. (Fürth 2010: 141f.)

Ironisch resümiert Fürth dagegen den kompromißlos klassenkämpferischen Zetkin'schen Standpunkt: „Es war revolutionär zum ersten- revolutionär zum zweiten und revolutionär zum dritten...“ (Fürth 1896c: 197).

Dem ironisierten super-revolutionären hält Fürth den eigenen sozialdemokratischen Standpunkt entgegen:

Ich selbst bin Sozialdemokratin. ... Ich wurde es an der Hand von Marx und Engels. ... aber ich nehme das Gute, wo ich es finde und verdamme nicht jede Überzeugung einfach darum, weil sie keine proletarische ist.“ (Fürth 1896a:198) „Ich nehme das Gute, wo ich es finde“, damit zitiert Fürth, ohne ihn zu nennen, den berühmten Ausspruch Molières: „Je prends mon bien ou je le trouve.“ Dasselbe Zitat übrigens hat Georg Lukacs benutzt, als er 1966 in einem seiner letzten Interviews über Walter Benjamins Geschichtsphilosophie sprach (zit.n. Pinkus 1967: 25). Fürth schöpft aus derselben Quelle einer auf die gesamte Humangeschichte bezogenen Philosophie der Praxis, aus denen der kritische und selbstkritische Marxismus immer geschöpft hat.

Zetkin jedoch säumte nicht, auf die Fürth'sche Ironie zu erwidern: „Ich begreife ganz gut, daß es Leute gibt, die Sozialisten werden, aber ihrer Natur und Auffassung nach Spießbürger bleiben, zum ersten, zweiten und dritten Mal.“ (Zetkin 1896: 200) Dieser Angriff Zetkins war sehr ungerecht, und Henriette Fürth hat ihren ganz und gar nicht spießbürgerlichen Mut später noch viele Male unter Beweis gestellt, was Zetkin dann auch durchaus anerkannte.

Nicht unerwähnt bleiben soll –und dies zeigt wieder den typischen Nonkonformismus Henriette Fürths –, dass sie ihrerseits stets große Achtung vor der Tatkraft Clara Zetkins und ihrem politischen Mut bewahrte und immer ein persönlich gutes Verhältnis mit ihr aufrecht erhielt. Henriette Fürth teilte die Ziele Clara Zetkins, nicht aber die Mittel. Sie hielt zeitlebens die Hoffnung auf eine „doch vielleicht mögliche friedliche Revolution durch den Stimmzettel“ aufrecht (Fürth 1896b: 204).

Grundlegende Überzeugung Henriette Fürths war, dass die Lage der arbeitenden Klassen nur verbessert werden könne durch eine klare Analyse der historisch wirksamen gesellschaftlichen Kräfte und die Bildung von Bündnissen, die siegreich sein konnten. Mit Gramsci würde man heute sagen: für Veränderungen bedarf es der Herstellung eines hegemonialen Konsenses, wenn man nicht im Kampf stets die Subalterne bleiben will.

Die Sozialforscherin

Henriette Fürth hatte sich seit den 1890er Jahren einen Namen als sozialpolitisch engagierte empirische Sozialwissenschaftlerin gemacht. Sie war unter anderem wichtige Mitarbeiterin an der Enquete über die Verhältnisse in der Heimarbeit der Herrenkonfektion, deren Ergebnisse 1897 von Philipp Stein herausgegeben wurden (vgl. Fürth 1897). Über diesen Beitrag schrieb Hugo Sinzheimer in seinem Nachruf 1938:

Durch diese Enquete wurden zum ersten Mal, auf der Grundlage ausführlicher wissenschaftlicher Untersuchungen der Arbeitsbedingungen und Löhne, die jämmerlichen Zustände bekannt, die damals in dieser Region auf dem Gebiet der Heimarbeit herrschten. (Sinzheimer 1938: 483)

Henriette Fürth wurde – auf Anregung des Soziologen und Sozialpolitikers Rudolf Goldscheid (Fürth (2010: 239) – das erste weibliche Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und nahm an deren erstem Kongress 1910 in Frankfurt teil. In Zusammenarbeit mit Arbeitsrechtlern wie Philipp Stein und Hugo Sinzheimer sowie Sozialpolitikern wie Karl Flesch und Rudolf Goldscheid sowie dem Statistiker Gottlieb Schnapper-Arndt von der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften hatte sie Daten insbesondere über weibliche Arbeitsverhältnisse in der hessischen Industrie, über Prostitution, Hygiene und Haushaltsführung erhoben.

Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Entwicklung der modernen Bildungs- und Wohlfahrtssysteme, des Arbeits- und Mutterschutzes, das Selbstverständnis der verschiedenen Strömungen der Frauenbewegung, bietet Henriette Fürths Per-

son und publizistisches Wirken eine fruchtbare Perspektive (vgl. Schmidbaur 2010). Sie war als Autorin, Organisatorin und Rednerin eine Mitstreiterin in der sich gerade professionalisierenden Sozialwissenschaft und bewegte sich vermittelnd zwischen der bürgerlichen, der jüdischen und der sozialistischen Frauenbewegung; sie schrieb für sozialistische und liberale Zeitschriften und arbeitete in bürgerlichen wie sozialdemokratischen Vereinen auf nationaler und lokaler Ebene.

Typisch für Fürths Publikationen ist die ... Kombination von dichter Einzelfallbeschreibung und „objektiven Zahlenmaterials“, womit sie einerseits Scheinkorrelationen und Verkürzungen in konservativen Erklärungsmustern kritisiert und zugleich zu überwindende systematisch wirkende Handlungsbeschränkungen skizziert. Dies überführt Fürth zum Ende ihrer Arbeiten, wahlweise gewürzt mit Polemik oder dem Bezug auf allgemeine menschliche Normen, in Forderungen nach sozialen Reformen. Fürths methodische Herangehensweise ist dabei durch und durch gegenstandsorientiert. ... Fürths soziologische Forschungen stehen klar im Dienst eines sozialreformerischen Projektes. Es geht ihr um Darstellung der systematischen Zusammenhänge von makrosoziologischen Veränderungen, Strukturen der Mesoebene und deren Auswirkungen auf die alltägliche Lebensführung. In diesem Sinne ist Wissenschaft für sie gewachsen aus und rückgebunden an die Sphäre der alltäglichen Lebensführung. (Klingenberg 2010)

Fürth betonte die volkswirtschaftliche Gleichwertigkeit der die Reproduktion gestaltenden Frauenarbeit mit der Erwerbsarbeit.

„Sie hatte in ihren Schriften bereits voraus gesehen, dass die mütterliche pflegliche und erzieherische Betätigung zunehmend durch öffentliche Einrichtungen jeglicher Art besetzt werden würden. Während jedoch Alice Salomon (1872-1948), die ein differenztheoretisches bürgerliches Leitbild der ‚geistigen Mütterlichkeit‘ für die Soziale Arbeit vertrat, heute weithin bekannt und anerkannt ist, wurden gleichheitstheoretische und sozialistische Positionen der historischen Frauenbewegung bislang wenig beachtet.“ (Schmidbaur 2010)

Heute erkennen Feministinnen die besondere Nähe der Soziologie zu Geschlechterfragen und zugleich den genuin soziologischen Charakter feministischer Kritik an den Geschlechterverhältnissen (Gerhard 2013: 757ff.):

Nun ist die besondere Nähe der Frauen zur Soziologie bzw. die Affinität der Frauenfrage als Teil der sozialen Frage zu den Anfängen der Soziologie, die als neue um Anerkennung ringende Wissenschaft spezifische Antworten auf die Krisenphänomene der modernen Gesellschaft suchte, schon mehrfach thematisiert worden...Doch dass das Ausgeschlossensein, das Gefühl des Fremdseins, die erzwungene Distanz in besonderer Weise zur Wahrnehmung sozialer Differenzierung und Ungleichheit befähigen und die soziale Kritik an den angeblich natürlichen Gegebenheiten als Machtverhältnisse entlarvt, ist ohne Zweifel eine besondere Befähigung, ‚situiertes Wissen‘ zu produzieren. (ebd.)

Literatur

Bebel, August (1891): Die Frau und der Sozialismus: (die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft). 10. Auflage. Stuttgart: Dietz.

Engels, Friedrich (1975[zuerst 1884]): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen. In: Marx, Karl/ Engels, Friedrich: Werke. Band 21, 5. Auflage, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1962. Berlin/DDR: (Karl) Dietz Verlag: 25-173.

Epple, Angelika (1996): Henriette Fürth und die Frauenbewegung im deutschen Kaiserreich: eine Sozialbiographie. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges.

Fürth, Henriette (2010): Streifzüge durch das Land meines Lebens. Mit einem Vorwort von Helga Krohn. Herausgegeben von Monika Graulich, Claudius Härpfer, und Gerhard Wagner in Kooperation mit Ursula Apitzsch und Darja Klingenberg. Wiesbaden: Kommission zur Geschichte der Juden in Hessen.

Fürth, Henriette (1902): Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Frankfurt am Main: Schnapper.

- Fürth, Henriette (1897): Ein Arbeiterinnen-Streik. In: Sozialistische Monatshefte, 1, 6: 353-356.
- Fürth, Henriette (1896a): Die Frauenarbeit in der Herrenschneiderei, in: Stein, Philipp (1897): Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M.: Knauer: 78-100.
- Fürth, Henriette (1896b): „Der Antwort zur Antwort“. In: Die Gleichheit, 6, 26: 203-205.
- Fürth, Henriette (1896c): Die Frauenbewegung und der sozialistische Parteitag. In: Die Gleichheit, 6, 25: 197-198
- Gerhard, Ute (2013): Feministische Perspektiven in der Soziologie: Verschüttete Traditionen und kritische Interventionen. In: Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main, Bd.2, Wiesbaden: Springer VS, S.757-773.
- Härpfer, Claudius (2010): „Henriette Fürth und das sozialwissenschaftliche Milieu in Frankfurt am Main vor der Universitätsgründung“. In: Felicia Herrschaft und Klaus Lichtblau (Hg.), Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 39-53.
- Klausmann, Christina (1997): Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich: das Beispiel Frankfurt am Main, Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag. Reinbek: Rowohlt.
- Klingenberg, Darja (2010): Zum Verhältnis von Politik und Alltag bei Henriette Fürth. Vortrag in der Ad-hoc Gruppe „Zwischen Sozialwissenschaft und Sozialpolitik: Henriette Fürth, das erste weibliche Mitglied der DGS“, 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2010.
- Krohn, Helga (1991): „Du sollst dich niemals beugen‘. Henriette Fürth, Frau, Jüdin, Sozialistin“. In: Freimark, Peter/ Jankowski, Alice/ Lorenz, Ina S. (Hg.): Juden in Deutschland. Emanzipation, Integration, Verfolgung, Vernichtung. Hamburg: Hans Christians Verlag: 327-343.
- Pinkus, Theo (Hg.) (1967): Gespräche mit Georg Lukács: Hans Heinz Holz, Leo Kofler, Wolfgang Abendroth. Reinbek: Rowohlt.
- Richarz, Monika (1997): „Frauen in Familie und Öffentlichkeit“. In: Michael A. Meyer (Hg.), Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit, Bd. 3: 1871-1918. München: C. H. Beck: 69-100.
- Schmidbaur, Marianne (2013): Alte Antworten auf neue Fragen? Henriette Fürths ‚sozialistische‘ Positionen zu Sorge und Fürsorge, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010. Wiesbaden: Springer VS, CD-ROM.
- Sinzheimer, Hugo (1938): Henriette Fürth, in: De Socialistische Gids, 23: 485.
- Stein, Philipp (1896): Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M.: Schnapper.
- Zetkin, Clara (1896): Zur Antwort. In: Die Gleichheit, 6, 26: 198-200.

ADELHEID SIEVERT

„Aber vor allem muß man die Menschen lieben“: Die Fotografin Gisèle Freund

Gisèle Freund wurde am 19. Dezember 1908 in Berlin geboren und ist am 31. März 2000 in Paris gestorben. Zwischen diesen beiden Daten, die fast das ganze 20. Jahrhundert umfassen, spannt sich ein keineswegs gradliniger Lebensweg von der Preußin und liberalen Jüdin im deutschen Kaiserreich zur französischen Staatsbürgerin in Paris an der Schwelle des neuen Jahrtausends. In dieser Zeitspanne hat insbesondere das Medium der Fotografie, das als Leidenschaft und als Beruf ihr Leben bestimmt hat, das Bild der Welt geprägt und unser Weltbild verändert. Vor allem ihre Porträtfotos von Persönlichkeiten aus Kunst und Kultur, aber auch von einigen Politikern sind in unser Bildgedächtnis eingewandert, auch wenn vielen die Autorin nicht bekannt ist: André Malraux mit der Zigarette im Mundwinkel, James Joyce mit Brille und Lupe, Virginia Woolf im Profil mit Zigaretten spitze, Jean Cocteau unter der roten Holzhand, Simone de Beauvoir mit Notizblock am Tag der Verleihung des Prix Goncourt, Jean-Paul Sartre mit Hornbrille und Pfeife, Henri Matisse mit Wollmütze, Frida Kahlo im Rollstuhl und ihr Arzt als Bild im Bild, Evita Perón mit offenem Haar.

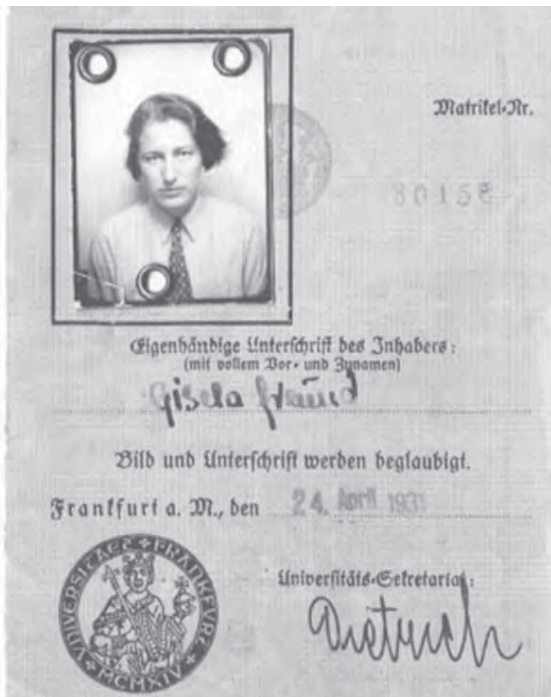
Im Dezember 1995 wurden Porträts von Gisèle Freund im Literaturhaus Frankfurt zugleich mit einer Ausstellung im Museum für Moderne Kunst präsentiert, die ihre Fotografien der Demonstrationen zum 1. Mai 1932 in Frankfurt und Worms zeigte. Damals habe ich begonnen, mich mit dieser faszinierenden Persönlichkeit und mit ihrem Werk zu beschäftigen. Obgleich sie anlässlich dieser Ausstellungen in Frankfurt war, bin ich ihr nie persönlich begegnet, da sie nicht zur völlig überfüllten Eröffnung kam. Sie war damals bereits 87 Jahre alt. Dennoch habe ich inzwischen das Gefühl, sie zu kennen. Denn in ihren biografischen Texten und aufgezeichneten Gesprächen, die in einem Buch von Rauda Jamis (1993) nachzule-



Gisèle Freund, Paris 1974

sen sind, stellt sie sich sehr offen und unprätentiös selbst dar.

Die verschiedenen Facetten in der beruflichen Identität dieser außerordentlichen Frau stehen für die verschiedenen Bezugssysteme Fotojournalismus, Kunst und Wissenschaft, zwischen denen sie sich in ihrem langen Leben bewegt hat. Ihr Schicksal wurde zwar von gravierenden politischen und sozialen Zwängen ihrer Zeit entscheidend geprägt, aber dennoch hat sie sich in schwierigen Lebenssituationen entschlossen auf den Weg gemacht und damit den weiteren Verlauf selbst mitbestimmt. Ich habe an anderer Stelle versucht, einige dieser Situationen nachzuzeichnen und dabei auch vor allem ihren Be-



Studentenausweis Gisèle Freund

zug zur Frankfurter Universität zu zeigen (Sievert 1998). Hier möchte ich mich auf die wichtigsten biografischen Angaben beschränken und vor allem ihre Bedeutung als Fotojournalistin und Porträtfotografin erläutern. Dabei soll Gisèle Freund nach Möglichkeit auch selbst zu Wort kommen, obgleich sie bedingt durch die mehrfache Emigration das fotografische Bild zu ihrem vorrangigen künstlerischen Medium gemacht hat.

Gisela Freund

Gisèle Freund wurde als Gisela Freund in Berlin geboren. Beide Eltern waren jüdischer Herkunft. Der Vater, Julius Freund, hatte eine bedeutende private Kunstsammlung aufgebaut, zu der neben zahlreichen Werken von Carl Blechen bis 1930 auch die berühmten „Kreidefelsen auf Rügen“ von Caspar David Friedrich gehörten (vgl. zu dieser Sammlung Börsch-Supan 1990). Seine Leidenschaft zur Kunst machte ihn nach Aussage der Tochter zum besten Kunstvermittler, da er ihr zugleich sein Wissen und seine Liebe zur Kunst weitergab. In ihren „Memoiren des Auges“ sagte sie später zur Ausbildung von Fotojournalisten:

„Ich habe anderswo schon gesagt, daß ich es für unnötig halte, eine Photoschule zu besuchen, wenn man Photoreporter werden will. Heute sind die Photoapparate automatisiert, so daß man kaum ein Bild verderben kann. Aber das, was man auf dem Bild sehen wird, hängt vollkommen von dem Auge hinter der Kamera ab. Ich glaube, daß für den Beruf eines Photojournalisten eine solide allgemeine Grundausbildung unbedingt nötig ist: Kenntnisse in Soziologie und Psychologie, Beherrschung von Fremdsprachen und die Fähigkeit, sich in allen Lagen zurechtzufinden. Aber vor allem muß man die Menschen lieben.“ (Freund 1977: 19).

Mit ihrem drei Jahre älteren Bruder Hans verband Gisela Freund eine sehr enge Beziehung. Durch den Bruder kam sie nicht nur in Kontakt mit Ideen der Jugendbewegung und der Reformpädagogik sondern auch mit sozialistischen und kommunistischen Gedanken. Heimlich trat sie mit etwa 15 Jahren in eine Gruppe der sozialistischen Jugend ein. Obgleich sie im Rückblick von dieser Zeit sagt „Ich hatte das denkbar simpelste Bild vom Kapitalismus“ (ebd.: 27), begann damit eine politische Orientierung, die für sie keineswegs nur eine vorübergehende für die Pubertät spezifische Auseinandersetzung mit dem großbürgerlichen Elternhaus bedeutete.

Anders als ihr Bruder sollte Gisela nach dem Willen der Eltern nicht studieren, sondern eine „gute Partie“ machen. Dazu mußte sie das Gymnasium mit der „mittleren Reife“ verlassen und eine Hauswirtschaftsschule besuchen. Da sie diesen Unterricht als Zeitverschwendung empfand und wie ihr Bruder studieren wollte, bewarb sie sich 1928 entgegen dem Willen der Eltern bei einer Oberschule für Arbeitermädchen, um sich auf das Abitur vorzubereiten. 1929 bestand sie das Abitur. Ihr Vater hatte zwar gewünscht, dass sie durchfallen würde – und das wäre auch fast geschehen, weil sie in Hosen zu den Prüfungen erschienen war. Trotz seines Widerstands gegen diese selbst erkämpfte Schulbildung schenkte der Vater ihr zum Abitur die ersehnte Kamera – eine Leica. Die Leica war als die erste Kleinbildkamera Mitte der zwanziger Jahre entwickelt worden. Sie ermöglichte, anders als die unhandliche Plattenkamera, relativ rasche und direkte Aufnahmen von Menschen und Situationen.

Studium und Emigration

Angeregt durch den Bruder, der bereits in Heidelberg bei Karl Mannheim Soziologie studierte, begann auch Gisela Freund ein Soziologiestudium, wurde allerdings von den Eltern zuerst nach Freiburg geschickt. Bereits in diesem ersten Studiensemester schloß sie sich einer sozialistischen Studentengruppe an und nahm z.B. an nächtlichen Plakatklebaktionen teil. Mit ihrem Freund, dem Schriftsteller Horst Schade, zog sie im nächsten Semester 1930 nach Frankfurt, um endlich bei Karl Mannheim Soziologie zu studieren, der inzwischen von Heidelberg nach Frankfurt berufen worden war. Neben Mannheim lehrten hier Theodor Adorno (damals noch Wiesengrund) und Max Horkheimer am Institut für Sozialforschung. Von den damaligen etwa zwanzig Studenten der Soziologie hat nur Gisèle Freund dank ihrer Emigration nach Paris ihr Studium mit der Promotion abgeschlossen.

Bei Mannheim arbeitete Norbert Elias als Assistent, der im Gegensatz zu den Professoren die Fotografie als Arbeitsbereich erst nahm und sie dazu anregte, sich mit der Geschichte der Fotografie im 19. Jh. in Frankreich auseinanderzusetzen. Für die notwendigen Recherchen ging sie 1931 für ein Semester an die Pariser Sorbonne. 1932 kehrte sie zum Studium zurück nach Frankfurt und setzte hier auch ihre politischen Aktivitäten in der „Roten Studentengruppe“, einem sozialistischen Studentenbund fort.

Wie einleitend schon erwähnt, wurde im Frankfurter Museum für Moderne Kunst 1995 eine Ausstellung eröffnet, die eine in dieser Vollständigkeit noch nie gezeigte Fotoserie von Gisèle Freund präsentierte: Fotografien, die sie bei den Kundgebungen und Demonstrationen zum 1. Mai 1932 in Frankfurt und in Worms mit ihrer Leica aufgenommen hatte. Dies waren die letzten freien Mai-Kundgebungen vor der im Januar 1933 erfolgten Machtergreifung gewesen. Die Wahl der Motive spiegelt sehr deutlich das eigene politische Engagement und die Parteilichkeit der Fotografin. So zeigt sie z.B. mehrfach die ihr nahestehende „Rote Studentengruppe“ sowie Schülerinnen und Schüler der Annaschule, der „roten Anna“, aber auch eine Gruppe von Frauen auf dem Römer mit einem Transparent „gegen den Schand-§ 218“. Auf einem anderen Transparent ist eine Parole zu

lesen, der wohl auch ihre Sympathie galt: „Photographieren ist auch eine Waffe im Klassenkampf. Hinein in den Arbeiter-Fotografenbund“.

Aber auch die Gegenseite erscheint im Bild: So zeigt sie eine Gruppe von Zuschauern mit zum Hitlergruß erhobenen Händen, Burschenschaftler, die unter Polizeischutz demonstrieren und einen Polizisten, der gerade eine Schrifftafel konfisziert hat. Sie fotografierte präzise mit dem Auge durch den Sucher, auf gleicher Höhe mit den Demonstranten. Da sie noch kein Tele-Objektiv zur Verfügung hatte, muß sie den Fotografierten durch ihre Kamera oft direkt ins Gesicht geblickt haben. Bei allen Bildern handelt es sich nicht um nachträglich vergrößerte Ausschnitte, sondern um Nahaufnahmen mit der Kleinbildkamera. Heute würden für eine solche Fotoreportage 10 bis 20 Filme „verschossen“, die im Museum gezeigte Fotoserie stammt von einem einzigen Film. Obgleich sie damals noch nicht professionell als Fotoreporterin arbeitete, zeigte sich hier bereits die außerordentliche Dichte und künstlerische Qualität ihres fotografischen Blicks.

Diese eindrucksvollen Zeitdokumente wurden 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und in Erinnerung an 100 Jahre Kunstfotografie mit Unterstützung einer Bank in Frankfurt präsentiert - auch dies ein Beispiel zum Thema „Kunst und Gesellschaft“, mit dem sich Gisèle Freund während ihres ganzen Lebens auseinandergesetzt hat. Obgleich zehn der Fotos von der Bank angekauft und dem Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt wurden, sind diese in der kleinen Fotogalerie des Museums jetzt nicht mehr zu sehen. So muß man heute auf den Katalog zurückgreifen, der die gesamte Bilderserie dokumentiert (Freund 1995).

In einem bei der Vorbereitung der Frankfurter Ausstellung mit Gisèle Freund entstandenen Interview spricht sie über ihre Flucht nach Paris, die nur ein Jahr später am 30. Mai 1933 stattfand (ebd. S.131 f.). Nach der Machtergreifung am 30. Januar 1933 waren alle liberalen Professoren, bei denen sie studiert hatte, entlassen worden. Die Leiter des Instituts beschlossen, es zuerst nach Paris und dann in die Vereinigten Staaten zu verlegen. Für die Studenten war es damit unmöglich geworden, ihr Studium fortzusetzen. Als sie am 30. Mai 1933 um 11 Uhr



Gisèle Freund's Dissertation mit der sie 1936 an der Sorbonne, Paris promovierte.

morgens zufällig einem Beamten des Polizeipräsidiums begegnete, dem sie häufig die politischen Plakate zur Genehmigung vorgelegt hatte, erhielt sie die Warnung, dass die Gestapo ihre Gruppe am nächsten Morgen verhaften würde. Keiner ihrer Kommilitonen nahm diese Warnung ernst, nur Gisela Freund gelang noch am gleichen Abend die Flucht mit dem Zug nach Paris (ebd.: 131 f.).

Paris 1933 bis 1940

In Paris arbeitete Gisèle Freund an ihrer Dissertation und fotografierte, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie verkaufte vor allem kleinen Reportagen, für die sie auch selbst die Texte schrieb.

Bereits 1935 hatte sie das Manuskript ihrer Dissertation in deutscher Sprache abgeschlossen. 1936 wurde ihre Dissertation über die Fotografie in Frankreich im 19. Jahrhundert an der Sorbonne angenommen - mit Unterstützung von Adrienne Monnier, die sie in ihrer Buchhandlung „Maison des amies du livres“ publiziert und ihr bei der Übersetzung ins Französische geholfen hatte, denn erst mit der Publikation war die Voraussetzung für die Zulassung

zum Rigorosum gegeben. Walter Benjamin, mit dem sie oft in Arbeitspausen in der Bibliothek Gespräche geführt hatte, war bei der Disputation dabei und rezensierte ihre Arbeit unter dem Titel „Lehrstück in materialistischer Dialektik“ für die Zeitschrift für Sozialforschung (vgl. Benjamin 1938/1993: 58).

Erst 1968 erschien unter dem Titel „Photographie und bürgerliche Gesellschaft“ die deutsche Erstausgabe dieser Dissertation, die die „Entdeckung“ Gisèle Freund in Deutschland durch die Studentebewegung einleitete. 1974 erschien ausgehend von dieser Dissertation ihre politisch-soziologische Analyse „Photographie und Gesellschaft“, die bis heute ein Standardwerk zur Sozialgeschichte dieses Mediums ist (Freund 1974/1993 28.-30.Tausend).

1996 – also 60 Jahre nach der Promotion an der Sorbonne – habe ich übrigens im Namen des Fachbereichs Klassische Philologie und Kunstwissenschaften Gisèle Freund in einem Brief die Ehrenpromotion der Frankfurter Universität angeboten, an der sie ihre Promotion vermutlich abgeschlossen hätte, wenn sie nicht zur Emigration gezwungen worden wäre. Sie hat leider auch auf Nachfragen nicht geantwortet. In Interviews und auch in ihren Schriften hat sie jedoch häufig ihre Distanz zur Institution der Universität und zu ihren Professoren bekundet. Vielleicht war es zu diesem Zeitpunkt für diese Art der „Aufarbeitung“ und Ehrung auch schon viel zu spät.¹

„Gesichter waren meine Leidenschaft“

Durch Adrienne Monnier und ihre Freundin, die Verlegerin Sylvia Beach, lernte Gisèle Freund viele bedeutende Schriftsteller der Zeit kennen wie André Malraux, Paul Valéry, André Gide, Guillaume Apollinaire, Paul Celan, und vor allem James Joyce, von dem sie trotz seiner Abneigung gegen das Fotografiertwerden mehrere Bilderserien machen konnte. Über ihre Begegnungen mit ihm in Paris veröffentlichte sie später mehrere Bücher (Freund 1965/66; 1983).

André Malraux, der für sein Buch „La Condition humaine“ den Prix Goncourt erhalten hatte, bat Gisèle Freund 1935, für die Neuauflage ein Porträt von ihm zu machen. Das Foto, das sie von ihm mit

¹ Margarethe Murtfeld vermutet eher, dass ihr dieser Brief seinerzeit nie vorgelegt wurde.

wehenden Haaren und Zigarette im Mundwinkel auf ihrem Balkon aufnahm, wurde vom Verlag Gallimard bezahlt und seither unzählige Male verwendet. Obgleich dies Gisèle Freund's erste Porträtaufnahme eines Schriftstellers gewesen war, lud Malraux sie im gleichen Jahr ein, bei dem „1. Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur, Paris 1935“ gegen den Faschismus mit Intellektuellen und Schriftstellern aus 38 Ländern zu fotografieren - von Heinrich Mann über Boris Pasternak bis Bert Brecht. Später beschrieb Gisèle Freund ihre Arbeit auf dem Schriftstellerkongress so:

„Ich war als Photographin eingeladen, doch diese Einladung hatte keinen professionellen oder offiziellen Charakter. Mein Interesse an dem Kongress war ganz persönlicher Natur: ich hatte viele Bücher von den Kongressteilnehmern gelesen. Ich fotografierte die Schriftsteller vor allem, weil ich sie kannte. Nichts lag mir ferner, als daraus materiellen Nutzen zu ziehen. [...] Ich habe nach dem Kongress zwei oder drei Aufnahmen veröffentlicht.“ (Jamis 1993: 74f. und 77).

Rückblickend erläuterte Gisèle Freund dieses persönliche und keineswegs professionell oder kommerziell motivierte Interesse an den Porträts so: „Gesichter waren meine Leidenschaft“ (ebd.: 133). Da ihre Leidenschaft zudem der Literatur galt, begann sie nach dem Porträt von Malraux und den Fotos auf dem Schriftstellerkongress gezielt neben ihrer Arbeit als Fotojournalistin eine persönliche Sammlung von Porträts von Schriftstellern und Künstlern aufzubauen.

1938 war das erste Jahr des Farbfilms. Als erste Fotografin in Frankreich benutzte sie ab Herbst 1938 einen 35mm Farbfilm auch für ihre Porträts, obgleich diese Filme noch wesentlich teurer waren und auch nicht selbst entwickelt und abgezogen werden konnten. Von 1938 bis zum Kriegsausbruch 1939 entstanden auf diese Weise über siebzehnhundert Fotos. Der größte Teil dieser Sammlung hat den Krieg überlebt.

Gisèle Freund hat sich selbst in ihrer beruflichen Identität immer primär als Fotojournalistin verstanden, dies war ihr Beruf und ihr Lebensunterhalt. Berühmt als Künstlerin wurde sie jedoch wegen ihrer

einzigartigen Sammlung von Porträts vor allem von Schriftstellern, die sie in dieser Pariser Zeit kennenlernte. „Die Reportagen waren mein Beruf, die Porträts waren mein Glück“ sagte sie selbst dazu rückblickend. Über ihr Verständnis von Porträtfotografie hat sich Gisèle Freund selbst ausführlich geäußert:

„Das Portrait resultiert aus der Zusammenarbeit von zwei Personen: dem Photographierten und dem Photographen. Wenn sie sich verstehen, gelingt es dem Photographen, den anderen abzulenken, und er vergißt, daß er gerade photographiert wird. Wenn ich Schriftsteller photographiert habe, habe ich immer zuerst ihre Werke gelesen. So konnte ich mit ihnen über das sprechen, was sie am meisten beschäftigte. Das war eine gute „Technik“, um ihr Vertrauen zu gewinnen: sie sollten ungehemmt über ihre Gedanken und Gefühle sprechen und darüber den Apparat vergessen. Und immer diesen Moment habe ich einzufangen versucht. Ist ein Portrait gemacht, muß der Photograph bescheiden hinter das Bild zurücktreten. Wichtig ist die Aufnahme und nicht, wer hinter der Kamera steht. So betrachtet ist der Photograph kein Künstler, sondern eine Art Übersetzer.“ (Jamis 1993: 71).

Diese Aussagen stehen allerdings im Widerspruch zu den Erkenntnissen über die Porträtfotografie, die sie in ihrem Buch „Kunst und Gesellschaft“ entwickelt hat. Hier zeigte sie gerade am Beispiel der ganz frühen photographischen Porträts um 1840 von den sogen. „Künstlerphotographen“, die noch als Künstler ausgebildet waren, dass die Fotografie sehr wohl künstlerische Ansprüche entwickeln und sie auch erfüllen kann. Insbesondere von Nadar sagte sie hier: „Es geht ihm nicht um äußere Schönheit, sondern darum, den charakteristischen Ausdruck eines Menschen zu finden und festzuhalten. Die Retouche, die den Gesichtern ihr Eigenleben nahm und sie zu abgeleckten, ausdruckslosen und glatten Abbildern machte, gehört einer späteren Epoche der Fotografie an“ (Freund 1993: 48). Konsequenterweise lehnte Gisèle Freund von Anfang an auch in ihrer eigenen Arbeit jede Retouche ab.

Auch für Nadar betont sie die Bedeutung der persönlichen Beziehung zwischen dem Fotografen und seinem Gegenüber:

„In seinem Atelier traf sich die Künstlerelite von Paris. Der Maler Eugène Delacroix, der Illustrator Gustave Doré, der Komponist Giacomo Meyerbeer, der Schriftsteller Champfleury, der Kritiker Sainte-Beuve, der Dichter Baudelaire, der Revolutionär Bakunin und viele andere Größen ihrer Zeit standen ihm Modell und die Kamera gibt mit meisterhafter Vollendung alle diese Charakterköpfe wieder. [...] Beim Anblick dieser ersten Photographien, die heute mit staunender Bewunderung betrachtet werden, stellt sich zugleich die Frage, warum es damals dem Photographen gelang, aus dem Apparat ein künstlerisches Instrument zu machen. Nadar, der durch und durch Künstler war, besaß einen geschmacklichen Takt, der ihm dazu verhalf, die Elemente der Photographie im richtigen Maß auszunutzen. Doch entscheidend war, daß er zu fast allen seinen Modellen freundschaftliche Beziehungen hatte. Sie alle waren ja seine Freunde, mit deren Schicksal und künstlerischen Leistungen ihn ein ganz besonderes Interesse verband. Die Beziehungen, die zwischen Aufgenommenen und Photographen bestehen, waren noch nicht gestört durch kommerzielle Beweggründe. Die Photographie war noch keine Ware, deren Wert sich in 100 Francs vergegenständlichte, und die Künstler, die sich von ihm photographieren ließen, kamen zu ihm als Freunde und nicht als Kunden.“ (Freund 1993: 47f.)

Viele ihrer Porträts, beginnend mit dem von André Malraux, wirken so natürlich, als habe der Porträtierte tatsächlich den auf ihn gerichteten Fotoapparat wenigstens für diesen Moment der Aufnahme vergessen (vgl. ihre Porträts auf <http://www.giselefreund.com/>). Obgleich sie selbst ihre Arbeit als Porträtfotografin nie in den direkten Vergleich zu Nadar setzt, sind die Parallelen in ihrer eigenen Argumentation zu ihrer Forschung über Nadar unübersehbar. Ob bewußt oder unbewußt konstruiert sie am Beispiel Nadars eine Theorie des Fotoporträts, die nicht nur viele ihrer Selbstaussagen verständlich machen, sondern auch das von ihr ja offensichtlich so spontan begonnene Projekt der Sammlung von Schriftsteller- und Künstlerporträts in die Tradition dieser ersten Porträtsammlung des Pariser Kulturlebens stellen.

So kann auch ihre Beschreibung seiner Porträts als Zielvorstellung für ihre eigene Porträtfotografie gelesen werden, die viele ihrer Motive präzise beschreibt:

„Vor den ersten Photographien Nadars steht man gebannt, und die Gesichter, die einem entgegenschauen, sprechen mit einem seltsamen Ausdruck der Verinnerlichung zu uns. Die ästhetische Qualität dieser Bilder liegt darin, daß die Physiognomie das Bild beherrscht und die Bewegungen des Körpers nur dazu dienen, ihren Ausdruck zu unterstreichen. Die Pose wirkt noch unverkrampft. Nadar ist der erste Photograph, der das Gesicht des Menschen neu entdeckt. Die Kamera ist ganz dicht herangerückt an die Intimität der Gesichtslandschaft. Es geht ihm nicht um äußere Schönheit, sondern darum, den charakteristischen Ausdruck eines Menschen zu finden und festzuhalten“ (Freund 1993: 48).

Obgleich Gisèle Freund unter völlig anderen technischen Voraussetzungen fotografieren konnte als Nadar einhundert Jahre zuvor und die Synthese des Ausdrucks keineswegs mehr durch das lange Stillhalten des Modells erzwungen wurde, zeigen viele ihrer Schriftstellerporträts diese eindringliche Ruhe und Konzentration. Auch ihre Ablehnung der kommerziellen Porträtfotografie wird vor diesem Hintergrund verständlich, da sie hierin um 1860 den Grund für den Verlust der künstlerischen Fotografie sah:

„Die Blütezeit der künstlerischen Photographie fand ihren Abschluß schon 20 Jahre nach der Veröffentlichung der Erfindung von Niépce. Die Künstlerphotographen wurden abgelöst oder selbst transformiert zu Berufsphotographen, für die nicht mehr die künstlerische Qualität, sondern vor allem das Geldverdienen an erster Stelle stand“ (ebd.: 56).

Beruf: Fotojournalistin

Während die Forschungen aus Gisèle Freunds Dissertation über die erste Phase der Porträtfotografie in Frankreich zwischen 1840 und 1860 einen Interpretationsrahmen geben für die von ihr geschaffene Sammlung von Schriftsteller- und Künstlerporträts, bilden die dort getroffenen Aussagen zum Realismus in der Kunst ab 1850 den Schlüssel für die Darstellung ihrer eigenen Arbeit als Fotojournalistin: „Die Realisten lehnten es ab, als Künstler zu gelten. Sie waren Maler und nichts weiter. Sie betrachteten sich als geschickte Handwerker. In ihrer ästheti-

schen Konzeption wird die Natur identisch mit der optischen Wirklichkeit“ (Freund 1993: 85). Bereits hier sieht Gisèle Freund auch die enge Verbindung des Realismus zur Fotografie angelegt, da für den Fotografen die sichtbare Umwelt das einzige Betätigungsfeld ist:

„Nur das, was er optisch vor sich sieht, kann er auf die Platte bringen. Wohl besteht seine Aufgabe darin, das Motiv zu bestimmen, Licht- und Schattenverhältnisse bestenfalls zu arrangieren, aber damit ist seine Arbeit schon beendet; sie ist vollendet, bevor noch der Apparat in Wirksamkeit treten kann. Die Realisten verlangten, daß der Maler bescheiden hinter der Staffelei zurücktrete. Bei dem Photographen trifft auch diese Forderung zu. Die fertige Photographie hat sich völlig von ihm gelöst“ (ebd.).

Diese sehr puristische Auffassung von ihrem „Handwerk“ als Fotografin hat sie immer wieder vehement vertreten: „Ich war nie der Meinung, Photographie sei Kunst. Mein Lebtage habe ich mich dagegen gewehrt, als Künstler angesehen zu werden“ (Jamis 1993: 70).

Doch bereits in ihrer Untersuchung von Heinrich Zilles Fotografien, die er etwa ab 1880 in Berlin aufgenommen hat, überschreitet sie wieder diese enge Auslegung:

„Für Zille war das Photo nur ein Dokument, aber seine Bilder berühren den Beschauer durch ihre menschliche Qualität. Der Wert der Dokumentarphotographie ist umso größer, je mehr der Photograph von sich absieht. Das einzige was zählt ist das Modell. Wenn seine Arbeit vollendet ist, besteht die Rolle eines guten Photographen darin, als sensibles Instrument gedient zu haben, dank dessen sich die Persönlichkeit des Dargestellten offenbart. Aber was die Qualität eines Photos entscheidet, ist das Auge hinter der Kamera. Das Auge von Zille sieht immer das Wesentliche“ (Freund 1993: 103).

Bereits 1930 zeigten Ansichten aus der Frankfurter Altstadt mit einer Prostituierten, die müde und in Alltagskleidung auf Kundschaft wartet, die zugleich sozialkritische und teilnehmende Beobachtung der jungen Studentin. In Paris verdiente sie ihren Lebensunterhalt bis zum Beginn des Krieges mit klei-

nen Reportagen über das Alltagsleben, die sie an illustrierte Zeitschriften verkaufte. Damit hatte sie ihren Beruf als Fotoreporterin gefunden, der bis zur Mitte der sechziger Jahre ihr Leben bestimmte.

Für die gerade neu gegründete amerikanische Zeitschrift *Life* hatte sie bereits 1935 ihre erste große Reportage von den „Notstandsgebieten“ – distressed areas – im Norden Englands fotografiert. Ihr soziales und politisches Engagement bewirkte, daß Gisèle Freund die nächsten 25 Jahre fast immer unterwegs war auf der Suche nach Reportagen, deren Themen sie selbst sich stellte – nicht Tagesereignisse, sondern Geschichten des Alltags. Bis zum Einmarsch der deutschen Truppen 1940 blieb Gisèle Freund in Paris und flüchtete erst in letzter Minute mit dem Fahrrad und ihrem kleinen Koffer, mit dem sie bereits 1933 aus Frankfurt am Main mit dem Manuskript ihrer Dissertation geflüchtet war, bis in ein Dorf im Departement Lot. Hier im nicht besetzten Frankreich lebte sie zwei Jahre, bis ihr 1942 auf Einladung der argentinischen Schriftstellerin Victoria Ocampo, die sie 1939 in Paris porträtiert hatte, die Ausreise nach Argentinien gelang. Abenteuerliche Fotoexpedition führten sie von den Anden bis nach Patagonien und Feuerland. Auch nach dem Kriegsende arbeitete sie für die Fotoagentur Magnum in Südamerika, bis 1950 ihre Reportage über Evita Perón sie zur Flucht nach Mexiko zwang, wo sie zwei Jahre blieb, ehe sie 1952 nach Paris zurückkehrte. Bis Mitte der 1960er Jahre arbeitete sie international als freie Fotojournalistin. In dieser Zeit ergänzte sie auch kontinuierlich ihre Porträtsammlung, die sie in zahlreichen Vortragsreisen über französische Literatur zeigte.

In den 1960er Jahren erschienen ihre Bücher über James Joyce und mehrere Fotobücher. 1968 gab es die erste Retrospektive ihres fotografischen Werkes im Musée d'art moderne in Paris und 1970 veröffentlichte sie hier ihre Autobiographie „Le monde et ma Caméra“. In den 70er Jahren wurde ihr fotografisches Werk – insbesondere die Porträts – vom Kunsthandel entdeckt und machte sie damit finanziell unabhängig vom Fotojournalismus. In den letzten 25 Jahren ihres langen Lebens folgten zahlreiche öffentliche Ehrungen, Auszeichnungen und Ausstellungen auch in Deutschland, aber vor allem



Gisèle Freunds Fotoreportage über James Joyce

in Frankreich. „An ihnen erkenne ich – nicht ohne innere Bewegung –, dass ich endlich auch in den Augen der Franzosen als Französin angesehen werde“ (Jamis 1993: 180).

Nachspiel mit Fortuna

Hier endete der 2001 veröffentlichte Text über die Fotografin Gisèle Freund (Sievert 2001). Dass nun 16 Jahre später dieser Text zum 100. Jahr der Goethe-Universität Frankfurt in der CGC Publikation „Ausschließende Einschließung? Zur Geschichte von Frauen und Wissenschaft“ erscheint, verdanke ich dem mehrfachen Einsatz der Glücks- und Schicksalsgöttin Fortuna, denn bekanntlich sind ja Zufälle für die Geschichte von Frauen in der Wissenschaft eher die Regel als die Ausnahme.

Dennoch versuche ich, hier der Geschichte dieser Zufälle auf die Spur zu kommen.

Als mich der Initiator der „Universität des 3. Lebensalters“ Prof. Günter Böhme 1998 für die Ring-

vorlesung unter dem Motto „Die Frankfurter Gelehrtenrepublik – Leben, Wirkung und Bedeutung Frankfurter Wissenschaftler“ für einen Vortrag einlud, war mir klar, dass ich als einzige Professorin in diesem illustren Kreis nicht einen „Gelehrten“ sondern eine Wissenschaftlerin mit Bezug zur Frankfurter Universität vorstellen wollte. Mit Gisèle Freund wählte ich als Kunstpädagogin zudem eine Fotografin und Künstlerin, mit deren Leben und Werk ich mich in meinen Seminaren zu Künstlerinnen beschäftigt hatte – denn die Kunst von Frauen kam in der Lehre am Institut für Kunstpädagogik sonst kaum vor. Die überarbeiteten Vorträge der Ringvorlesung wurden von Professor Günther Böhme 1999 in einer Buchpublikation herausgegeben (Sievert 1999).

Als im Frühjahr 2000 bekannt wurde, dass Gisèle Freund am 31. März im Alter von 92 Jahren in Paris verstorben war, wurde ich aufgrund dieses Beitrags von der Redaktion des UniReport angefragt, einen Nachruf insbesondere im Rückblick auf ihre Frankfurter Zeit zu schreiben. In diesem Brief wurde auch bereits erwähnt, dass sich im Archiv der Universität „diverse Dokumente (Studentenausweis u. Ä.)“ befänden, die zur Bebilderung geeignet wären. Mein Nachruf, der am 17. Mai 2000, im UniReport erschien, war dann mit einer „Ausweiskarte“ der Universität Frankfurt der Gisela Freund aus Berlin vom 24. April 1931 illustriert (Sievert 2000).

Im gleichen Jahr wurde ich angefragt, ob ich einen Beitrag für die Festschrift zum 60. Geburtstag der Kunsthistorikerin Ellen Spickernagel schreiben würde. Da die in Frankfurt lebende und an der Universität Gießen lehrende Kollegin zum engagierten Kreis der Mitbegründerinnen der Frauen Kunst Pädagogik gehörte, habe ich für diese Festschrift die verschiedenen Facetten der beruflichen Identität von Gisèle Freund zwischen Fotojournalismus, Kunst und Wissenschaft untersucht. Zur Illustration des Beitrages erhielt ich auf Anfrage an das Universitätsarchiv von PD Dr. Michael Maaser Photoabzüge der beiden Studentenausweise von Gisèle Freund geschickt. Nun, 17 Jahre später, ist PD Dr. Michael Maaser der Leiter des Archivs der Goethe-Universität Frankfurt und in dieser Funktion auch Geschäftsführer einer wichtigen Senatskommission auf die ich am Ende noch zurückkommen werde.

Zu Beginn des Jahres 2015 entdeckte ich im neuen Jahresprogramm des Historischen Museums Frankfurt die Ankündigung einer Ausstellung „Gisèle Freund 1. Mai 1932“ 13.1.2015 – 3.5.2015 mit einer kurzen Beschreibung dieser Fotoserie von den letzten freien Maikundgebungen 1932 in Frankfurt und in Worms und dem Hinweis „Der großzügigen Schenkung des Ehepaars Martin und Margarethe Murtfeld verdanken wir den spektakulären Sammlungszuwachs von Fotografien Gisèle Freunds, den wir im 13. Sammlerraum präsentieren.“ Auf meine rasche Rückfrage beim Museum wurde ich zu einer Matinée am Sonntag, den 11. Januar um 11 Uhr eingeladen – und dort am Eingang von der Gastgeberin Margarethe Murtfeld freundlich begrüßt. Im Verlauf des Programms zur Übergabe der Fotoserie an das Historische Museum erfuhr ich nun die Geschichte hinter der Geschichte der damaligen Ausstellung im MMK mit der ich ja seinerzeit 1995 diese beeindruckende Fotografin für mich entdeckt hatte (vgl. dazu auch den Bericht in der FR Stillbauer 2015):

Damals, 1994, war die Familie Murtfeld gerade von Frankfurt nach Paris umgezogen und Margarethe Murtfeld besuchte Gisèle Freund dort in ihrer Wohnung. Bei ihrem damaligen Besuch stellte sie sofort fest, dass die damals schon 86-jährige Gisèle Freund dringend praktische und finanzielle Unterstützung brauchte und handelte nicht nur als Sammlerin. In der Schweizer Zeitschrift „DU“, die im März 1993 der Fotografin Gisèle Freund ein ganzes Heft unter dem Titel „Der Archipel der Erinnerung“ gewidmet hatte, hatte sie einige dort abgebildete Aufnahmen aus der Fotoreportage vom 1. Mai 1932 entdeckt. Margarethe Murtfeld konnte Gisèle Freund davon überzeugen, dass die ganze Serie ihrer studentischen Aufnahmen historischen Wert für das Ende der Weimarer Republik habe. 50 ausgewählte Silbergelatine-Abzüge auf Barytpapier wurden 1995 von den Originalnegativen abgezogen und von Gisèle Freund autorisiert. Für Frankfurt am Main hatte zudem das Ehepaar Murtfeld aufgrund seiner Kontakte in der DG Bank einen Sponsor gefunden und konnte Jean-Christophe Ammann für die Ausstellung im MMK gewinnen. Zugleich plante Margarethe Murtfeld sehr weitsichtig, dass zwanzig Jahre danach zum 80. Geburtstag von Dr. Martin

Murtfeld und zur Erinnerung an Gisèle Freund diese Fotografien des Sammlerpaars an die Stadt Frankfurt übergeben werden sollten.

Dass dieser Akt der Übergabe an die Öffentlichkeit in Frankfurt nun nur wenige Tage nach dem schockierenden Anschlag auf die Redaktion von „Charlie Hebdo“ geschah und dass mehrere Freunde des Paares nicht kamen, weil sie an diesem Sonntag an dem Gedenkmarsch für die Opfer in Paris teilnehmen wollten, kommentierte Margarethe Murtfeld „Das sind Zufälle, die man gar nicht glauben kann.“ Eindringlich machte sie auf dem Podium die plötzliche Aktualität dieser historischen Fotografien als Dokumente des Widerstands bewusst: „Jetzt sind alle gefordert!“ Im Anschluss entwickelte sie daher die Idee, nun auch die Fotoserie von Gisèle Freund vom Pariser Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur 1935 zum 80. Jahrestag in Frankfurt auszustellen und damit eine aktuelle Diskussion zur politischen Funktion von Kunst und Wissenschaft anzustoßen. Die erste Ausstellung dieser Serie von Schriftstellerporträts (vgl. S.5 ff.) hatte Margarethe Murtfeld 1996 noch im Beisein von Gisèle Freund im Goethe-Institut Paris organisiert, nun erwog sie eine Präsentation während der Frankfurter Buchmesse oder im wissenschaftlichen Kontext der Goethe-Universität. Da ich ihr bei unserem ersten Zusammentreffen Kopien meiner Arbeiten über Gisèle Freund überreicht hatte, wurde ich nun selbst in dieses neue Projekt einbezogen.

Angesteckt von ihrem tatkräftigen Engagement machte ich mich auf die Suche nach einem möglichen Ausstellungsort. Nach ersten Kontakten zu den früheren Fachkollegen Prof. Herding und Prof. Schütz, die aber genau wie ich selbst inzwischen emeritiert sind, entdeckte ich auf der Homepage der Universitätsleitung, dass ich die aktuelle Vizepräsidentin Prof. Tanja Brühl noch als Kollegin aus der Gruppe der Professorinnen kannte und konnte durch diesen Zufall sehr unkompliziert Kontakt zu ihr und ihren Mitarbeiterinnen aufnehmen. Als Professorin für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt internationale Institutionen und Friedensprozesse war sie auch fachlich die ideale Gesprächspartnerin für unser Anliegen. Bei einem ersten gemeinsamen Treffen mit der Vizepräsidentin Anfang Mai stellte



Strassenschild Gisèle-Freund-Platz, Frankfurt am Main

sich zudem überraschend heraus, dass bei der Neubenennung von Orten auf dem Campus Westend gerade ein „Gisèle-Freund-Platz“ geschaffen worden war und somit jetzt das Anliegen des Stifterpaares Murtfeld auf dieses eigene Interesse der Universität trifft. Zu Beginn des Wintersemesters sollen daher zunächst große Poster von der Fotoserie vom 1. Mai 1932 in der zentralen Halle des Fachbereichs Soziologie/Politologie den Studierenden eine erste Begegnung mit der Fotografin Gisèle Freund ermöglichen, für die auch langfristig angelegte wissenschaftliche Auseinandersetzung wurden inzwischen aus verschiedenen Fachbereichen erste Impulse und Perspektiven entwickelt.

Doch wie ist es überhaupt zu diesem „Gisèle-Freund-Platz gerade jetzt und gerade hier vor dem Campus Westend der Frankfurter Universität gekommen? Seit dem Frühjahr 2014 beschäftigte sich eine „Senatskommission zur Benennung der Plätze, Straßen und Wege auf dem Campus Westend und dem Campus Riedberg“ unter Vorsitz des Vizepräsidenten Prof. Matthias Lutz-Bachmann und der Geschäftsführung von PD Dr. Michael Maaser damit, vorhandene und neue Gebäude auf den beiden Campi mit einer eindeutigen Postanschrift zu versehen. Anfang Februar 2015 waren daher bereits im Rahmen einer Feierstunde auf dem Campus West-

end drei neue Straßenschilder präsentiert worden: Norbert-Wollheim-Platz, Theodor-W.-Adorno-Platz und Max-Horkheimer-Straße (vgl. dazu im folgenden Maaser 2015).

In einer zweiten Phase wurden in einer universitätsweiten Umfrage weitere 250 Vorschläge gesammelt und nach verschiedenen Kriterien über 100 mögliche Namen gesichtet und nach folgenden sechs Kriterien geordnet: „1. keine Namen noch lebender Personen, 2. keine Namen von Personen, nach denen bereits Straßen etc. in Frankfurt benannt sind, 3. nur Namen von Personen des 20. Jahrhunderts, 4. die einen positiv identifizierbaren Bezug zur Goethe-Universität haben. 5. Alle Gruppen der Universität sollten berücksichtigt werden, 6. bei angemessener Berücksichtigung von Frauennamen.“ (ebd.). Für den Campus Westend entschied sich die Kommission einstimmig für den ehemaligen Universitätsrektor und Gründungsdirektor des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte Helmut Coing, den 1933 entlassenen und 1952 aus der Emigration zurückgekehrten Professor Fritz Neumark, die 1933 zur Emigration gezwungenen Doktorandin Nina Rubinstein, die ihr Promotionsverfahren in Frankfurt erst 1989 beendete und die ehemalige politisch aktive Studentin Gisèle Freund, die ja ebenfalls 1933 emigrierte.

Inzwischen enthalten Lageplan und Einladungen der Goethe-Universität diese neuen Namen, insbesondere der Querweg vor dem Casino wird als Nina-Rubinstein-Weg für Einladungen oft gebraucht. Da der Gisèle-Freund-Platz für den „Zwickel“ am Bremer Platz in Zukunft die Besucher, Nutzer und Mitglieder der Goethe-Universität als Zugang zum Universitätsgelände empfangen wird, ist er voraussichtlich als ein besonderer Ort und weniger als Adresse relevant. Bei unserer ersten „Begehung“ im Mai mit der Vizepräsidentin und dem Ehepaar Murtfeld haben wir ihn spontan als offenes und freundliches Entrée wahrgenommen.

Literaturhinweise

- Benjamin, Walter: Lehrstück in materialistischer Dialektik. In: DU Heft 3/1993, S.58 (zuerst in: Zeitschrift für Sozialforschung, Heft 7/1938).
- Börsch-Supan, Helmut: Der Blick für das Gute – der Blick für das Wirkliche. Die Sammlung Julius Freund. In: Neyer, Hans Joachim: Gisèle Freund. Berlin 1990, S. 71-77.
- DU. Die Zeitschrift der Kultur: Die Fotografin Gisèle Freund. Der Archipel der Erinnerung. Heft 3/1993.
- Freund, Gisèle: La photographie en France en XIX siècle. Paris 1936; dt. Ausgabe: Photographie und bürgerliche Gesellschaft. München 1968.
- Freund, Gisèle: James Joyce in Paris. His Final Years. New York 1965/London 1966.
- Freund, Gisèle: Photographie et société. Paris 1974, dt. Ausgabe München 1976.
- Freund, Gisèle: Memoiren des Auges. Frankfurt 1977.
- Freund, Gisèle: Trois jours avec Joyce. Paris 1983, dt. Ausgabe: Drei Tage mit Joyce. Frankfurt 1983.
- Freund, Gisèle: Die Poesie des Portraits. Photographien von Schriftstellern und Künstlern. München 1989/1998.
- Freund, Gisèle: Photographie und Gesellschaft. 28.-30. Tausend. Reinbek b. Hamburg 1993.
- Freund, Gisèle: Fotografien zum 1. Mai 1932; Katalog Museum für Moderne Kunst. Frankfurt am Main 1995.
- Freund, Gisèle: Photographien und Erinnerungen. Mit autobiographischen Texten und einem Vorwort von Christian Caujolle. Paris, München, London 1985/1998.
- Jamis, Rauda: Gisèle Freund, Gespräche mit Rauda Jamis. München, Paris, London 1993.
- Maaser, Michael: Neue Wege einschlagen. Akademischer Senat beschließt Neubenennungen für Campus Westend und Riedberg. In: Goethe Spektrum 1.15 Mitarbeitermagazin März/April/Mai 2015, S. 2 u.5.
- Neyer, Hans Joachim: Gisèle Freund; Katalog Werkbund-Archiv Berlin. 3. erw. Aufl. Berlin 1990.
- Sievert, Adelheid: Gisèle Freund – Fotografin, Wissenschaftlerin, Künstlerin. In: Böhme, Günter (Hg.): Die Frankfurter Gelehrtenrepublik. Idstein 1999, S.125-149.
- Sievert, Adelheid: „Aber vor allem muß man die Menschen lieben“ Die Fotografin Gisèle Freund. In: Keim, Christiane/ Merle, Ulla/ Threuter, Christina (Hg.): Visuelle Repräsentanz und soziale Wirklichkeit. Bild, Geschlecht und Raum in der Kunstgeschichte. Herbolzheim 2001, S. 138-149.
- Sievert, Adelheid: Frankfurter Erinnerungen zum Tod von Gisèle Freund. In: UniReport 4/00 Mittwoch, 17. Mai 2000, S. 6.
- Stillbauer, Thomas: Der letzte 1. Mai vor den Nazis. Gisèle-Freund-Ausstellung. Frankfurter Rundschau 13.1.2015 <http://www.fr-online.de/frankfurt/gis-le-freund-ausstellung-der-letzte-1--mai-vor-den-nazis,1472798,29551868.html> (letzter Abruf 09.06.2017)

ELISABETH KLAUS

Herta Herzog: Begründerin einer Publikumsforschung zwischen Kritischer Theorie und Uses and Gratifications Approach

Der Beitrag von Wissenschaftlerinnen an den frühen soziologischen, auch medien- und kommunikationswissenschaftlichen Forschungen bedarf dringend einer Neubewertung. Dies gilt in besonderem Maße für die aus der Sozialpsychologie stammende Soziologin und Kommunikationswissenschaftlerin Herta Herzog, wie ich im Folgenden zeige.¹ Der erste Teil des Beitrags ist dem Leben Herta Herzogs gewidmet und skizziert ihr Wirken und ihr Werk. Im zweiten Teil gehe ich auf Herzogs Soap Opera Publikationen aus den 1940er und 1980er Jahren ein. Insbesondere Herzogs 1944er Studie gilt in der Kommunikationswissenschaft als frühes Beispiel des Uses and Gratifications Approach. Das ist aber zu kurz gegriffen, weil andere Publikationen zum selben Thema deutlich die Perspektive der Kritischen Theorie einnehmen – wohl eine Folge davon, dass Herzog und Theodor W. Adorno gemeinsam am Office of Radio Research (ORR) eine Studie zu den „daytime serials“ durchgeführt haben.

Teil I: Leben und Werk Herzogs

Herta Herzog wurde am 14. August 1910 in Wien als die älteste von zwei Töchtern eines Juristen und seiner Ehefrau geboren. Dass die Familie jüdisch war, scheint für Herzog zunächst keine große Rolle gespielt zu haben. Prägend für ihre Kindheit und Jugend war die Tuberkulose-Erkrankung der Mutter. Vor allem, um die Mutter zu erfreuen, lernte Herta viel und war stets Klassenbeste. Herzog liebte das Geigenspiel, vor allem auch im Duett mit dem Vater, musste dieses aber in Folge einer Polio-Erkrankung 1932 – ein Arm blieb für immer gelähmt – aufgeben.

1 Der Beitrag beruht in Teilen auf meinem 2008 erschienenen Aufsatz „What do we really know about Herta Herzog? – Eine Spurensuche“, entwickelt diese Gedanken teilweise weiter und rahmt die dort enthaltenen Informationen unterschiedlich.



„What do we really know about Herta Herzog?“ (2016), das erste Buch über die Soziologin und Kommunikationswissenschaftlerin Herta Herzog

Mit 18 begann Herzog ihr Studium an der Universität Wien, wo sie zunächst zahlreiche Fächer belegte, bis sie schließlich am von Karl und Charlotte Bühler gegründeten Psychologischen Institut eine intellektuelle Heimat fand, die auch ihr späteres Herangehen an die Kommunikations- und Marktforschung nachhaltig prägte. Hier lernte sie ihren späteren Mann Paul Felix Lazarsfeld kennen, der zu einem ihrer wichtigsten intellektuellen Lehrer wurde. Von 1931 bis zu ihrer Emigration in die USA 1935 war Herzog Mitarbeiterin der „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“, die Lazarsfeld 1931 gegründet hatte. Das Forschungsinstitut verband als

eines der ersten seiner Art akademische Grundlagenforschung und angewandte Marktforschung. Die bekannteste Arbeit, die aus dem Forschungsinstitut hervorging, war „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von Marie Lazarsfeld-Johoda und Hans Zeisl (1933; in späteren Ausgaben: Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel, 1975). Herzog arbeitete in diesem Umfeld an ihrer Dissertation „Stimme und Persönlichkeit“ (1933). „Stimme und Persönlichkeit“ beruhte auf Bühlers Sprachpsychologie und untersuchte – eine englische Arbeit weiterführend – erstmals im deutschsprachigen Raum welche Eigenschaften und Merkmale die Hörer und Hörerinnen den SprecherInnen im Radio zuschrieben, wobei die ihnen zugeschriebene geschlechtliche Identität eine zentrale Rolle spielte.

Herzogs berufliche Laufbahn nach der Dissertation umfasst im Wesentlichen drei Phasen.

Die erste Phase begann mit der Emigration in die USA, wohin sie Lazarsfeld 1935 folgte. Im Frühjahr 1936 heiratete das Paar. Ihre Ehe, die 1945 wieder geschieden wurde, erwies sich als ungemein produktive Arbeitsgemeinschaft. Von 1937 bis 1943 war Herta Herzog Mitarbeiterin im sog. „Radioprojekt“, dem von Lazarsfelds geleiteten „Office of Radio Research“ in Princeton, das 1940 an die Columbia Universität übersiedelte und 1944 in „Bureau of Applied Social Research“ umbenannt wurde. 1939 wurde Herzog zum „Associate Director“ ernannt und leitete seitdem die Marktforschungsaktivitäten jener außergewöhnlichen Gruppe aus amerikanischen und europäischen WissenschaftlerInnen, die mit ihren Arbeiten die Sozialwissenschaften nachhaltig geprägt haben.

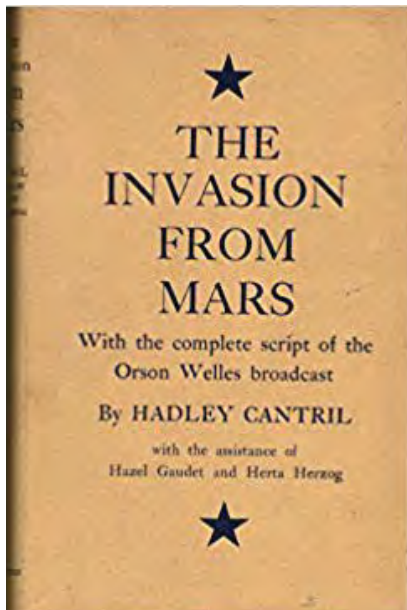
Herzog galt als Expertin für Methodenfragen und war in vielen Projekten an der Ausarbeitung der Instrumente zentral beteiligt. Die im Zuge von Herzogs Mitarbeit in Princeton und Columbia entstandenen und unter ihrem Namen veröffentlichten Beiträge zeigen, dass ihr für die Etablierung der Rundfunkforschung in besonderem Maße zwei Verdienste zukommen: Zum einen die Beschäftigung mit den populären Unterhaltungsprogrammen und deren HörerInnen, zum anderen der Etablierung des Intensivinterviews, das die RezipientInnen selber zu Wort kommen lässt, als mindestens gleichberechtigte Forschungsmethode neben Mediadaten und

großen Stichprobenerhebungen. Maßgeblich war sie etwa an der Studie „The Invasion from Mars“ (Cantril 1940) beteiligt und führte Intensivinterviews mit Hörern und Hörerinnen von „Professor Quiz“ (1940), einer damals populären Quiz-Show, durch. 1941 und 1944 erschienen ihre bekanntesten Aufsätze zu den Soap Operas im Radio, die durch eine Studie angestoßen wurde, bei der sie mit Adorno zusammengearbeitet hatte.

Trotz ihres wichtigen Beitrags bei der Untersuchung von Medien war die Arbeit der Wissenschaftlerinnen in der frühen US-amerikanischen Kommunikationswissenschaft wenig anerkannt, wie das Projekt „Women in Communication Research“ eindrucksvoll gezeigt hat (vgl. Simonson 2013). Herta Herzog liefert für die ausbeuterischen Bedingungen, denen Frauen ausgesetzt waren, ein nachdrückliches Beispiel, auch wenn sie im Zuge eines biographischen Projekts in einem Brief von 1994 an Elizabeth M. Perse (1996) betont hat, dass Gender nie eine Rolle in ihrem Berufsleben gespielt habe (Herzog 1994a).

Christian Fleck hat in seiner Studie „Transatlantische Bereicherungen“ (2007) Archivmaterial ausgewertet, das die Bedeutung Herzogs im Radioprojekt auch in quantitativer Hinsicht eindrucksvoll belegt. In der Rangfolge der AutorInnen folgt Herzog an zweiter Stelle hinter Lazarsfeld: Sie veröffentlichte 19 Aufsätze bzw. Beiträge in Sammelbänden mit insgesamt 652 Seiten (ebd.: 346-347). Hinzu kamen 13 unveröffentlichte Texte, die weitere 457 Seiten umfassen (ebd.: 347). In Herzogs Gehalt spiegelt sich diese Bedeutung nicht wider: Während Frank Stanton, der stellvertretende Direktor des Radio Research Project und zugleich Leiter der Medienforschung bei CBS war, fast 100 Dollar pro Seite erhielt und Theodor W. Adorno als Mitarbeiter noch etwas mehr als 42 Dollar pro Seite verdiente, steht Herzogs Gehalt ganz am Ende der Einkommensliste der exklusiven Mitglieder des ORR mit 1,39 Dollar pro Seite.

Auch ein Disput um die Autorenschaft von „The Invasion from Mars“ (1940) verweist auf die diskriminierende Behandlung der Wissenschaftlerin. U.a. weil Cantril die Studie als Alleinautor veröffentlichte und lediglich mit dem Zusatz „with the assistance of Hazel Gaudet & Herta Herzog“ versah, kam es zum



Hadley Cantrils Studie „The Invasion from Mars“ (1940), an der Herta Herzog maßgeblich mitwirkte

Eklat mit Lazarsfeld, der Herzogs Rolle bei der Studie nicht angemessen gewürdigt sah.² Auch zu der bedeutenden Publikation „Radio Research 1942-43“, hat Herzog editorische Kompetenz in großem Ausmaß beigetragen, ohne dass sie neben Lazarsfeld und Stanton (1944: viii) als Herausgeberin genannt wurde. Diese schwierigen Bedingungen mögen ein Grund dafür sein, warum Herzog zwar in der kommunikationswissenschaftlichen Literatur häufig als Mitbegründerin des sog. Uses and Gratifications Approach anerkannt erwähnt wird, aber keineswegs zu den „Gründungsgiganten“ der Soziologie und Kommunikationswissenschaft zählt. Sie mögen auch dazu beigetragen haben, dass Herzog sich in die Marktforschung verabschiedete, wo sie eine neue Phase in ihrer Karriere einschlug.

Eine zweite Phase in ihrem beruflichen Werdegang beginnt als sie 1943 das Radioprojekt verließ und eine Stelle in der Forschungsabteilung der bekannten Anzeigenagentur McCann-Erickson antrat. Hier machte Herzog eine steile Karriere und wurde eine der anerkanntesten Persönlichkeiten der amerikanischen Marktforschung. Schon seit 1939 hatte

Herta Herzog in der Marktforschung gearbeitet und war auch als Beraterin für einzelne Firmen tätig gewesen. Als Marion Harper, zu der Zeit Leiter der Forschungsabteilung der Anzeigenagentur McCann-Erickson, ihr 1943 eine Stelle als Zuständige für die Motivations- und qualitative Radio- und Werbeforschung anbot, sagte Herzog zu. Herzog stieg 1948 zur stellvertretenden Leiterin, in der Folge dann zur Leiterin der Forschungsabteilung am Hauptsitz der Firma in New York auf. Weiter war sie Aufsichtsratsvorsitzende von MarPlan als für die Marktforschung zuständige Tochtergesellschaft von McCann-Erickson. Mit McCann-Erickson verbunden war auch Jack Tinker und Partners, eine Art Think Tank, dessen einzige Aufgabe die kreative Entwicklung von Ideen war. „For a full decade, Tinker provided the spiritual wherewithal, creative resources, and rare leadership that united a diverse and gifted group. They began with four: Tinker, Dan Calhoun, art director, Myron McDonald, marketing generalist, and Herta Hertzog [sic!], research.“ (The Art Directors Club 1973). Die Gruppe arbeitete in luxuriöser Umgebung über den Dächern von New York. Auch nachdem Tinker and Partners als Anzeigenagentur weitergeführt wurde, blieb ihr Ruf als außerordentliche Ideenschmiede in den USA erhalten. Ihre Zeit bei der Agentur hat Herta Herzog als besonders stimulierend und bereichernd erlebt. Die Wahl von Herzog als eine der Partner von Jack Tinker zeigt die herausragende Stellung, die diese in der U.S.-amerikanischen Marktforschung erobern konnte, und den außerordentlichen Einfluss, den sie auf deren Entwicklung genommen hat. Sie war „the gray eminence“ (Gladwell 1999: 79) der Industrie. 1986 wurde sie dafür in die „Hall of Fame“ des Market Research Councils aufgenommen (Perse 1996: 209; vgl. auch www.mrcouncil.org/hall.htm). Interessant ist, dass Herzog in der ersten Staffel der erfolgreichen, als Qualitätsserie gefeierten Sendung Mad Men, die den Aufstieg der Marketing- und Werbeunternehmen in den USA ironisch kommentiert, als eher lächerliche Person auftaucht, die – in krassem Gegensatz zu ihren tatsächlichen Positionen – völlig naiv Freuds Vokabular auf die Werbung überträgt.

In zweiter Ehe war Herzog seit 1954 mit dem Soziologen Paul Wilhelm Massing verheiratet (Perse

² Herzog hat in ihrem Aufsatz von 1944 den Band als Cantril, Gaudet und Herzog (1939) zitiert (1944: 18, Fußnote 12).

1996: 210). Massing, Mitarbeiter am Frankfurter Institut für Sozialforschung (IfS), war nach seiner Flucht als politischer Soziologe zunächst an der Columbia University, dann an der Rutgers Universität in New Brunswick tätig (vgl. Paul o.J.). Seine bedeutendste Studie, die am Institute of Social Research in New York angesiedelt war, ist „Rehearsal for Destruction“, auf deutsch als „Vorgeschichte des politischen Antisemitismus“ (1949) mit einem Vorwort von Adorno und Horkheimer erschienen. Herzog und Massing begegneten sich am Institut of Social Research. Nachdem bei ihrem Mann 1970 Parkinson diagnostiziert worden war, verließ Herzog die amerikanische Marktforschung. Die letzten gemeinsamen Jahre bis zu Massings Tod 1979 verbrachte das Ehepaar in dessen deutschen Heimatort, im pfälzischen Grumbach.

Herta Herzog Massing begann danach noch eine kurze dritte Berufsphase. Sie kehrte in die Kommunikationswissenschaft zurück und lehrte und forschte u.a. in Tübingen und Wien. Mit Studien zu den Soap Operas und zum Antisemitismus knüpfte sie an die akademischen Interessen der ersten Phase an. Sie führte unter anderem für das Jewish Council eine sozialpsychologische Studie zum Bild der Juden in Österreich (Herzog 1994b). Ihre Analyse, die auf 80 Intensivinterviews basiert, ist nach wie vor von gesellschaftspolitischer Relevanz. Herzog stellte fest, dass die Haltung zu Juden und dem Judentum nicht unter einer allgemeinen Fremdenfeindlichkeit gefasst werden könne. Juden seien vielmehr, „nicht Fremde sondern anders, Andere“ (ebd.: 1). In einer mit zahlreichen Zitaten angereicherten, dichten Diskussion entfaltete Herzog die Facetten dieses „Anders sein“.

Herta Herzog lebte seit Ende der 1990er Jahre zurückgezogen in der Nähe der Familie ihrer Schwester im österreichischen Leutasch, einer 2.000 Einwohner-Gemeinde in Tirol, wo sie 2010 starb.

Teil II: Die Soap Opera Studien

Im Teil II wende ich mich Herzogs Soap Opera Studien zu und löse damit das Versprechen mit meinem Titel gegebene Versprechen ein, Herzog als Begründerin einer Publikumsforschung zwischen Kritischer Theorie und Uses and Gratifications Approach vor-

zustellen. Die damit verbundene Behauptung lässt sich besonders gut an Herzogs Soap Opera Studien aus den 1940er und 1980er Jahren zeigen.

Ihre erste, im deutschsprachigen Raum weitgehend in Vergessenheit geratene Studie zu den populären Soap Operas im Radio erschien 1941 in einem Schwerpunktheft der „Studies in Philosophy and Social Science“, die vom Institute of Social Research herausgegeben wurde.³ Sie trug den Titel „On Borrowed Experience. An Analysis of Listening to Daytime Sketches“ (1941). Herzog hielt darin einleitend fest, dass aufgrund der Popularität der Soap Opera die Untersuchung ihrer Wirkungen eine so dringend notwendige wie auch schwierige Aufgabe sei, die letztlich nur über ein multimethodiales Herangehen zu lösen sei (ebd.: 65). Die vorgelegte Fananalyse, die auf 100 Intensivinterviews mit Frauen im Umfeld von New York basiert, solle dementsprechend den Weg für solch eine umfassendere Studie ebnen. Herzog beginnt mit Überlegungen zum Verhältnis von Fiktion und Realität in der Serienrezeption. Zuhörerinnen würden die Geschichten nicht als fiktiv oder imaginär ansehen, sondern: „They take them as reality and listen to them in terms of their own personal problems.“ (Ebd.: 67) Die Geschichten, Charaktere und Ereignisse würden in einem komplizierten Interpretationsprozess an die jeweiligen Bedürfnisse der Hörerinnen angepasst (ebd.: 68). Diese Bestimmung des Medienrezeptionsprozesses als eines komplexen Aneignungsprozesses nimmt Herzog jedoch wenig später zurück und behauptet stattdessen: „Basically the various stories mean the same thing to all the listeners. They appeal to their insecurity and provide them in one way or another with remedies of a substitute character.“ (Ebd.: 69) Das Zuhören biete demzufolge emotionale Entlastung und die Möglichkeit, im Wunschdenken der täglichen Plackerei zu entfliehen, weiter auch ver-

3 Die Zeitschrift wurde vom Institute of Social Research herausgegeben, das unter Horkheimers Leitung im Exil an der Columbia University, New York, in der Tradition der Kritischen Theorie arbeitete. Das Schwerpunktheft zur Massenkommunikation im April 1944 entstand in einer Kooperation zwischen dem Institut und dem Radioprojekt. Lazarsfeld leitete den Band mit „Remarks on Administrative and Critical Communications Research“ ein, gefolgt von Beiträgen Adornos „On Popular Music“ und Laswells zum „Radio as an Instrument of Reducing Personal Insecurity“. An vierter Stelle erschien Herzogs Beitrag.

breiteten die Sendungen eine Ideologie der Anpassung und stelle die passenden Rezepte dafür bereit.

Jede dieser drei Gratifikationstypen diskutiert Herzog dann in ihren verschiedenen Erscheinungsformen. So böten die Geschichten etwa emotionale Entlastung, weil die Zuhörerinnen dabei weinen, überrascht werden, Gefühle der Aggression abregieren, sich kurzfristig besser fühlen oder mit den Charakteren in eine Gemeinschaft der Leidenden eintreten könnten. Herzog veröffentlicht jeweils vielfältige Zitate aus den Interviews, passt diese aber letztlich in ein relativ geschlossenes Interpretationsmuster ein: Es handele sich bei der Rezeption um eine kurzlebige Pseudo-Katharsis (ebd.: 74), die Geschichten ermöglichten eine Kompensation oder das Finden eines Sündenbocks für die eigenen Schwierigkeiten (ebd.: 73), seien eine starke Droge (ebd.: 75), ermöglichten eine vollständige Flucht und dienten als Ersatz für wirklich befriedigende Erfahrungen (ebd.: 76). Kurz: Die Fans der Serien „enjoy a condition in which they may lose themselves in an excitement related to borrowed rather than their own experience.“ (Ebd.) In „Recipes for Adjustment“, dem dritten Gratifikationstypus, zeigen die Zitate wie umfänglich die Ratschläge sind, die die Hörerinnen den Serien entnehmen, Herzog reduziert diese Vielfalt aber drastisch, in dem sie festhält: „They have a common root in the insecurity of the listeners.“ (Ebd.: 86) Entsprechend fasst Herzog am Ende des Artikels ihre Befunde wie folgt zusammen: Für viele Hörerinnen ermöglichten die Soap Operas nicht nur eine kurzfristige emotionale Entlastung und die Flucht aus einer unbefriedigenden Realität, nein, sie würden zum Ersatzmodell für die Wirklichkeit schlechthin, das vorgäbe, wie sie denken und handeln sollten (ebd.: 91).

Diese Ausführungen sind verblüffend weit entfernt von der Perspektive des Uses and Gratifications Approach, als deren Vorläuferin Herzog in der Kommunikationswissenschaft nahezu ausschließlich erinnert wird. Vielmehr sind sie auch terminologisch in der Kritischen Theorie und der Psychoanalyse verwurzelt, worauf erstmals Tamar Liebes (2003) hingewiesen hat.⁴ Auch wenn Bedürfnisse und

Nutzen als Begriffe in Herzogs Artikel erscheinen, so handelt es sich doch letztlich immer um Ersatzbedürfnisse und einen kompensatorischen Nutzen. Zugleich durchzieht den Artikel aber eine Spannung, weil Herzog die befragten Leserinnen zugleich ernst nimmt, indem sie diese ausführlich zu Wort kommen lässt, und die ihnen so zugestandene Autorität gleich wieder untergräbt, indem sie das analytische Instrumentarium der Kritischen Theorie darauf anwendet. Liebes verweist auf die inhaltliche Nähe zwischen Herzogs Text und der Frankfurter Schule, es gab aber weitergehend auch personelle Verbindungen, da Adorno von 1938-1941 Mitarbeiter beim Columbia Radioprojekt war. Lazarsfeld (1975: 189) schreibt in seinen Erinnerungen, dass Herzogs Studie „in Zusammenarbeit mit Th. W. Adorno“ durchgeführt worden sei.⁵ In der US-amerikanischen kommunikationswissenschaftlichen Literatur findet sich gelegentlich ein Verweis auf Herzogs empirischen Beitrag zur Kritischen Theorie (vgl. etwa Kellner o.J.: 2; Gitlin 1981: 152; Cavin 2004)⁶, und dass Herzogs

USA dieser Text Herzogs als kanonischer Text für das aktive-Publikums-Paradigma wurde, wie Liebes meint, ist nicht ganz leicht nachzuvollziehen. Die Wissenschaftlerin führt das im Wesentlichen auf die im Text veröffentlichten eindrucksvollen Zitate der Hörerinnen und die Wahl der qualitativen Methode zurück. Es handele sich um eine der seltenen Fälle, bei dem sich die Methode gegenüber der Theorie durchgesetzt habe. Mir erscheint es wahrscheinlicher, dass auch in den USA der mehrfach in viel gelesenen Readern nachgedruckte Beitrag Herzogs von 1944 stärker oder mindestens gleichberechtigt rezipiert worden ist.

5 Einen weiteren Beleg für diese Zusammenarbeit oder Informationen über deren Umfang und genauen Charakter konnte ich nicht finden. Zwischen dem Radioprojekt und dem Institute of Social Research gab es jedoch vielfältige Verbindungen. Renate Wiggershaus erwähnt, dass Herzog in der Frühzeit des Radioprojekts, vor dessen Umsiedlung nach Columbia, eine beratende Tätigkeit für das Institut ausübte und dabei auch mit Fromm zusammen arbeitete (Wiggershaus 1936: 168, 170). 1944 half sie bei der quantitativen Auswertung von Interviews mit Arbeitern für das Antisemitismusprojekt des Instituts, dessen Ergebnisse aber nicht veröffentlicht wurden (Fleck 1990: 368). Weiter gehörte Herzog dem wissenschaftlichen Beraterkomitee an, das ab 1945 die Arbeit von Horkheimer et al. im American Jewish Congress begleitete (ebd.: 389ff.).

6 Claudia Honegger (1994: 71) und Susan Cavin (in ihrem Vortrag bei der Jahrestagung der ASA 2004) behaupten weitergehend, dass Herta Herzog, wie auch Erich Fromm, ursprünglich an Adornos Studie „The Authoritarian Personality“ mitgearbeitet habe (Honegger 1994: 71). Ein größeres Engagement Herzogs erscheint aber unwahrscheinlich, da diese im Untersuchungszeitraum bereits das Radioprojekt verlassen hatte und in der Marktforschung bei McCann-Erickson in leitender Position arbeitete.

4 Liebes diskutiert die Veröffentlichung als einen der „Canonic Texts in Media Research“ (Katz et al. 2003). Dass in den

empirische Expertise in zahlreiche Studien, die am Institute of Social Research durchgeführt wurden, eingeflossen zu sein scheint. Im deutschsprachigen Raum ist diese Verbindung weitgehend verloren gegangen. Hier wird, wenn von Herzogs Soap Opera Studie – fast immer in der Einzahl – die Rede ist, unweigerlich auf ihre Publikation von 1944 verwiesen.

Herzogs bekannter Text „What Do We Really Know About Daytime Serial Listeners?“ (1944) leitet den von Lazarsfeld und Stanton herausgegebenen Sammelband „Radio Research 1942-1943“ ein und zählt heute zum Kanon kommunikationswissenschaftlicher Texte. Der Forschungsbericht konzentriert sich wiederum auf die Zuhörerinnen von Soap Operas. Ihm liegen jetzt aber vier verschiedene Stichproben mit insgesamt über 12.000 Befragten zugrunde. Wiederum sind Herzogs Ausführungen zunächst von einer Gratifikationsstudie weit entfernt. Vielmehr stellt Herzog eine Reihe von quantitativen Hypothesen auf, die die Themen der 1941er Publikation aufgreifen: Die Serienzuhörerinnen seien isolierter als andere Frauen, ihr Bildungsniveau sei geringer, sie hätten weniger Interesse an politischen Informationen, würden aber mehr Ängste und Frustrationen zeigen. Herzog prüft diese Annahmen und verwendet dazu erstmals auch eine Korrelationsanalyse.

Im Ergebnis muss sie die Mehrzahl ihrer Hypothesen zurückweisen, keine bestätigt sich uneingeschränkt. Weder in ihrer politischen Einstellung oder ihrer sozialen Stellung in der Gemeinde noch in den überprüften psychologischen Eigenschaften unterscheiden sich die Hörerinnen von den Nicht-Hörerinnen der Serien. Der einzige deutliche Unterschied zeigt sich in der Haltung zum Radio. „Daytime addicts“, also jene, die die Serien regelmäßig und intensiv verfolgen, nutzen das Radio häufiger und messen ihm eine größere Bedeutung bei als den Zeitungen. Überraschend zieht Herzog aus ihren Ergebnissen aber keine verallgemeinernden Schlüsse, obwohl diese dem damaligen Konsens unter WissenschaftlerInnen aller Couleur – keineswegs nur den Vorstellungen von Kritischen Theoretikern – über die Wirkungen der Soap Opera und die Merkmale ihrer Nutzerinnen diametral entgegenliefen.⁷

7 Susan Douglas (1999: 145) erwähnt, dass auch Lazarsfeld

Herzogs Zwischenfazit fiel einerseits bescheidener aus als es ihre bahnbrechenden Ergebnisse verdient hätten: Die Beschäftigung mit Größe und Zusammensetzung des Publikums reiche nicht aus und müsse durch Gratifikationsstudien ergänzt werden:

„(P)reliminary evidence suggests that the gratifications which women derive from daytime serials are so complex and so often unanticipated that we have no guide to fruitful observations unless we study in detail the actual experiences of women listening to these programs. We turn therefore to a summary of such studies which are concerned not with listener characteristics but with listeners' own reports of their listening experience“ (Herzog 1944: 23).

Andererseits revolutionierte der zunächst recht unscheinbar wirkende Satz aber die Publikumsforschung. Wie Charlotte Brunson (2000: 50) festhält:

„It is this sentence which marks the significance of Herta Herzog's contribution to the study of the soap opera audience, this granting of complexity and autonomy to the listeners' experience.“

„sneered at soaps“. Waren eher bürgerlich-konservative Intellektuelle darüber besorgt, dass die Soap Operas zu einer Desintegration der demokratischen Gesellschaft beitragen, so befürchteten Anhänger der Kritischen Theorie eher das Gegenteil, nämlich eine Stabilisierung der bestehenden Ordnung. Unterschiedlich begründet, kamen sie doch zum selben Ergebnis, dass die Soap Opera ein triviales Produkt, sein Konsum schädlich und Zeichen einer mangelnden sozialen Integration sei. Herzog zeigte, dass beide Lager gleichermaßen Recht hatten und irrten, in jedem Fall aber komplexe Rezeptionsprozesse ungebührlich vereinfachten.

Ein Beispiel für die Ignoranz gegenüber den zu diesen Positionen gegenläufigen Ergebnissen, die Herzog dann vorstellte, liefert Hans Zeisels (1944) Besprechung des „Radio Research“-Bandes. Darin erwähnt er zwar sowohl Herzogs als auch Arnheims Beitrag zu den Soap Operas, geht im Weiteren aber nur noch auf Arnheims psychoanalytische Textanalyse ein und schließt: „Arnheim makes an impressive stand against the pseudo-democratic defense of the daytime serial as the program type best liked by the women of America. It is an aspect of the more general problem (...) – how far democracy should adjust itself to its lowest common denominator.“ (Zeisel 1944: 434) Arnheims Arbeit ist selber aber nicht ohne Widersprüche, wie Charlotte Brunson (2000: 44-48) aufzeigt, die auch Helen Kaufmanns Beitrag, der dritte im Sammelband, der sich mit den Soap Operas beschäftigte, diskutiert. Diese Ignoranz gegenüber Herzogs Ergebnissen erscheint umso erstaunlicher, als Zeisel und Herzog mittlerweile KollegInnen in der Forschungsabteilung bei McCann-Erickson waren.

Die „Listening Gratifications“ stehen im zweiten Teil des Beitrages im Mittelpunkt, der zunächst auf die drei Gratifikationstypen von 1941 zurückgreift. Jedoch werden „emotionale Entlastung“ und „Wunschdenken“ nun auf gut einer Seite ganz knapp abgehandelt. Weitaus mehr Raum, fast sieben Seiten, widmet Herzog demgegenüber dem dritten Gratifikationstyp, den sie in „Daytime Serial as Advice“ umbenennt. Weil Herzog bereits in ihrer 1941er Studie die überraschend große Bedeutung der Ratgeberfunktion bemerkt hatte, nahm sie eine entsprechende Frage in die späteren Erhebungen auf. Im Ergebnis gaben 41 Prozent von 2.500 Zuhörerinnen an, dass die Programme ihnen schon einmal bei der Bewältigung eines Problems geholfen hätten (ebd.: 25). Herzog zeigt nun die Vielfalt dieser Funktion der Soap Operas für ihre Hörerinnen auf. Viele der hier versammelten Zitate erschienen bereits in ihrem Aufsatz von 1941, werden jetzt aber anders eingeordnet.

Während Herzog die Ratschläge dort pauschal als „Rezepte“ für unsichere Persönlichkeiten interpretierte, fehlt dieser Aspekt nun. Dadurch rücken die Hörerinnen als Subjekte in den Vordergrund und der Reichtum der Rezeptionsvorgänge zeigt sich viel eindrucksvoller. Herzog verzichtet dabei nicht auf eine kritisch-analytische Haltung. Ihre Kritik richtet sich aber nicht länger in erster Linie gegen die Hörerinnen und deren Medienpräferenzen, sondern betont die Unangemessenheit vieler Ratschläge. Die Serien verbreiteten die Ideologie, dass schon alles von selbst gut werde. Herzog vollzieht in diesem Artikel eine deutliche Wende hin zum Publikum und zur Aneignungsforschung – „the argument that the primary purpose of daytime serial is entertainment rather than education does not apply here“ (ebd.: 32). In der großen Bedeutung der Soap Operas für ihre Hörerinnen sah Herzog deshalb Chancen in den Programmen aufklärerisch zu wirken, und konstatierte entsprechend eine große soziale Verantwortung der Sendeverantwortlichen, dieses Potential auch zu nutzen.

Herzogs zweite Soap Opera Veröffentlichung wurde später in viel gelesenen und mehrfach neu aufgelegten Sammelbänden von Berelson und Janowitz (Herzog 1950), Newcomb und Hartley (Herzog 1947)

sowie Schramm (Herzog 1954) nachgedruckt.⁸ In den beiden letztgenannten Publikationen erschien aber lediglich der zweite Teil ihres Aufsatzes. Diese verkürzte Rezeption wird heute oft herangezogen, wenn es um Herzogs Beitrag zum Uses and Gratifications Approach geht.⁹ Einerseits ist sie dadurch zumindest in der Kommunikationswissenschaft nicht vollständig in Vergessenheit geraten, andererseits hat das aber zugleich viel von der Reichhaltigkeit und Widersprüchlichkeit ihrer Position eliminiert.

Während in Herzogs erster Soap Opera Studie die Äußerungen des Publikums vor allem das Material für die psychoanalytische Deutung abgeben, werden sie in der zweiten als eigene Interpretationsweisen, als Blicke in „fremde Welten“ ernst genommen. Viel später hat sich ein ähnlicher Prozess im Rahmen der englischsprachigen Forschung als Bewegung von der Screen-Theorie – eine psychoanalytisch orientierte, ideologiekritische Filmtheorie, die in den Gender Studies vor allem mit der Arbeit von Laura Mulvey (1975) verbunden ist – zur Publikumsforschung der Cultural Studies vollzogen. Der feministischen Soap Opera- und Genreforschung kam dabei eine besondere Bedeutung zu. Bis heute sucht diese nach einen Weg, das Vergnügen von RezipientInnen an trivialen Medieninhalten ernst zu nehmen, ohne gleichzeitig gegenüber den damit verbreiteten Ideologien affirmativ zu agieren.¹⁰ Aber das ist ein anderes Thema. Gleichwohl führen uns diese Überlegungen näher an die Gegenwart heran und damit hin zu Herzogs späteren Soap Opera Studien.

In den 1980er Jahre nämlich beschäftigte sich Herzog noch einmal mit den Soap Operas. Zunächst

8 In den überarbeiteten Neuauflagen dieser viel beachteten Editionen war Herzogs Aufsatz dann jeweils nicht mehr enthalten.

9 So ist es dieser verkürzte Reprint, der in dem für den Uses and Gratifications Approach formativen Aufsatz von Katz, Haas und Gurevitch (1973) zitiert wird.

10 Genau wie für Janice Radway (1984) gilt für Herzog – auch wenn letztere das im Gegensatz zu ersterer nicht explizit reflektiert –, dass der Kontakt mit den wirklichen Menschen, die populäre, als trivial abgewertete Unterhaltungsprodukte konsumieren, sie zur Revision ihrer ursprünglichen Vorurteile gezwungen hat. Die von Len Ang (1988) geäußerte Kritik gegenüber Radways Ergebnissen trifft auch Herzogs Ausarbeitung: Radway, so Ang, nehme die Aussagen der Liebesromanleserinnen nicht wirklich ernst, sehe darin keine tatsächliche Möglichkeit der Verarbeitung einer unbefriedigenden Realität, sondern lediglich ein heikles Vergnügen, das die Leserinnen von tatsächlichen Emanzipationsbestrebungen abhiele.

geschah das im Rahmen von Lehraufträgen, die sie an der Universität Tübingen durch Hermann Bausingers Vermittlung und an der Universität Wien durch ein Angebot Wolfgang R. Langenbuchers erhielt. In Lehre und Forschung beschäftigte sie sich mit den damals neuen und populären Sendungen „Dallas“ und „Dynasty“ („Denver Clan“) und veröffentlichte ihre Ergebnisse in Fachzeitschriften in den USA (Herzog Massing 1986, Reprint 1987), in Deutschland (Herzog 1986) und Österreich (Herzog 1990).¹¹ Auch in diesen Veröffentlichungen zeigt sich wiederum eine Spannung zwischen Analysen in der Tradition der Kritischen Theorie, die vor allem in den amerikanischen Publikationen deutlich werden, und solchen, die stärker die Aneignungsweisen des Publikums in den Blick nehmen.

Bis zu einem gewissen Grade decken sich die inhaltlichen Aussagen in den beiden Veröffentlichungen von 1986. Für die deutschen ZuschauerInnen funktioniert die Familie „as a bridge“ (Herzog Massing 1986), „als wichtiges Mittel der Orientierung“, weil die dargestellte Familienkonstellation der traditionellen deutschen, patriarchalen Familie entspreche (Herzog 1986: 354). Eine große Faszination über der Bösewicht ‚JR‘ auf viele deutsche Befragte aus.¹²

„Es handelt sich bei diesen Bewunderern von ‚JR‘ durchweg um relativ schwache Menschen mit einem starken, offenbar unerfüllten Geltungsdrang und vielen unterdrückten Aggressionen“,

kommentiert Herzog (ebd.: 357), u.a. unter Bezugnahme auf die durchgeführten Persönlichkeitstests. Dallas ermögliche die Projektion innerer Probleme und das Tagträumen, das Vergessen des Alltags und das Fantasieren. Das amerikanische Sample

11 Im Winter 1982 führt sie in Deutschland gut 50 Interviews mit Männern und Frauen aus der Mittelschicht und unteren Mittelschicht durch. Wiederum greift Herzog dabei auf Intensivinterviews zurück, lässt aber zusätzlich einen projektiven Persönlichkeitstest folgen, die sie für die Motivationsforschung entwickelt hatte und hier erstmals in einer Publikumsstudie anwendet. Ein knappes Jahr später führen ihre Tübinger Studierenden ähnliche Interviews zur Rezeption von Denver Clan durch. 1985 folgt eine Befragung US-amerikanischer Fernseh Zuschauerinnen zu Dallas. Die drei Samples sind in Größe und sozialer Zusammensetzung vergleichbar.

12 Diese Identifikation mit den das Gesetz brechende und die Normen missachtende Charakteren ist ein Befund, der sich auch in anderen Soap Opera Studien findet.

zeichne sich demgegenüber durch eine viel stärkere Genrekenntnis und Genrekompetenz aus. Herzog gebraucht hier den interessanten, ein aktives Publikum nahelegenden Ausdruck vom „script writer stance of the viewer“ (Herzog Massing 1986: 76). Die patriarchale Familie käme als Bezugspunkt der amerikanischen Befragten ebenso wenig vor wie die „more pronounced masochistic aspects of German ‚daydreams‘“ (ebd.: 76-77). Liebes (2003) schlussfolgert aus diesem Text, dass Herzog hier zu jener objektivierenden Publikumsanalyse unter dem Blickwinkel der Kritischen Theorie zurückgekehrt sei, wie sie in ihrer Studie von 1941 zu finden ist. Tatsächlich ist der Titel „Decoding ‚Dallas‘“ missverständlich, da Herzog Massing sich nicht auf Halls Decoding/Encoding-Modell bezieht, das dem Publikum eine eigenständige Rolle bei der Decodierung eines Textes zuweist und am Beginn der Medienforschung der Cultural Studies steht, sondern unter dem Blickwinkel der Psychoanalyse die Zuschauerreaktionen „dekodiert“.

Der erheblich längere deutsche Text relativiert aber Liebes' Interpretation. Dieser verweist unter „Weitere Charakteristika der Reaktionen“ auf die Bedeutung des Rezeptionsrahmens und der Erwartungen der ZuschauerInnen über den Fortgang der Geschichte, nennt intertextuelle Bezüge und diskutiert den fiktionalen Realismus der Serie (Herzog 1986: 358-361). Des Weiteren fehlt im amerikanischen Text der Vergleich mit Denver Clan (ebd.: 364-365) und schließlich auch die Zitate von Befragten, die Herzog in den deutschen Text aufnimmt. So kann dieser das Versprechen der Autorin einlösen, dass „die Einsichten der Befragten selbst das Hauptmaterial der dargestellten Ergebnisse und gleichzeitig Schlüssel zu deren analytischer¹³ Interpretation“ sind (ebd.: 352). Herzog ist zum weiterhin ungelösten Ausgangsproblem der Publikumsforschung zurückgekehrt: Wie kann man zugleich die RezipientInnen ernst nehmen und ihre Aussagen kritisch beleuchten?

Deutlich andere Akzente als in den Veröffentlichungen von 1986 setzt Herzog auf der Basis derselben Daten in der österreichischen Publikation von 1990. Ein Vergleich mit den Publikationen von 1941 und

13 Sie bezieht sich hier auf eine psychoanalytische Interpretation.

1944 drängt sich unweigerlich auf, da sie wiederum dasselbe Material zugrunde legt, es jedoch anders einordnet und interpretiert. 1990 hat sich Herzog mit der neueren Soap Opera Forschung und der Publikumsforschung der Cultural Studies vertraut gemacht und diese weitgehend nachvollzogen.¹⁴ Darüber hinaus bezieht sie sich auf die Husserlsche Phänomenologie, die sie bereits in ihrer Dissertation verwendet hatte, und leitet in einer innovativen Anwendung daraus drei Erlebnisschemata der Dallas-Rezeption ab: die Serialität, die persönliche Relevanz und den Lernanreiz. Die früheren Befunde erscheinen nun durch die unterschiedliche theoretische Verortung in einem neuen Licht, etwa wenn sie festhält: Eskapismus und die Naturalisierung der herrschenden Ideologie seien zwar auf lange Sicht prinzipielle Gefahren des Soap Opera Konsums, „die allerdings die Aktivität des Zuschauers und die zumindest mögliche Vielfalt des Programmerlebnisses unterschätzen.“ (Herzog 1990: 196) Auch im Tagträumen sieht sie nun weniger eine fremdbestimmte Handlung als vielmehr „ein temporäres Vergessen des Alltags, aber kaum ein frustrierendes oder zur Resignation führendes Erlebnis.“ (Ebd.: 198) Herzog zeigt im Weiteren, dass die Erlebnisschemata nach Alter und Geschlecht variieren.

In ihre Schlussbemerkungen betont sie, dass sowohl die Kritik an der Kulturindustrie wie auch die Publikumsforschung ihre Berechtigung hätten und sich gegenseitig ergänzten. Ihre Schlusssätze und leiten auch mein Fazit ein:

„Wesentlich scheint mir, dass die Forschung systematisch und unvoreingenommen Datenmaterial über die soziale Rolle dieser Programme, ihre, wie die vorliegende Untersuchung nahe legt, recht differenzierte Funktion im Leben der Zuschauer erhebt und vergleicht. Dazu gehören allerdings nicht nur Informationen über die Art und Weise, wie diese Programme erlebt und in gesellschaftliche Erfahrung umgesetzt werden, sondern auch die systematische kritische Analyse von deren ‚Texten‘, des Bildschirmhaltes allgemein, die die Zuschauerreaktionen auslösen.“ (Ebd.: 207-208)

¹⁴ Brunson (2000: 40, Fußnote 2) merkt an, dass Herzog am sog. Tübinger Soap Opera Projekt 1986-1989 als Antragstellerin und Symposiumsteilnehmerin beteiligt war (vgl. Seiter et al. 1989).

Es ist diese Verpflichtung zwischen den Setzungen der Kritischen Theorie und dem Verständnis für lebensweltliche Prozesse, die wir durch qualitative empirische Untersuchungen erhalten können, zu moderieren, die Herzog in ihren Soap Opera Studien umgetrieben hat. Publikumsforschung zwischen Kritischer Theorie und Uses and Gratifications Approach beinhaltet deshalb einen dialektischen Prozess, in dem beide Perspektiven als Korrektur- und Kontrollfunktion für die jeweils andere erscheinen. Herzog hat die damit implizierten Widersprüche selber kaum bearbeitet, aber sie hat sie offen gelegt, in dem sie erstmals das Publikum unterhaltender und als „Women’s Weepys“ abgewerteter Sendungen ernst nahm. Mitglieder der Frankfurter Schule und Anhänger der Kritischen Theorie haben ihren Lebensweg gekreuzt und auch ihre wissenschaftlichen Arbeiten beeinflusst. Mit gleicher Berechtigung lässt sich aber sagen, dass Herzog viele der Studien der Kritischen Theorie, die im amerikanischen Exil durchgeführt wurden, mit ihren methodischen Kompetenzen bereichert und dabei ihren eigenen Weg fortgesetzt hat.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Ang, Ien (1988): Feminist Desire and Female Pleasure. On Janice Radway’s Reading the Romance: Women, Patriarchy and Popular Literature. In: Mann, Denise/Spigel, Lynn (Hg.): Television and the Female Consumer. Special issue of camera obscura, Nr. 16, S. 179-190.

Bödeker, Hans (o.J.): Die politischen Häftlinge des Konzentrationslagers Oranienburg, Massing, Paul Wilhelm, 30. August 1902–30. April 1979. <http://www.stiftung-bg.de/kz-oranienburg/index.php?id=307>, Abrufdatum: 27.7.2015.

Brunson, Charlotte (2000): The Feminist, the housewife, and the Soap Opera. Oxford/ New York: Oxford University Press.

Cantril, Hadley (with the assistance of Hazel Gaudet and Herta Herzog) (1940): The Invasion from Mars. A Study in the Psychology of Panic. With the Complete Script of the Famous Orson Welles Broadcast. Princeton: Princeton University Press.

- Cavin, Susan E. (2004): O.S.S. & the Frankfurt School: Recycling 'the damaged lives of cultural outsiders'. Paper presented at the annual meeting of the American Sociological Association, San Francisco, CA. Online unter: http://citation.allacademic.com/meta/p_mla_apa_research_citation/1/1/0/1/8/pages110188/p110188-1.php, Abrufdatum 27.8.2015.
- Douglas, Susan J. (1999): Listening In: Radio and the American Imagination. From Amos'n'Andy and Edward R. Murrow to Wolfman Jack and Howard Stern. New York/Toronto: Times Books.
- Fleck, Christian (1990): Rund um "Morienthal". Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung. Wien: Gesellschaftskritik (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik Bd. 51).
- Fleck, Christian (2007): Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gitlin, Todd (1981): Reviews: Reading Television by John Fiske; John Hartley, Gender Advertisements by Erving Goffman, Decoding Advertisements: Ideology and Meaning in Advertising by Judith Williamson. In: Theory and Society, Jg. 10, H. 1 (Januar), 152-159.
- Gladwell, Malcolm (1999): True Colors. Hair Dye and the Hidden History of Postwar America. In: The New Yorker vom 22.03.1999, 70-81.
- Hardt, Hanno (2002): Über Paul F. Lazarsfeld (1940): Radio and the printed page. An introduction to the study of radio and its role in the communication of ideas. New York: Duell, Sloan and Pearce. In: Holtz-Bacha, Christina/Kutsch, Arnulf (Hrsg.): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 253-255.
- Herzog Massing, Herta (1986): Decoding „Dallas“. In: Society, vol. 24, nr. 1, 74-77.
- Herzog Massing, Herta (1987): Decoding "Dallas". Comparing American and German Viewers. In: Berger, Arthur A. (Ed.): Television in Society. New Brunswick, New Jersey: Transaction Books, 95-102.
- Herzog, Herta (1933): Stimme und Persönlichkeit. In: Zeitschrift für Psychologie, vol. 130, nr. 3-5, 300-369.
- Herzog, Herta (1940): Professor Quiz – A Gratification Study. In: Lazarsfeld, Paul F. (Ed.): Radio and the Printed Page. An Introduction to the Study of Radio and Its Role in the Communication of Ideas. (= History of Broadcasting: Radio to Television.) New York: Duell, Sloan and Pearce, 64-93 [=> Reprint Edition, 1971, Arno Press Inc.]
- Herzog, Herta (1941): On Borrowed Experience. An Analysis of Listening to Daytime Sketches. In: Horkheimer, Max (Ed.): Zeitschrift für Sozialforschung, Studies in Philosophy and Social Science. vol. 9, no. 1, 65-95. [=> Reprint in: Horkheimer, Max (1980) (Hrsg.): Zeitschrift für Sozialforschung, Studies in Philosophy and Social Science. Jahrgang 9, 1941, mit Gesamtregister. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.]
- Herzog, Herta (1944): What Do We Really Know About Daytime Serial Listeners? In: Lazarsfeld, Paul F./Stanton, Frank N. (Eds.): Radio Research 1942-1943. New York: Duell, Sloan and Pearce, 3-33. [=> Reprint Edition, 1979, Arno Press Inc.; also reprinted in: Lazarsfeld, Paul F./Stanton, Frank N.: Radio Research 1942-43. New York: Duell, Sloan and Pearce, S. 3-33.]
- Herzog, Herta (1947): Psychological Gratifications in Daytime Radio Listening. In: Newcomb, Theodore M./Hartley, Eugene L. (Eds.): Readings in Social Psychology. New York: Henry Holt, 561-566. (Gekürzte Fassung von Herzog 1944, 23-33)
- Herzog, Herta (1950): What Do We Really Know About Daytime Serial Listeners? In: Berelson, Bernard/Janowitz, Morris (Eds.): Reader in Public Opinion and Communication. Illinois: The Free Press, 352-365. (Gekürzte Fassung von Herzog 1944, 3-23)
- Herzog, Herta (1954): "Motivations and Gratifications of Daily Serial Listeners" in: Schramm, Wilbur (Ed.): The Process and Effects of Mass Communication. Urbana: University of Illinois Press, 50-55. (Gekürzte Fassung von Herzog 1944, 23-32; nahezu identisch mit Herzog 1947)
- Herzog, Herta (1986): Dallas in Deutschland. Eine Pilotstudie. In: Rundfunk und Fernsehen, vol. 34, nr. 3, 351-367.

- Herzog, Herta (1990): Der Stich ins Böse. Dallas und Denver Clan. Garantiert anders als der Alltag. In: *Medien Journal*, vol. 14, nr. 4, 191-208.
- Herzog, Herta (1994a): Letter to Elizabeth M. Perse. Online on the Internet: 1994, <http://outofthequestion.org/userfiles/file/Herta%20Herzog%20%28Sept%2012%201994%20to%20Elisabeth%20Perse%29.pdf>, (March 2nd, 2014).
- Herzog, Herta (1994b): The Jews as "Others". On Communicative Aspects of Antisemitism. A Pilot Study in Austria. Jerusalem: Vidal Sassoon International Center for the Study of Antisemitism.
- Honegger, Claudia (1994): Die bittersüße Freiheit der Halbdistanz. Die ersten Soziologinnen im deutschen Sprachraum. In: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 69-85.
- Jahoda, Marie, Lazarsfeld Paul F[elix], Zeisel, Hans (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975.
- Katz, Elihu/Haas, Hadassah/ Gurevitch, Michael (1973): On the Use of Mass Media for Important Things. In: *American Sociological Review*, Jg. 38, H. 2: 164-181.
- Katz, Elihu/Peters, John Durham/ Liebes, Tamar/ Orloff, Avirl (Eds.) (2003): *Canonic Texts in Media Research. Are There Any? Should There Be? How About These?* Cambridge: Polity Press.
- Kellner, Doug (o.J.): *Critical Perspectives on Television from the Frankfurt School to Postmodernism*. Online unter: http://www.infoamerica.org/documentos_pdf/frankfort_tv.pdf, Abrufdatum 27.7.2015, 19 Seiten.
- Klaus, Elisabeth (2008): What Do We Really Know About Herta Herzog? – Eine Spurensuche. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft (=Reihe „Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute“)*, 56. Jg., H. 2/2008, 227-252.
- Lazarsfeld-Jahoda, Marie/ Zeisl, Hans (1933): *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang: Zur Geschichte der Soziographie*. Bearbeitet und herausgegeben von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle. Leipzig: Verlag von S. Hirzel.
- Lazarsfeld, Paul F. (1975): Eine Episode in der empirischen Sozialforschung. Erinnerungen. In: Parsons, Talcott/Shils, Edward/Lazarsfeld, Paul F. (Eds.): *Soziologie – autobiographisch. Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft*. München: dtv, 147-225.
- Lazarsfeld, Paul F./Stanton, Frank N. (1944): Introduction. In: Dies. (Eds.): *Radio Research 1942-1943*. New York: Duffell, Sloan and Pearce, v-viii. Reprint Edition 1979. New York: Arno Press.
- Liebes, Tamar (2003): Herzog's "On Borrowed Experience": Its Place in the Debate over the Active Audience. In: Katz, Elihu/Peters, John Durham/Liebes, Tamar/Orloff, Avirl (Eds.): *Canonic Texts in Media Research. Are There Any? Should There Be? How About These?* Cambridge: Polity Press, 39-53.
- Mulvey, Laura (1975): Visual Pleasure and Narrative Cinema. *Screen*, 16, 3, 6-18.
- Perse, Elizabeth M. (1996): Herta Herzog (1910–). In: Signorelli, Nancy (Ed.): *Women in Communication. A Biographical Sourcebook*. Westport/ London: Greenwood Press, 202-211.
- Radway, Janice (1984): *Reading the Romance. Women, Patriarchy and Popular Literature*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Seiter, Ellen/Borchers, Hans/Kreutz, Gabriele/Warth, Eva-Maria (1989): *Remote Control. Television, Audiences and Cultural Power*. London/New York: Routledge.
- Simonson, Peter: Mail and Females at the Bureau. In: *International Journal of Communication* 6 (1): 1277-1289.

The Art Director's Club (1973): Jack Tinker. Online unter: Archive, Hall of Fame, 1973 <http://adcglobal.org/hall-of-fame/jack-tinker/>, Abrufdatum 27.7.2015.

Wiggershaus, R. (1988). Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung. München: dtv.

Zeisel, Hans (1944): Progress in Radio Research. Review: Radio Research, 1942-43 by P. Lazarsfeld; F.S. Stanton. In: The Public Opinion Quarterly, Jg. 8, H. 3, 432-434.

BIRGIT SEEMANN

Eleonore Sterling (1925-1968): Eine Pionierin der Antisemitismusforschung

Einführung: Wer war Eleonore Sterling?¹

Prof. Dr. phil. Eleonore Marianne Sterling, geb. Oppenheimer (10.03.1925 Heidelberg – 27.12.1968 Ebersteinburg [heute Ortsteil von Baden-Baden]), forschte und lehrte von 1953 bis 1968 an der Universität Frankfurt am Main. Sie selbst nannte die Historikerin des Antisemitismus, Soziologin und erste Professorin für Politikwissenschaft in Deutschland einmal einen „Federgewicht-Champion Cassius Clay“. Diese kämpferische Selbstbeschreibung überlieferte Dietrich Goldschmidt (vgl. Goldschmidt 1969), der Mitbegründer der modernen deutschen Bildungsforschung, mit dem sie befreundet war.

Eleonore Sterlings wissenschaftliche Biographie war in der konservativ-patriarchalen Adenauer-Ära keineswegs alltäglich: Die junge Politikwissenschaftlerin drang in eine Männerdomäne vor, die bis in die 1990er Jahre hinein Bestand hatte (vgl. Seemann 1996 sowie mit Blick auf den gegenwärtigen feministisch-politologischen Forschungsstand Ludwig 2015). Ihre 1954 eingereichte Dissertation „Die Anfänge des politischen Judenhasses in Deutschland“ (vgl. Sterling 1956 u. 1969a) betreute Max Horkheimer, danach wurde sie wissenschaftliche Assistentin von Carlo Schmid. Insgesamt prägte Eleonore Sterling, zuletzt als Oberstudienrätin im Hochschuldienst am Seminar für Politische Bildung der Abteilung für



Eleonore Sterling

Erziehungswissenschaft, fast eineinhalb Jahrzehnte das Forschungs- und Lehrprofil der Frankfurter Universität mit. Nach ihrem Ruf 1968 an die damalige Pädagogische Hochschule (heute Universität) Osnabrück war sie, wie der Publizist Ernst G. Lowenthal am 10. Januar 1969 in der „Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung“ betonte, „in der Bundesrepublik [...] die einzige Professorin für politische Wissenschaften, wahrscheinlich die einzige jüdische Hochschulprofessorin überhaupt“.

Eleonore Sterling bewegte sich als interdisziplinäre Grenzgängerin zwischen den Fachgebieten Politikwissenschaft und Soziologie, Sozialgeschichte, Jüdische Studien und Antisemitismusforschung. Aus ihrer erfolgreichen Frankfurter politikwissenschaftlichen Lehrtätigkeit erwuchs u.a. die Studie „Der

¹ Die Autorin dankt posthum Prof. Dr. Iring Fetscher †, ebenso Dr. Eva Brinkmann to Broxten (maecenia Frankfurt a.M.), Prof. Dr. Barbara Holland-Cunz (Gießen), Katrin Kokot (Deutsche Nationalbibliothek Frankfurt a.M., Exilarchiv), Michael Lenarz (stellv. Direktor, Jüdisches Museum Frankfurt a.M.), Abby Lester (Sarah Lawrence College Archives, Bronxville, NY, USA), PD Dr. Michael Maaser (Universitätsarchiv Frankfurt a.M.), Prof. Dr. Gunzelin Schmid Noerr (Mitherausgeber der Horkheimer-Werke), Gertrud und Gaby Oppenheimer (Cousinen von Eleonore Sterling), Catherine R. Orland (Schwägerin von Eleonore Sterling), Dr. Marina Sassenberg (Selma-Stern-Biographin) sowie Dr. Siegbert Wolf und Lutz Becht (beide Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a.M.)

unvollkommene Staat. Studien über Diktatur und Demokratie“ (vgl. Sterling 1965). Vor allem aber engagierte sie sich in der Antisemitismusforschung, die an den deutschen Hochschulen trotz der Schoah bis heute nicht ausreichend institutionalisiert ist.² Ihr Standardwerk „Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815–1850)“ erschien 1956 und wurde 13 Jahre später unter dem Titel „Judenhaß. Die Anfänge des politischen Antisemitismus in Deutschland (1815–1850)“ neu aufgelegt. 1959 erhielt sie als erste Frau den angesehenen Leo-Baeck-Preis des Zentralrats der Juden in Deutschland. 1963 legte sie im Auftrag der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden gemeinsam mit dem Stadtarchivar Dietrich Andernacht die Edition „Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945“ vor. Mehrfach aufgelegt wurde ihre Neubearbeitung der „Geschichte der Juden in Deutschland“ (vgl. Elbogen/Sterling 1993 [1966]), verfasst von dem aus NS-Deutschland vertriebenen Historiker Ismar Elbogen. 1969 erschien posthum ihre eigene Einführung „Kulturelle Entwicklung im Judentum von der Aufklärung bis zur Gegenwart“.

Eleonore Sterlings jüdisches Engagement verband sich mit ihrem Einsatz für eine Neugestaltung der von Antijudaismus, Antisemitismus und der Schoah deformierten jüdisch-nichtjüdischen Beziehungen. Auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag 1961 in Berlin startete sie u.a. mit Helmut Gollwitzer, Dietrich Goldschmidt, Eva Gabriele Reichmann, und Robert Raphael Geis den wohl ersten öffentlichen jüdisch-christlichen Dialogversuch nach Auschwitz. Gemeinsam mit Helmut Gollwitzer realisierte sie 1966 für die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag einen Sammelband mit dem signifikanten Titel „Das gespaltene Gottesvolk“.

² Eine Ausnahme ist bislang (Stand April 2015) das 1982 gegründete Zentrum für Antisemitismusforschung mit dem Master-Studiengang Interdisziplinäre Antisemitismusforschung an der Fakultät Geistes- und Bildungswissenschaften der Technischen Universität Berlin. Beiträge zur Antisemitismusforschung leistet auch das (primär auf die Holocaustforschung ausgerichtete) Fritz Bauer Institut (An-Institut der Goethe-Universität Frankfurt a.M.).

Ausbildung im Exil: vom NS-Flüchtling zum ‚American Girl‘

Nie wieder ein ‚gebeugter Ghettojude‘ sein – die Haltung ihres Vaters, eines badischen Kaufmanns, trug die jugendliche Ellie Oppenheimer mit in die Galt, das Exil. Noch vor dem Novemberpogrom 1938 schickten Flora und Saly Oppenheimer ihre erst dreizehnjährige Tochter – der ältere Sohn Franz Oppenheimer befand sich bereits in Italien – als unbegleiteten Flüchtling zu entfernten Verwandten nach New York: „Eltern, die sich zu diesem Schritt entschlossen hatten, konnten nicht mehr mit ansehen, wie ihre Kinder viel mehr als sie selbst unter Hass und Verfolgung litten“, wie „deren schulische und berufliche Ausbildungsmöglichkeiten sich drastisch verschlechterten und die sich zunächst stärker noch als durch staatliche Maßnahmen der Missachtung, Gewalt und Isolation durch ihre nicht-jüdischen Schulkameraden und Lehrer ausgesetzt sahen“ (Wetzel 1992: 93; siehe auch Rieber 2012). Durch die antisemitische Vertreibung verlor Eleonore Sterling ein ganzes Schuljahr (vgl. zu ihrem Werdegang im amerikanischen Exil Seemann 2013: 51–69). Sie errang ein Stipendium und studierte sie von 1943 bis 1946 am Sarah Lawrence College in Yonkers, seit 1947 an der New Yorker Columbia University. 1943 wurde sie amerikanische Staatsbürgerin, 1944 änderte sie ihren Familiennamen offiziell von ‚Oppenheimer‘ in ‚Orland Benedick‘³.

Neben Bürojobs als Stenotypistin finanzierte Eleonore Sterling ihr Studium als Hilfslehrerin und Sozialarbeiterin an der Edenwald School for Boys des jüdischen Kinderhilfswerks Jewish Child Care Association of New York. In diesem Umfeld lernte sie ihren späteren Ehemann Aaron Cecil Sterling, genannt Shep, Sozialarbeiter und später Fundraiser für amerikanisch-jüdische Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe, kennen; die Ehe blieb kinderlos und wurde später geschieden. An der Columbia University traf die Studentin der Politikwissenschaft und Geschichte auf Lehrende und Kommilitonen, die wie sie selbst vor dem Nationalsozialismus geflüchtet waren. Zu ihren prominenten akademischen Lehrern

³ ‚Orland‘ war der anglierte Familienname ihres im englischen Exil lebenden Bruders, ‚Benedick‘ hieß ihr amerikanischer Vormund, ein entfernter Cousin ihrer Mutter.

gehörten der Begründer der Jewish Studies in Amerika, Salo W. Baron, und der Politikwissenschaftler Franz L. (Eopold) Neumann, Verfasser des „Behemoth“, der ersten Strukturanalyse des NS-Systems. 1949 bestand Eleonore Sterling, sich dem Thema Judenfeindschaft vor allem als Sozialhistorikerin nähernd, ihren Master mit der Arbeit „Antisemitismus in Deutschland von der Französischen Revolution bis zu den Karlsbader Beschlüssen (1789–1819)“. Ihre Dissertation plante sie an der legendären New School for Social Research mit ihrer University in Exile, wo sie im Doctoral Program u.a. bei Arnold Brecht, dem späteren Mitbegründer der westdeutschen Politikwissenschaft, hörte.

1950 erschien Eleonore Sterlings erster wissenschaftlicher Beitrag, der auf Empfehlung von Leo Baeck im Exilperiodikum „Historia judaica“⁴, herausgegeben von dem NS-vertriebenen Rechtshistoriker Guido Kisch, abgedruckt wurde (vgl. Sterling 1950). In ihrer Analyse der antijüdischen ‚Hep-Hep-Unruhen‘ 1819 in Deutschland erhob die 25jährige Autorin die in der neueren Antisemitismusforschung kontrovers diskutierte These, dass die judenfeindlichen Angriffe eine Ersatzhandlung für sozialen Protest gegen die Obrigkeit markierten. Die Pogrome deutete Eleonore Sterling dabei nicht als spontane, isolierte Vorkommnisse, sondern als geradezu periodische Ereignisse in einer jahrhundertelangen Kontinuität und damit Struktur des Antisemitismus.

Brücken nach Frankfurt: Eleonore Sterling und Max Horkheimer

13 Jahre nach ihrer Vertreibung brach Eleonore Sterling im Februar 1952 mit Hilfe der John Hay Whitney Foundation zu Archivrecherchen über den Frühantisemitismus nach Deutschland auf. Sofort suchte sie den Kontakt zu dem mit dem Institut für Sozialforschung nach Frankfurt zurückgekehrten Max Horkheimer, Ordinarius für Philosophie und Soziologie und bis 1953 Rektor der Frankfurter Universität. Wo sonst sollte sie ihre Antisemitismusforschung in der deutschen Wissenschaftslandschaft der frühen 1950er Jahre fortsetzen, wenn nicht bei

dem Koordinator der „Studies in Prejudice“, jenem im Exil aufgebauten, interdisziplinären und internationalen Großforschungsprojekt zu Nationalsozialismus und Antisemitismus, dass das zuvor eher mit marxistischer Gesellschaftsanalyse assoziierte Institut für Sozialforschung weltweit bekannt machte? (Vgl. Ziege 2009).

Möglicherweise suchte die früh verwaiste Eleonore Sterling in Max Horkheimer nicht nur einen brillanten wissenschaftlichen Betreuer und einflussreichen akademischen Mentor, sondern zugleich den väterlichen Freund. Der kinderlos gebliebene Horkheimer fand vielleicht seine ideale wissenschaftliche ‚Tochter‘, welcher er eine seltene Hingabe an die Forschung und besondere Gewissenhaftigkeit bei der Quellenrecherche bescheinigte. Ihre weitere Laufbahn verdankte sie vor allem Horkheimers Einsatz. So empfahl er persönlich ihre Aufnahme als Studentin an die Frankfurter Universität und unterstützte damit nachhaltig ihre Remigration. Max Horkheimer schilderte Eleonore Sterling als eine vielversprechende, engagierte junge Forscherin, von angenehmer Persönlichkeit, hilfsbereit und zuverlässig.⁵ Und Eleonore Sterling schrieb 1955 im „Frankfurter Jüdischen Gemeindeblatt“: „Max Horkheimer hat sich [...] nichts Geringeres zur Aufgabe gemacht als die Bemühung, zu erkennen, ‚warum die Menschheit, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten‘ [...] ‚in eine neue Art von Barbarei versinkt.‘“⁶

Der bislang unveröffentlichte, als Teil des Horkheimer-Nachlasses im Archivzentrum der Frankfurter Universitätsbibliothek aufbewahrte Sterling-Horkheimer-Briefwechsel (1952–1968) dokumentiert eine 16jährige Freundschaft, die erst mit Eleonore Sterlings Tod endete.

Remigrantin und Studentin

Zum Wintersemester 1953/54 immatrikulierte sich die 28-jährige Politikwissenschaftlerin Eleonore Sterling an der Philosophischen Fakultät für die Fä-

4 Historia judaica. A journal of studies in Jewish history, especially in legal and economic history of Jews, New York. Ed. by Guido Kisch.

5 Vgl. Gutachten für Eleonore Sterling (Abschrift) von Max Horkheimer, o.J. [versandt am 30.06.1954] an die Conference of Jewish Material Claims against Germany, Department of Cultural and Educational Reconstruction, New York (UB Ffm, Na 1).

6 E.S. [d.i. Eleonore Sterling]: Das Porträt: Max Horkheimer. In: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt 1 (1955) 1, Apr.: 3.

cher Philosophie, Soziologie und Geschichte; ihr Antrag erhielt den Stempel ‚Ausländer‘(!). Ihre Studenakte enthält in der Rubrik ‚Anschrift der Eltern‘ den Vermerk: „tot“: Flora und Saly Oppenheimer waren im Oktober 1940 im Rahmen der berüchtigten Wagner-Bürckel-Aktion gegen die jüdische Bevölkerung Badens und der Saarpfalz nach Südfrankreich deportiert worden, wo beide umkamen. Eleonore Sterlings einziger Bruder Frank Orland (geb. Franz Oppenheimer) starb 1972 mit erst 51 Jahren im Londoner Exil. Die deutschen Behörden ließen auch bei NS-Flüchtlingen keine amerikanischen Universitätsexamen gelten, so dass Eleonore Sterling keine Aussicht auf eine wissenschaftliche Promotionsstelle hatte; die amerikanische Staatsbürgerschaft verschloss ihr zudem einen beruflichen Zugang zum Öffentlichen Dienst. So musste sie erneut ein Studium aufnehmen, das sie – wie ihre Promotion – durch in Entschädigungsprozessen eingeklagte Einkünfte finanzierte, die ihr als Kompensation für die unter der nationalsozialistischen Verfolgung unterbrochene Ausbildung zustanden; Eleonore Sterlings Ringen mit der deutschen Nachkriegsbürokratie umfasste zwei Jahrzehnte (vgl. GLAK). 1955 ließ sie sich von ihrem amerikanischen Ehemann Shep Sterling scheiden und wurde wieder deutsche Staatsbürgerin.

Nicht nur als jüdische, sondern in den 1950er Jahren auch als weibliche Studierende gehörte Eleonore Sterling zu einer universitären Minderheit, hatte sie sich doch in einem institutionellen „Männerbund“ und „Männerregiment“ (Hans Anger) zu behaupten. Nach einem schon 1960 von dem Sozialpsychologen Hans Anger in seiner Studie zur Lage der westdeutschen Hochschulen formulierten Befund waren Ende der 1950er Jahre „bereits mehr als ein Fünftel aller Studierenden Frauen. In der aufsteigenden akademischen Hierarchie aber“ gehe, so Anger, „die Häufigkeit der Frauen von Stufe zu Stufe in sehr auffälliger Weise zurück“ (Anger 1960, 484, 452; vgl. auch Lorenz 1953; Vetter 1961). Dass einige männliche Professoren begabte Nachwuchswissenschaftlerinnen förderten, belegt u.a. das Beispiel von Max Horkheimer und Eleonore Sterling. Erwähnt sei an dieser Stelle auch Helge Pross (Jahrgang 1927), eine der ersten Soziologinnen und Geschlechterforscherinnen der Bundesrepublik und bis in die 1960er

Jahre Assistentin und Habilitandin bei Max Horkheimer und Theodor W. Adorno am Institut für Sozialforschung (vgl. Tegeler 2005). Die Kunsthistorikerin Monika Plessner (Jahrgang 1913) stellte Horkheimer als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Sozialforschung ein, weil er ihre „sprachliche Ausdrucksfähigkeit, ihre intellektuelle Wachsamkeit gegenüber wissenschaftlichen Klischees und ihr autonomes Urteilsvermögen“ (Becker-Schmidt 2009) schätzte. Die bislang aufgefundenen privaten Dokumente Eleonore Sterlings enthalten keine Anhaltspunkte für direkte sexistische Attacken aus ihrem universitären Umfeld – Horkheimer hätte sie auch nicht geduldet. Vielmehr beeinträchtigte sie die auch von Helge Pross wiederholt angeprangerte strukturelle Frauendiskriminierung in einem auf den männlichen Einzelkämpfer und Familienernährer fixierten Wissenschafts- und Politikbetrieb (vgl. Sterling 1957).⁷

In anderer Hinsicht erwies sich Eleonore Sterlings Studienbeginn als zeitlich günstig, hatte doch die Frankfurter Universität die Entnazifizierung ihrer Dozenten- und Studentenschaft – eine Auflage der US-amerikanischen Militärregierung – schon weitgehend bewältigt. In einer Resolution vom 9. Januar 1952 hatte das Frankfurter Studentenparlament die strafrechtliche Verfolgung des Antisemitismus und die zügige Entschädigung NS-Verfolgter eingefordert (vgl. Boll 2013). Dennoch traf die jüdische Studentin⁸ sehr wahrscheinlich auf Kommilitonen, die in den NS-Jugendorganisationen indoktriniert wurden, in der Wehrmacht gedient hatten und womöglich aus Familien mit NS-Tätern oder gar Schoah-Tätern stammten.

7 Eleonore Sterlings positive Rezension der Studie „Die politische Rolle der Frau in Deutschland. Eine Untersuchung über den Einfluss der Frauen bei Wahlen und ihre Teilnahme in Partei und Parlament“ (Göttingen 1956), verfasst von der Sozial- und Politikwissenschaftlerin Gabriele Bremme (verh. Sandmann, 1920–1986), ist ihre bislang einzige bekannte Publikation zu frauenpolitischen Themen; u.a. bemängelte sie, „[...] daß man die Frauen auf die Gebiete der Sozial- und Kulturpolitik, auf Erziehungs- und Familienfragen, auf die ‚politique du foyer‘ also, abschiebt, und sie zu der entscheidenden Wirtschafts- und Außenpolitik nicht zulässt“ (ebd.).

8 Bezüglich des vermutlich verschwindend geringen jüdischen Anteils an der deutschen Studierendenschaft der 1950er Jahre sind bislang keine veröffentlichten Forschungsergebnisse bekannt (Stand April 2015).

Die Frankfurter Wissenschaftlerin

1954 reichte Eleonore Sterling ihre Dissertation „Die Anfänge des politischen Judenhasses in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der christlich-jüdischen Beziehungen von der Restaurationszeit bis 1848“ bei der Philosophischen Fakultät im Fach Soziologie ein; in den Nebenfächern Neuere Geschichte und Deutsche Philologie prüften sie Otto Vossler und der Zweitgutachter Josef Kunz. Mit Bravour bestand sie am 16. Februar 1955 das Rigorosum und erhielt die Gesamtnote *valde laudabile*. 1956 erschien ihre Doktorarbeit bei Christian Kaiser in München, einem Verlag, der während der NS-Zeit im Umfeld der Bekennenden Kirche widerständig geblieben war und im Nachkriegsdeutschland eine der ersten Studien zur Genese deutscher Judenfeindschaft in sein Programm aufnahm. Den Buchtitel „Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815–1850)“ entlehnte die Autorin dem Liebesgebot der hebräischen Bibel: „Liebe deinen Nächsten, er ist wie du“ (3. Mose 19, 18). Das Werk widmete Eleonore Sterling ihren in der Shoah ermordeten Eltern Flora und Saly Oppenheimer.

Trotz ihrer erfolgreichen Promotion sah Eleonore Sterling anfangs keineswegs eine glänzende berufliche Zukunft vor sich. Das Antisemitismus-Thema war zwar in den Medien und Diskursen einer Teilöffentlichkeit inzwischen präsent – zeitgleich mit Eleonore Sterlings Doktorarbeit erschien 1956 die deutsche Übersetzung von Eva G. Reichmanns⁹ Exilwerk „Die Flucht in den Hass“ (vgl. Reichmann 1969 [1956]), worin die Soziologin und Historikerin die „Ursachen der deutschen Judenkatastrophe“ (Untertitel) vor allem mit Blick auf die soziale Psyche der NS-Tätergesellschaft analysierte – jedoch kein institutionalisierter Studiengang an deutschen Hochschulen. Auch das junge Fach Politikwissenschaft begann

sich gerade erst zu etablieren. Mit Horkheimers Unterstützung errang Eleonore Sterling 1956 eine zusätzlich geschaffene Assistenzstelle am Lehrstuhl des deutsch-französischen Politikwissenschaftlers, Völkerrechtlers und führenden SPD-Politikers Carlo Schmid, angesiedelt am Institut für Politische Wissenschaft der damaligen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Ihr neuer Vorgesetzter sorgte dafür, dass Eleonore Sterling neben Einführungen in das US-amerikanische und englische Regierungssystem auch Seminare zu ‚Ursachen und Wirkungen des Antisemitismus in der europäischen Politik‘ anbieten konnte. Zudem förderte Carlo Schmid frühzeitig Frauen in der Forschung: Bei ihm promovierten die Politikwissenschaftlerinnen und späteren Lehrstuhlinhaberinnen Helga Haftendorn (Jahrgang 1933) und Ingeborg Maus (Jahrgang 1937).

Im Anschluss an ihre Assistenzstelle wechselte Eleonore Sterling als Dozentin für Politische Bildung an die neu geschaffene Hochschule für Erziehung (HfE), wo sie seit dem 4. April 1962 als Oberstudienrätin im Hochschuldienst (Politische Bildung mit besonderer Berücksichtigung der Verfassungslehre), 1967 nach der Umstrukturierung der HfE in die Abteilung für



Eleonore Sterlings Doktorarbeit „Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland“ (1956)

⁹ Mit Eleonore Sterling gut bekannt war Eva Gabriele Reichmann (1897-1998) u.a. durch beider Engagement in der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Der jüngeren Kollegin boten Eva G. Reichmann, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin des Holocaust-Dokumentationszentrums „Wiener Library“ (heute: The Wiener Library for the Study of the Holocaust and Genocide) mit Sitz in London, und der Gründungsdirektor Alfred Wiener eine Stelle an. Eleonore Sterling lehnte ab: Sie hatte sich für Deutschland entschieden.

Erziehungswissenschaft am dortigen Seminar für Politische Bildung lehrte. Ihr Vorgesetzter wurde Thomas Ellwein, der spätere Nestor der modernen westdeutschen Verwaltungswissenschaft. Eleonore Sterlings Stellenprofil umfasste auch außeruniversitäre Aktivitäten: Als Beraterin für Lehrkräfte an Hessens Schulen und Expertin bei Bildungs- und Erziehungskonferenzen leistete sie einen noch weiter zu untersuchenden Beitrag zu Demokratieerziehung, politischer Pädagogik und der Entnazifizierung der Schulbücher. Ihr Kampf gegen Stereotype in Bezug auf die jüdische Minderheit etwa im Schulunterricht betraf ebenso philosemitische Vorurteile: Scharf kritisierte sie idealisierende Rollenzuweisungen an ‚den Juden‘ als Opfer ‚Leidendem‘ oder ‚jüdischem Kultur- und Nobelpreisträger‘, die sie zugleich als Bestandteil der außenpolitischen Staatsdoktrin einer noch nicht gefestigten deutschen Demokratie deutete, die die Wiederaufnahme in die internationale Staatengemeinschaft anstrebte. Ihr Fazit: „Der Jude bleibt sowohl dem Antisemiten als auch dem Philosemiten ein ‚Fremder‘“ (Sterling 1965a: 1508).¹⁰

Der Weg zur Professur

Zu dem in Deutschland bis in die 1990er Jahre verschwindend geringen weiblichen Anteil an der Staatstheorie gehörten erstaunlich viele Frauen jüdischer Herkunft: Hannah Arendt, Hilde Domin, Hedwig Hintze, Charlotte Leubuscher, Rosa Luxemburg, Selma Stern-Täubler. Mit ihnen teilte Eleonore Sterling das biographische Trauma antisemitischer Ausgrenzung und staatlicher Verfolgung. Gerade Denkerinnen jüdischer Herkunft trieb die Frage um, an welchen Symptomen sich ein möglicher Rückfall in autoritäre und totalitäre Gesellschaftssysteme diagnostizieren ließ. „Der unvollkommene Staat. Studien über Diktatur und Demokratie“ – diesen Titel gab Sterling ihrer einzigen politikwissenschaftlichen Buchpublikation. Sie wurde vor allem in Pädagogik und Politischer Bildung rezipiert und erfuhr noch im Erscheinungsjahr 1965 eine zweite Auflage – ein weiterer Meilenstein ihrer erfolgreichen Frankfurter Universitätszeit. Im Mai 1967 lud die Pädago-

10 Vgl. auch Sterling 1965b; 1965c. Bemühungen und Debatten um eine realistische Darstellung der jüdischen Minderheit in Lehre und Unterricht trieben vor allem die Politische Bildung um, vgl. z.B. Krippendorf 1960; Robinsohn/ Schatzker 1963.

gische Hochschule Osnabrück / Adolf-Reichwein-Hochschule (Vorläuferin der heutigen Universität Osnabrück) Eleonore Sterling zur Probevorlesung. Ihr Doktorvater Max Horkheimer hoffte, dass die Osnabrücker Berufung die Chancen seiner Mentee auf eine Frankfurter Professur erhöhte; Osnabrück war als Zwischenstation geplant. In Frankfurt stand als Nachfolgerin am Seminar für Politische Bildung (inzwischen unter der Leitung von Kurt Leo Shell) die junge Berliner Politikwissenschaftlerin Claudia von Braunmühl (Jahrgang 1944) bereit.

Am 26. August 1968 ernannte das Bundesland Niedersachsen Eleonore Sterling zum ersten weiblichen Professor für Politische Wissenschaft. Die auf die Lehrkräfteausbildung fokussierten Pädagogischen Hochschulen galten als Universitäten ‚zweiter Klasse‘, doch stellte sich die junge Professorin engagiert ihrer neuen Aufgabe. Bald musste sie ihre zum Wintersemester begonnenen Vorlesungen abbrechen. Am 27. Dezember 1968 erlag Eleonore Sterling im Sanatorium Ebersteinburg ihrem langjährigen Krebsleiden, sie wurde nur 43 Jahre alt. Ihre Grabstätte befindet sich auf dem Jüdischen Friedhof Baden-Baden-Lichtenthal.

„Mut zum Anderssein“ (Eleonore Sterling): ein Exkurs zur ‚Otherness‘¹¹

„Female, Jewish, and educated“ – weiblich, jüdisch und gebildet – betitelte Harriet Pass Freidenreich 2002 ihre Studie über das von innovativen jüdischen Akademikerinnen und Studentinnen an den Universitäten Europas hinterlassene geistig-kulturelle Erbe. In diesen Kontext gehört auch Eleonore Sterling, die die britische Historikerin Hannah-Villette Dalby in einem Atemzug mit Hannah Arendt¹² (1906–1975), Eva G. Reichmann¹³ (1897–1998) und Selma Stern-Täubler¹⁴ (1890–1981) nennt (vgl. Dalby 2005). Mit Selma Stern-Täubler war Eleonore Sterling über ihre badische Oppenheimer-Genealogie sogar verwandt;

11 Infolge der ungeklärten Rechtslage können entsprechende Ausführungen und Hinweise Eleonore Sterlings aus ihren unveröffentlichten Briefen an Max Horkheimer (vgl. UAF Ffm) nicht zitiert werden.

12 Vgl. aus der umfangreichen Hannah-Arendt-Rezeption den feministisch-politikwissenschaftlichen Essay von Eva Kreisky (1994).

13 Vgl. Heinson 2006; siehe auch Wildt 2003.

14 Vgl. Sassenberg 2004.

von ihrem Schweizer Exil aus nahm die große alte Dame der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung Anteil an den vielversprechenden Forschungen ihrer jungen Kollegin. Die organisierte nationalsozialistische Vernichtung hat auch die Strukturen europäisch-jüdischer weiblicher Gelehrsamkeit nachhaltig beschädigt. Sind die nach Deutschland zurückgekehrte Eleonore Sterling (Jahrgang 1925) und die in Ungarn lebende Philosophin Ágnes Heller¹⁵ (Jahrgang 1929) ihre letzten Erbinnen?

Eine dritte Vertreterin dieser jüdischen Wissenschaftlerinnengeneration kehrte nicht mehr aus dem amerikanischen Exil zurück: die gebürtige Wienerin Gerda Kronstein (1920–2013) – besser bekannt als Gerda Lerner¹⁶. Neben ihrem Standardwerk „Die Entstehung des Patriarchats“ verdanken wir der bekannten Historikerin zugleich veröffentlichte Reflexionen zu antisemitischer Verfolgung und der Vertreibung ins Exil, traumatischen Lebenszäsuren, die Gerda Lerner zugleich auf den eigenen Werdegang, ihre Gesellschaftsanalyse und ihren Einsatz für stigmatisierte Minderheiten bezog:

„Und dann [...] wird man nur als ‚die Jüdin‘ definiert, die ‚Andere‘, die Außenseiterin, und dann [...] einfach als Ungeziefer, das vernichtet werden darf und soll. Und man hat keinen Pass mehr, keine Staatsbürgerschaft, keine Landeszugehörigkeit, man steht also identitätslos, plötzlich völlig außerhalb der menschlichen Gemeinschaft, ohne Rechte, ohne Schutz. Wenn man das selbst erlebt hat, dann versteht man die Macht der Sozialdefinitionen, die Macht der herrschenden Gruppen, Devianz zu definieren.“ (Lerner 2002: 90)

„I was carrying my ‚Otherness‘ with me“ (Lerner, zit. n. Ingrisch 2006: 223), beschrieb Gerda Lerner ihr ‚Anderssein‘, das jüdische Heranwachsende im Exil wie Eleonore Sterling offenbar zu besonderen innovativen Anstrengungen antrieb. 2008 resümierten Gerhard Sonnert und Gerald Holton in ihrer Studie „Was geschah mit den Kindern? Erfolg und Trauma junger Flüchtlinge, die von den National-

sozialisten vertrieben wurden“ die enge Verflechtung von „Trauma und Erfolg“, „Seelenschmerz“ und „sozioökonomische[n] Extremlösungen“ sowie den starken Impuls, angesichts der am eigenen Leib erlittenen menschlichen Destruktivität „die Welt zu verbessern und in diesem Bestreben [...] persönlichen Frieden zu finden“ (vgl. Sonnert/ Holton 2008: 220). Diesen Weg beschritt auch Gerda Lerner: „Die persönlichen Erfahrungen des Ausgeschlossen-Seins öffneten ihren Blick für die Ausschlussmechanismen in der Gesellschaft und in der Geschichte, die bislang unbeachtet geblieben waren“ (Ingrisch 2006: 223). Aus jüdisch-kulturellen Traditionen wie Tikkun ha-Olam¹⁷ (die Welt reparieren) erwuchs – als Gegenentwurf zu ‚Auschwitz‘ – das Konzept der Heilung der Persönlichkeit, der Gesellschaft, der Menschheit. „It has been my aim to use my scholarship in order to change society, to repair the world, as articulated by the Jewish concept of tikkun olam“ (Evelyn Torton Beck, zit. n. ebd. 2006: 226 [Hervorheb. im Orig.]).¹⁸

Vor diesem komplexen Sozialisations- und Erfahrungshintergrund formte sich ein zentrales Anliegen Eleonore Sterlings, das sie 1953 als Remigrantin von Deutschland aus ihrem amerikanisch-jüdischen Lesepublikum mitteilte: „The Jews, a great German rabbi recently stated, can only fulfill their special mission to humanity by recapturing and strengthening their Judaism.“ (Sterling 1953b) Judentum und ‚Jüdischkeit‘ interpretierte Eleonore Sterling als „Mut zum Anderssein und die zur Kritik am Bestehenden zwingende Liebe zur Gerechtigkeit“ (Sterling 1965a: 1509) – für die als eine von wenigen ihrer Generation zurückgekehrte junge Jüdin ein entscheidender Antrieb zu Selbstbehauptung und Gestaltungswillen im „hochindustriellen post-Auschwitz-Deutschland“. (Sterling 1966)

Das Vermächtnis: Antisemitismus als bleibende Herausforderung

Mit ihren Frankfurter Kolleginnen Helga Haften-

¹⁷ Vgl. einführend Dorff 2005.

¹⁸ Vgl. Malleier 2001. Die Literaturwissenschaftlerin und Herausgeberin der ersten Anthologie lesbischer Jüdinnen in den USA wurde wie Eleonore Sterling und Gerda Lerner als Kind von den Nationalsozialisten vertrieben. Bis zu ihrer Emeritierung lehrte Evelyn Torton Beck (Jahrgang 1933) als Professorin für Women's Studies an der University of Maryland. Die gebürtige Wienerin blieb im Exil.

¹⁵ Vgl. Heller 1999.

¹⁶ Vgl. Lerner 2009; sowie Kuhn 2005. Annette Kuhn (Jahrgang 1934), eine der ersten Geschichtswissenschaftlerinnen der Bundesrepublik, entdeckte ihre eigene jüdische Herkunft erst spät, vgl. dies. 2003.

dorn, Helge Pross, Ingeborg Maus und Claudia von Braunmühl gehörte Eleonore Sterling zu der ersten Generation weiblicher Politik- und Sozialwissenschaftler in der Bundesrepublik.¹⁹ Vernetzt war die Dokortochter von Max Horkheimer vorwiegend außerhalb der Frankfurter Universität: in der politischen Bildung, im christlich-jüdischen Austausch, in den internationalen jüdischen Exilnetzwerken. Mit ihrer Studie „Der unvollendete Staat“ stand sie in der Geistes- und europäisch-jüdischen Akademikerinnen- und Wissenschaftlerinnen, die in damaligen Männerdomänen wie Nationalökonomie, Politikwissenschaft und Staatstheorie als Vorreiterinnen Furore machten – ein Erbe, das der Nationalsozialismus zerstört hat. In der Bundesrepublik war Eleonore Sterling nicht nur die erste Professorin für Politische Wissenschaft, sondern auch die erste und lange Zeit einzige jüdische Antisemitismusforscherin, die im ‚Land der Täter‘ lebte.

Eleonore Sterlings gesamtes Werk durchziehen Analysen und Warnungen hinsichtlich der Kontinuität eines Judenhasses, der mit der Transformation, Modernisierung und Globalisierung von Herrschaftssystemen lediglich das Gewand wechselt und in Perioden krisenhaften Umbruchs und persönlicher Verunsicherung seinen Zenit erreicht (vgl. Seemann 2013: 133-158). Nach dem Erscheinen ihrer Pionierstudie „Er ist wie du“ ist ein halbes Jahrhundert vergangen, hat sich die Antisemitismusforschung²⁰ aktualisiert und weiter ausdifferenziert. Der Antisemitismus ist geblieben: „Das mittelalterliche Dämonenbild vom Juden findet seine Wiedergeburt in weltlichen Vorstellungen: in der ‚jüdischen Weltverschwörung‘, im Judentum als dem ‚Erzfeind der Menschheit‘, im Hirngespinnst, daß die Juden, nicht die gesellschaftlich-wirtschaftlichen Umstände, das ‚Unheil‘ des deutschen Volkes seien“ (Sterling 1962: 316). Aktuell und provokant bleibt vor allem Eleonore Sterlings frühe These eines in der deutschen

Gesellschaft und Politik strukturell verankerten Judenhasses; spätestens nach dem Sechstagekrieg 1967 befürchtete sie dessen Globalisierung. Ihre eigenen Lebenszusammenhänge und wissenschaftlichen Aktivitäten blieben bis zuletzt von der antisemitischen Bedrohung und den intergenerationellen Folgen der Shoah überschattet. Eleonore Sterlings Forschungsanliegen und ihre eigene Biographie dokumentieren eindringlich das Erfordernis, Antisemitismus und auch Antiziganismus als eigenständige Kategorien von Mehrfachdiskriminierung und Intersektionalität zu reflektieren.²¹

Literatur- und Quellenverzeichnis

Unveröffentlichte Quellen

DNB Ffm: Deutsche Nationalbibliothek Frankfurt am Main, Exilarchiv, Nachlass Eleonore Sterling: Sig. EB 89/137, NL-Nr. 0036.

UAF: Universitätsarchiv Frankfurt am Main (UAF), Nr. 14/43 (Personal-Hauptakte Dr. phil. Eleonore Sterling).

— Abt. 604, Nr. 67 (Studentenakte Eleonore Sterling-Oppenheimer).

— Philosophische Fakultät, Promotionsakte Eleonore Sterling-Oppenheimer

UB Ffm: Universitätsbibliothek J.C. Senckenberg, Frankfurt am Main, Na 1 – Nachlass Max Horkheimer: Briefwechsel mit Eleonore Sterling

GLAK: Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 480, Entschädigungsakten Sterling/Orland/Oppenheimer.

— Bestand 276-1, Rückerstattungsakten Sterling/Orland/Oppenheimer.

SLC: Sarah Lawrence College Archives, Bronxville/ New York, Eleonora Orland Benedick Student Files.

University of Southampton: Dalby, Hannah-Villette 2005: Central voices from the margins. Hannah Arendt, Eva G. Reichmann, Eleonore Sterling, Selma Stern-Taeubler and German-Jewish traditions in the twentieth century (PhD diss.)

21 Vgl. z.B. Günther 2012.

19 Weshalb gerade die Universität Frankfurt seit den 1950er Jahren für angehende junge Politik- und Sozialwissenschaftlerinnen so günstige Bedingungen bot, bedarf einer eigenen Untersuchung.

20 Vgl. aus der umfangreichen Literatur Bergmann/Wyrwa 2011; Salzborn 2014. Den neueren Forschungsstand repräsentiert das mehrbändige „Handbuch des Antisemitismus“ (vgl. Benz (Hg.) 2008ff.), siehe auch das Literaturverzeichnis in Seemann 2013: 184-190.

Veröffentlichte Quellen und Literatur

Andernacht, Dietrich/Sterling, Eleonore (Bearb.) 1963: Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945. Hg. von d. Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden. Frankfurt a. M.

Anger, Hans 1960: Universität und Frau: Die Frau als Studentin – die Frau als Dozentin. In: ders.: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten. Unter zeitw. Mitarb. v. Allen S. Davis, Ilse Mächtle-Davis, Dorothee Neff, Friedrich H. Tenbruck, Paul Worlitzky, Hermann Vetter. Mit e. Geleitw. v. Gerd Tellenbach u.e. Nachw. v. Eduard Baumgarten. Tübingen: 451-502.

Becker-Schmidt, Regina 2009: Nicht zu vergessen – Frauen am Frankfurter Institut für Sozialforschung. Gretel Adorno, Monika Plessner und Helge Pross. In: Boll, Monika/Gross, Raphael (Hg.): Die Frankfurter Schule und Frankfurt. Eine Rückkehr nach Deutschland. Göttingen: 62-69.

Benz, Wolfgang (Hg.) 2008ff.: Handbuch des Antisemitismus. [Mehrbändiges Werk]. Berlin.

Bergmann, Werner/Wyrwa, Ulrich 2011: Antisemitismus in Zentraleuropa. Deutschland, Österreich und die Schweiz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Darmstadt.

Boll, Monika 2013: Max Horkheimers zweite Karriere. In: dies./ Gross, Raphael (Hg.) 2013: „Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können“. Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945. Frankfurt a. M.: 361.

Dalby, Hannah-Villette 2005: Central Voices from the Margins: Hannah Arendt, Eva G. Reichmann, Eleonore Sterling, Selma Stern-Taeubler and German-Jewish Traditions in the Twentieth Century. In: Leo Baeck Institute Yearbook 50 (2005) 1: 364-365.

Dalby, Hannah-Villette 2007: German-Jewish Female Intellectuals and the Recovery of German-Jewish Heritage in the 1940s and 1950s. In: Leo Baeck Year Book 52: 111-129.

Dorff, Elliot N. 2005: The way into Tikkun Olam (repairing the world). Woodstock/ Vermont.

Elbogen, Ismar/Sterling, Eleonore 1993 [1966]: Die Geschichte der Juden in Deutschland. Hamburg.

Freidenreich, Harriet Pass 2002: Female, Jewish, and educated. The lives of Central European university women. Bloomington.

Goldschmidt, Dietrich 1969: In memoriam Eleonore Sterling. In: Sterling 1969b: 3-6.

Gollwitzer, Helmut/ Sterling, Eleonore (Hg.) 1966: Das gespaltene Gottesvolk. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag hg., bearb. v. Ursula Bohn u. Renate Maria Heydenreich. Berlin.

Günther, Meike 2012: Der Feind hat viele Geschlechter. Antisemitische Bilder von Körpern. Intersektionalität und historisch-politische Bildung. Berlin.

Heinsohn, Kirsten 2006: Erfahrung und Zeitdeutung. Biographie und Werk der Soziologin Eva G. Reichmann. In: Albrecht, Henning u.a. (Hg.): Politische Gesellschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Festgabe für Barbara Vogel. Hamburg: 295-308.

Heller, Agnes 1999: Der Affe auf dem Fahrrad. Eine Lebensgeschichte. Bearb. von János Kőbányai. Aus dem Ungar. von Christian Polzin und Irene Rübberdt. Berlin, Wien.

Hirsch, Luise 2010: Vom Shtetl in den Hörsaal. Jüdische Frauen und Kulturtransfer. Berlin.

Horkheimer, Max 1985–1996: Gesammelte Schriften. Hg. v. Alfred Schmidt u. Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt a.M., 19 Bde.

Ingrisch, Doris 2006: „I think I got a sense of being different“. Über als Kinder und Jugendliche vertriebene Intellektuelle. In: Krohn, Claus-Dieter u.a. (Hg.): Kindheit und Jugend im Exil. Ein Generationenthema. Hg. i. A. der Gesellschaft für Exilforschung. München: 215-230.

Kreisky, Eva 1994: Zwischen allen Stühlen. Hannah Arendt aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterfor-

schung. In: Kubes-Hofmann, Ursula (Hg.): Sagen, was ist. Zur Aktualität Hannah Arendts. Wien: 111–151.

Krippendorf, Ekkehart [Red.] 1960: Erziehungswesen und Judentum. Die Darstellung des Judentums in der Lehrerbildung und im Schulunterricht. [...] in Zsarb. mit Dieter Bielenstein. Hg. v. Verband Deutscher Studentenschaften (VDS). München.

Kuhn, Annette 2003: „Ich trage einen goldenen Stern“. Ein Frauenleben in Deutschland. Berlin.

Kuhn, Annette 2005: Worauf es in der Geschichte ankommt. Die Historikerin und Feministin Gerda Lerner. In: Kortendiek, Beate/ Münst, A. Senganata (Hg.) 2005: Lebenswerke. Porträts der Frauen- und Geschlechterforschung. Opladen: 80-99.

Lerner, Gerda 2009: Feuerkraut. Eine politische Autobiografie. Wien .

Lerner, Gerda 2002: Zukunft braucht Vergangenheit. Warum Geschichte uns angeht. Königstein/Ts.

Lorenz, Charlotte 1953: Entwicklung und Lage der weiblicher Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands. Hg. v. Deutschen Akademikerinnenbund. Berlin.

Ludwig, Gundula 2015: Geschlecht, Macht, Staat. Feministische staatstheoretische Interventionen. Opladen [u.a.].

Lutz, Helma/ Herrera Vivar, María Teresa/ Supik, Linda (Hg.) 2013: Fokus Intersektionalität : Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden.

Malleier, Elisabeth 2001: Nice Jewish Girls. Interview mit Evelyn Torton Beck, 13.06.2001: <http://www.judentum.net/kultur/beck.htm> [27.04.2015].

Mittelstraß, Bettina 2014: Eleonore Sterling (1925-1968). Kämpferische Wegbereiterin. In: Lutz, Helma/ Schmidbaur, Marianne/Specht-Ronique, Verena/Wolde, Anja (Hg.): Einzel und Gemeinsam. 100 Jahre starke Frauen

an der Goethe-Universität. Frankfurt a.M.: Cornelia-Goethe-Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse; Gleichstellungsbüro: 104-105.

Reichmann, Eva G. 1969 [1956]: Flucht in den Hass. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe. [7. Auflage]. Frankfurt a. M.

Rieber, Angelika 2012: „Aber mein Selbstbewusstsein habe ich nicht verloren“. Jüdische Kindheit und Jugend – Lebenserinnerungen als Zugang, die Vergangenheit und sich selbst besser zu verstehen. In: Pill, Irene (Red.) 2012: Jüdische Kindheit und Jugend. Laupheimer Gespräche 2011. [Hg. v. Haus der Geschichte Baden-Württemberg]. Heidelberg: 133-181.

Robinson, Saul B./ Schatzker, Chaim 1963: Jüdische Geschichte in deutschen Geschichtslehrbüchern. Braunschweig.

Rosen, Zvi 1995: Max Horkheimer. München.

Salzborn, Samuel 2014: Antisemitismus. Geschichte, Theorie, Empirie. Baden-Baden.

Sassenberg, Marina 2004: Selma Stern (1890-1981). Das Eigene in der Geschichte. Selbstentwürfe und Geschichtsentwürfe einer Historikerin. Tübingen.

Seemann, Birgit 1996: Feministische Staatstheorie. Der Staat in der deutschen Frauen- und Patriarchatsforschung. Vorw. v. Barbara Holland-Cunz. Opladen.

Seemann, Birgit 2000: Jeanette Wolff. Politikerin und engagierte Demokratin. (1888-1976). Frankfurt a. M./ New York.

Seemann, Birgit 2013: Ein „feather weight champion Cassius Clay“. Eleonore Sterling (1925- 1968). Deutsch-jüdische Kämpferin gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus. Lich/ Hessen.

Sonnert, Gerhard/ Holton, Gerald James 2008: Was geschah mit den Kindern? Erfolg und Trauma junger Flüchtlinge, die von den Nationalsozialisten vertrieben wurden. Wien u.a.

- Sterling, Eleonore [Eleonore O. Sterling] 1950: Anti-Jewish Riots in Germany in 1819. A displacement of social protest. In: *Historia judaica* 12, 2, Oct.: 105–142.
- Sterling, Eleonore 1953b: Christian-Jewish Discussion in Germany. In: *Congress Weekly* 20, 19: 7-8.
- S.[terling], E[leonore] 1955: Das Porträt: Max Horkheimer. In: *Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt* 1 (1955) 1, Apr.: 3.
- Sterling, Eleonore 1956: Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815–1850). München.
- Sterling, Eleonore 1957: Im Vorzimmer der Politik. Eine Untersuchung über die politische Rolle der Frau in Deutschland. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.02.1957
- Sterling, Eleonore 1962: Ideologie und Judenmord. In: *Die Neue Gesellschaft* 9, 4, Jul./Aug.: 310–317.
- Sterling, Eleonore 1965: Der unvollkommene Staat. Studien über Diktatur und Demokratie. Frankfurt a.M.
- Sterling, Eleonore 1965a: Der Jude: Philosemitische Stereotype in der Bundesrepublik heute. In: *Tribüne – Zeitschrift zum Verständnis des Judentums* 4 (1965) 14: 1506–1510.
- Sterling, Eleonore 1965b: Judenfreunde – Judenfeinde. Fragwürdiger Philosemitismus in der Bundesrepublik. In: *Die ZEIT* 50, 10.12.1965, www.zeit.de/1965/50/judenfreunde-judenfeinde [27.04.2015].
- Sterling, Eleonore 1965c: Deutung des Antisemitismus (II). [Rez.]. In: *Politische Vierteljahresschrift* 6, 3, Sept.: 544–548.
- Sterling, Eleonore 1966: Erziehung zur Irr-Rationalität. Wie die Deutschen unter Hitler erzogen werden sollten. [Rez.: Hans-Jochen Gamm: Führung und Verführung. Pädagogik des Nationalsozialismus. München 1964]. In: *Die ZEIT* (1966), Nr. 4, 21.01.1966, www.zeit.de/1966/04/erziehung-zur-irr-rationalitaet [27.04.2015].
- Sterling, Eleonore 1969a: Judenhass. Die Anfänge des politischen Antisemitismus in Deutschland (1815–1850). Überarb. u. erw. Ausg. Frankfurt a.M.
- Sterling, Eleonore 1969b: Kulturelle Entwicklung im Judentum von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Wuppertal.
- Tegeler, Evelyn 2005: Helge Pross und ihr Beitrag zur Frauen- und Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate/ Münst, A. Senganata (Hg.): *Lebenswerke. Porträts der Frauen- und Geschlechterforschung*. Opladen: 100-121.
- Vetter, Hermann 1961: Zur Lage der Frau an den westdeutschen Hochschulen. Ergebnisse einer Befragung von Mannheimer und Heidelberger Studierenden. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 13, 4: 644-660.
- Walgenbach, Katharina 2012: Intersektionalität – eine Einführung, www.portal-intersektionalitaet.de [27.04.2015].
- Wetzel, Juliane 1992: Ausgrenzung und Verlust des sozialen Umfeldes. Jüdische Schüler im NS-Staat. In: Benz, Ute/ Benz Wolfgang (Hg.): *Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M.: 92-102.
- Wildt, Michael 2003: Reichmann, Eva Gabriele, geborene Jungmann. In: *Neue Deutsche Biographie* 21: 318-319, <http://www.deutsche-biographie.de/ppn116402571.html> [27.04.2015].
- Ziege, Eva-Maria 2009: Antisemitismus und Gesellschaftstheorie. Die Frankfurter Schule im amerikanischen Exil. Frankfurt a. M.

UTE SACKSOFSKY

Ilse Staff – die erste deutsche Staatsrechtlerin*

Ilse Staff ist eine Pionierin und zwar in gleich mehrfacher Hinsicht.¹ Sie ist die erste Frau, die am Fachbereich Rechtswissenschaft der Universität Frankfurt habilitiert wurde, zugleich war sie die erste Professorin an diesem Fachbereich. Sie ist – dies unterstreicht ihre Vorreiterinnenrolle erst recht – überhaupt die erste Frau, die sich im öffentlichen Recht im deutschsprachigen Raum habilitierte.

Ilse Staff war ihrer Zeit weit voraus. Es dauerte etwa anderthalb Jahrzehnte, also über eine Wissenschaftlergeneration, bis sich die nächsten beiden Frauen im öffentlichen Recht habilitierten, freilich beide in der Schweiz: Beatrice Weber-Dürler 1983 in Zürich und Diemut Majer 1984 in Bern.² Erst in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nahm die Zahl der Staatsrechtslehrerinnen allmählich zu.³ Zu Beginn des neuen Jahrtausends

machten Frauen etwa 4% der Staatsrechtslehrer aus, inzwischen ist die Zahl immerhin auf ca. 10% gestiegen.

Biographische Eckdaten

Ilse Staff, geb. Hupe, wurde am 16. Mai 1928 in Hannover geboren. Die Schule absolvierte sie in Hildesheim und Hannover; dort legte sie am 19. Februar 1947 die Reifeprüfung ab. Im Wintersemester 1947/48 begann sie in Würzburg mit dem Jurastudium und wechselte zum Sommersemester 1948 nach Frankfurt. Sie verbrachte 1948/49 ein Auslandsjahr in Pisa, einem Ort, zu dem sie oft zurückkehren sollte. Das Erste Juristische Staatsexamen bestand sie im Januar 1952, also noch im 9. Fachsemester, mit einer exzellenten Note. Zweieinhalb Jahre später wurde sie am 2. September 1954 durch die Rechtswissenschaftliche Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt promoviert.⁴ Das Thema ihrer Dissertation lautete: „Das Gnadenrecht“. Die Zweite Juristische Staatsprüfung legte sie am 6. Juli 1957 – wiederum mit einer ausgezeichneten Note – ab. Am Tag darauf heiratete sie Dr. Curt Staff, den Präsidenten des OLG Frankfurt.

In den folgenden Jahren sammelte sie praktische Erfahrungen: Sie war in der Rechtsabteilung des Hessischen Rundfunks tätig und nahm Anwaltsvertretungen wahr. Im Wintersemester 1964/65 begann ihre Lehrtätigkeit an der Abteilung für Erziehungswissenschaften an der Universität Frankfurt. Sie war als Oberstudienrätin im Hochschuldienst für die Fächer Jugendrecht, Schulrecht und bildungsphilosophische Propädeutik zuständig.

Ilse Staff gehörte zum Umfeld der Frankfurter Schule, insbesondere mit *Theodor W. Adorno* war sie

* Der Beitrag ist zuerst erschienen in: 100 Jahre Rechtswissenschaft in Frankfurt – Erfahrungen, Herausforderungen, Erwartungen, hrsg. vom Fachbereich Rechtswissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt am Main, Frankfurt: Verlag Vittorio Klostermann, 2014, S. 185 -200. Die Herausgeberinnen danken dem Verlag Vittorio Klostermann für die Genehmigung zur Wiederveröffentlichung.

1 Für die Bereitschaft zum Gespräch danke ich: Prof. Dr. Erhard Denninger, Prof. Dr. Bernhard Diestelkamp, Prof. Dr. Rainer Erd, Prof. Dr. Georg Falk, Prof. Dr. Sibylla Flügge, Prof. Dr. Günter Frankenberg, Prof. Dr. Dieter Grimm, Dr. Bertold Huber, Prof. Dr. Stefan Kadelbach, Prof. Dr. Klaus Lüderssen, Prof. Dr. Joachim Rückert, Dr. Bettina Schmaltz, Prof. Dr. Michael Stolleis, Staatssekretärin Dr. Margaretha Sudhof, Prof. Dr. Rudolf Wiethölter und Prof. Dr. Manfred Weiß.

2 In der Schweiz studierte auch die erste deutsche Juristin, Emily Kempin-Spyri, im Jahr 1884; ihr Leben erzählt der Roman von E. Hasler, *Die Wachsflügelfrau*, 1991.

3 1987: Gertrude Lübbecke-Wolff (Bielefeld); 1989: Lerke Osterloh (FU Berlin); 1992: Juliane Kokott (Heidelberg); 1994: Astrid Epiney (Mainz) und Regula Kägi-Diener (Basel); 1995: Monika Böhm (Gießen) und Katharina Gräfin von Schlieffen, geb. Sobota (Jena); 1996: Monika Jachmann (Regensburg) und Ulrike Davy (Wien); 1997: Dagmar Felix (Passau); 1998: Doris König (Kiel); 1999: Ute Sacksofsky (Bielefeld) und Viola Schmid (FU Berlin). Zum Vergleich: 1969 hatte die Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer insgesamt 173 Mitglieder (Stichtag 1.3.), 2000: 482 (Stichtag: 11.4.).

4 Nach heutiger Zählweise erfolgte die Promotion bereits am 26.5.1954, dem Tag der mündlichen Doktorprüfung.



Ilse Staffs Habilitationsschrift

eng befreundet. Sie war Teil eines links-liberalen, der Sozialdemokratie nahestehenden oder zugehörigen Kreises von Intellektuellen, die sich in den fünfziger und sechziger Jahren, also schon deutlich vor der Studentenbewegung, in Frankfurt gefunden hatten. *Georg-August Zinn* war von 1950 bis 1969 hessischer Ministerpräsident und errichtete in Hessen ein sozialdemokratisch geprägtes Gegenmodell zur Adenauer-Republik; dazu gehörte, dass er eine ganze Reihe von sozialdemokratisch geprägten Personen nach Hessen holte. Zum engen Freundeskreis von *Ilse Staff* zählten etwa *Ernst Schütte*, für zehn Jahre hessischer Kultusminister,⁵ und *Fritz Bauer*, der Frankfurter Staatsanwalt, der maßgeblich für die Auschwitz-Prozesse verantwortlich war. Auch *Helga Einsele*, die Strafrechtsreformerin und Leiterin der Frauenvollzugsanstalt in Frankfurt-Preungesheim, spielte eine wichtige Rolle.

Im Jahr 1969 erfolgte die Habilitation an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt zum Thema „Die Bundeskompetenz zur Wissenschaftsförderung in der Bundesrepublik Deutschland“; Erstbetreuer war Günther Jaenicke,

5 Ihm widmete sie ihre Habilitationsschrift: I. Staff, *Wissenschaftsförderung im Gesamtstaat*, 1971, 3.

das Zweitgutachten erstattete Hans-Jürgen Schlochauer.⁶ 1971 erhielt Ilse Staff eine H 3-Professur⁷ für Staats- und Verwaltungsrecht an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Bis zu ihrer Pensionierung im Oktober 1993 wirkte sie dort. Fast bis zum Ende ihrer Amtszeit blieb sie die einzige Professorin am Fachbereich, erst in ihrem letzten Semester bekam sie eine Kollegin.⁸ Über lange Jahre blieb sie auch nach ihrer Emeritierung noch publizistisch tätig.

Ilse Staff scheut nicht vor klaren Thesen zurück und kann dabei glänzend und witzig formulieren. Eine Kostprobe: Als die Staatsrechtslehrer 1986 über Ehe und Familie – mit überwiegend konservativer Ausrichtung – diskutierten, leitete sie ihren Beitrag mit einer Anekdote ein: „Die Ehefrau eines hohen geistlichen Würdenträgers in England beteiligte sich an einer Diskussion über das Scheidungsrecht; sie verteidigte mit Nachdruck das Prinzip der Unauflösbarkeit der Ehe. Gefragt, ob sie selbst in ihrer Ehe niemals an Scheidung gedacht habe, antwortete sie: „In den 40 Jahren meiner Ehe an Scheidung nie, an Mord oft“.“⁹

Die Themen

Ilse Staff verstand Rechtswissenschaftler nie als reine „Gesetzestechniker“ (so ihre Bezeichnung reiner Dogmatik)¹⁰. Stets interessierte sie sich für die sozialen Rahmenbedingungen und Hintergründe sowie die politischen Auswirkungen des Rechts. Sie ist keine Positivistin, die den Rang des geltenden Rechts absolut setzt, sondern plädiert entschieden dafür, dass ein „guter Richter“ Wertmaßstäbe besitzen müsse und auf keinen Fall „unpolitisch“ sein dürfe. Denn sie versteht Rechtsprechung und Rechts-

6 Publiziert als: I. Staff (Anm. 5).

7 Später: C3.

8 Lerke Osterloh kam zum Sommersemester 1993.

9 I. Staff, Redebeitrag, *VVDStRL* 45 (1987), 123. Ein weiteres Beispiel: In der Auseinandersetzung mit einem Aufsatz von E.-W. Böckenförde formuliert sie: „Daß dem Beitrag etwas Besonderes (und deshalb Erwähnenswertes) anhaften muß, ergibt sich bereits daraus, daß er – wie aus der Eingangsangemerkung folgt – die schriftliche Fassung eines Vortrages darstellt, den der Verfasser in Tokio, Amsterdam, Berlin, Sevilla und Warschau gehalten hat, ohne daß ihm dies offenbar je langweilig geworden wäre“, I. Staff, *Kompetenzerweiterung des Bundesverfassungsgerichts durch Böckenförde*, *KJ* 1999, 103.

10 I. Staff in einer Sendung des NDR zum Thema „Das Bild des deutschen Richters“, ausgestrahlt am 5. Oktober 1965.

anwendung als „politisches Wirken“ in dem Sinne, dass die gesellschaftliche Ordnung durch Rechtsprechung und Rechtsanwendung mitbestimmt wird.¹¹

Ilse Staffs Interessengebiete sind zahlreich und nicht auf rein Juristisches beschränkt. Beispielsweise gab sie den 1843 erstmals veröffentlichten Roman „Dies Buch gehört dem König“ von *Bettine v. Arnim*¹² heraus und führte in den historischen Hintergrund, die sozialen Konflikte und die darin behandelten Rechtsfragen ein.¹³ Auch der Archäologie und der antiken Geschichte widmete *Ilse Staff* viel Aufmerksamkeit; viele Reisen, insbesondere in den Vorderen Orient, zeugen davon. Ihre – zusammen mit ihrem Mann aufgebaute – Bibliothek ist umfangreich und liegt ihr sehr am Herzen.

In ihrem juristischen Werk kommen ihre (politischen) Wertmaßstäbe in der Wahl der Themen wie auch in den inhaltlichen Positionen deutlich zum Tragen.

Ilse Staff ist überzeugte Demokratin. Gerade die Kommunikationsgrundrechte spielen in ihren Arbeiten eine wichtige Rolle, und sie setzt sich entschieden für ein rechtsstaatlich-liberales Verständnis der Grundrechte ein. So kritisierte sie beispielsweise¹⁴ eine Überhöhung der Sicherheit auf Kosten der Freiheit,¹⁵ und plädierte in der Medienöffentlichkeit

gegen die Änderung des Asylgrundrechts.¹⁶ Ihr Engagement für Grundrechte ging dabei über die bloße wissenschaftliche Begleitung hinaus: Sie übernahm selbst Strafverteidigungen für politisch aktive Studierende.

Bildung war ein anderes wichtiges Themenfeld für *Ilse Staff* – in mehreren Facetten: als juristisches Thema und im Interesse der Vermittlung. Vor allem in den sechziger Jahren, also in der Zeit, in der sie in der Lehrerbildung tätig war, behandeln eine Reihe ihrer juristischen Schriften Fragen des Bildungs- und Wissenschaftsrechts; Themen waren etwa: Wissenschaftsförderung¹⁷, das Grundrecht auf Bildung¹⁸ oder das Hochschulgesetz.¹⁹ Die andere Seite, die Vermittlung von Bildung, zeigte sich nicht nur in ihrem Engagement in der Lehre. Ehemalige Studierende berichten, wie sie die Studierenden direkt ansprach und klar formulierte, statt in abgehobene Schwafeleien zu verfallen. Das Bemühen, Studierenden Zugang zu verschaffen, zeigte sich auch im Verfassen von Lehrbüchern: ein schmaler Band zum Verfassungsrecht²⁰ und – deutlich gewichtiger – ein Grundkurs zur Staatslehre²¹, der die Entwicklung vom Mittelalter bis zur Weimarer Republik umfasst. Gelungen ist in Letzterem vor allem auch das didaktische Konzept, da die Autorin vor der Besprechung der Staatsphilosophen für jede Phase zunächst in die historischen Hintergründe einschließlich der wirtschaftlich-sozialen und der verfassungsgeschichtlichen Entwicklung einführt. Erwähnenswert ist darüber hinaus – ganz im Sinne einer sozialdemokratischen Bewegung zur Volksbildung – ein Büchlein zur „Rechtskunde für junge Menschen“, das die zentralen Fragen für Jugendliche gut verständlich aufbereitet.²²

Neben diesen – durchaus wichtigen – Aspekten ist das *œuvre* von *Ilse Staff* vor allem durch drei große Themen geprägt.

11 I. Staff (Anm. 10).

12 Bettine v. Arnim war 1785 in Frankfurt geboren worden. Sie war die Schwester von Clemens von Brentano, verheiratet mit Achim von Arnim und Schwägerin von Friedrich Carl von Savigny. Sie hatte enge Beziehungen zu Goethes Mutter, Catharina Elisabeth Goethe, die als Hauptfigur in dem Buch auftritt.

13 I. Staff, Einführung zu B. v. Arnim, Dies Buch gehört dem König. Herausgegeben von I. Staff, 1982, 9 ff.

14 Siehe auch die sehr differenzierte Analyse der grundrechtlichen Anforderungen an den Umgang mit den Stasi-Unterlagen, die auch die schützenswerten Positionen der (mutmaßlichen) Stasi-Mitarbeiter berücksichtigt: I. Staff, Wiedervereinigung unter Rechtsgesetzen. Ein Beitrag zur Verfassungskonformität des Stasi-Unterlagen-Gesetzes, ZRP 1992, 462 ff.; I. Staff, Zur Forschungs- und Medienfreiheit im Hinblick auf Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes, ZRP 1993, 46 ff.

15 Siehe z.B. I. Staff, Öffentlichkeit als Verfassungsprinzip, ZRP 1992, 384 ff. (zu Datenerhebungs- und Datenverwendungsbefugnissen der Polizeibehörden); I. Staff, Anmerkung zu BVerfG-K vom 29.9.1997 – 2 BvR 1676/97, JZ 1998, 406 f. (zu sitzungspolizeilichen Anordnungen gegenüber Verteidigern); I. Staff, Sicherheitsrisiko durch Gesetz. Anmerkung zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum G 10-Gesetz, KJ 1999, 586 ff.

16 I. Staff, Das Asylrecht kann die Wanderungsbewegungen nicht steuern, Frankfurter Rundschau vom 10.2.1993.

17 I. Staff (Anm. 5); siehe auch: I. Staff, Neue Perspektiven der Bildungsplanung? Ein Beitrag zum Zwischenbericht der Enquete-Kommission für Fragen der Verfassungsreform, DöV 1973, 725 ff.

18 I. Staff, Das Grundrecht auf Bildung, in: H.-J. Heydorn u.a. (Hrsg.), Bildung und Konfessionalität, 1967, 109 ff.

19 I. Staff, Das Hessische Hochschulgesetz. Kommentar, 1967.

20 I. Staff, Verfassungsrecht, 1976.

21 I. Staff, Lehren vom Staat, 1981.

22 I. Staff, Rechtskunde für junge Menschen, 1979.

I. Nationalsozialismus und Recht

Ilse Staff war eine der allerersten, die sich in der Rechtswissenschaft mit dem Nationalsozialismus beschäftigten. 1964, also bereits vier Jahre vor Rütthers Schrift „Unbegrenzte Auslegung“,²³ erschien „Justiz im Dritten Reich. Eine Dokumentation“. *Ilse Staff* wollte „den Anteil der deutschen Juristen an der Tyrannei der Nationalsozialisten zeigen“.²⁴ Dabei hatte sie unglaubliche und zahlreiche Dokumente zusammengetragen: Neben Urteilen und Gesetzen zitierte sie aus Briefen von Richtern, Erlassen und Schriftverkehr amtlicher Stellen. Dabei war ihr wichtig, nicht nur Extrem-Urteile von Sondergerichten zu dokumentieren, obwohl sie auch diese selbstverständlich in ihre Dokumentation aufnahm. Es ging *Ilse Staff* vor allem aber darum zu zeigen, wie sehr Richter auch in „normalen“, kleinen Fällen Recht im Sinne der Nationalsozialisten sprachen, Auslegungsspielräume im nationalsozialistischen Sinne nutzten oder zum nationalsozialistisch gewünschten Ergebnis kamen, obwohl normale Dogmatik ein anderes Ergebnis verlangt hätte. So dokumentiert sie beispielsweise die Entscheidung eines Amtsgerichts, in dem die Klage eines Juden auf Zahlung des Kaufpreises für den Verkauf einer Kuh abgewiesen wurde mit der Begründung, Verträge zwischen Juden und „Ariern“ seien sittenwidrig und damit nach § 138 BGB nichtig.²⁵ Hätte man *Staffs* Buch aufmerksamer rezipiert, hätte die verbreitete Behauptung, die positivistische Ausrichtung hätte den Juristenstand gegenüber dem NS-Unrechts-Regime wehrlos gemacht, schon sehr viel früher als widerlegt angesehen werden müssen.

Heute ist dies alles bekannt, doch 1964 war es Neuland – ein Neuland, in dem man sich Feinde machen konnte. Denn *Staff* hatte sich nicht auf „Justiz“ im engeren Sinne beschränkt. Ein ganzes Kapitel dokumentiert nationalsozialistisch orientierte Äußerungen von Professoren der Rechtswissenschaft,²⁶ darunter Staatsrechtslehrern wie *Ernst Forsthoff*, *Reinhard Höhn*, *Otto Koellreutter* und *Carl Schmitt*.²⁷

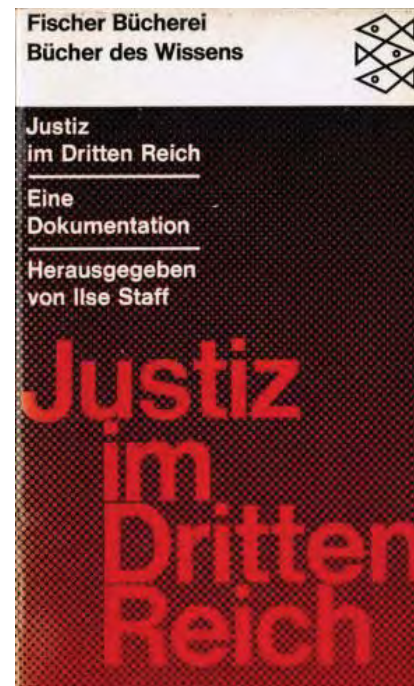
23 B. Rütthers, Die unbegrenzte Auslegung, 1968.

24 I. Staff, Justiz im Dritten Reich. Eine Dokumentation, 1964, 10.

25 I. Staff (Anm. 24), 177 f.

26 I. Staff (Anm. 24), 160 ff.

27 Während von den Genannten Schmitt, Höhn und Koellreutter – als zu eindeutig belastet – von der Vereinigung ausge-



Ilse Staffs Dokumentation über die „Justiz im Dritten Reich“

Dass *Ilse Staff* bei nicht wenigen deshalb als Nestbeschmutzerin galt, kann nicht überraschen und hat ihre Aufnahme in die Zunft sicherlich nicht erleichtert. In der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer herrschte kurz nach ihrer Wiedegründung 1949 die (unausgesprochene) Übereinkunft, nicht über die NS-Zeit zu sprechen;²⁸ die Vereinigung brauchte bis zum neuen Jahrtausend, um sich dem Thema der deutschen Staatsrechtslehre in der Zeit des Nationalsozialismus zu widmen.²⁹

Wie kam es nun aber, dass *Staff* in einer Zeit, in der die meisten Menschen die „dunklen Jahre“ vergessen wollten, den Satz „Was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein“ in Frage stellte? Vermutlich sind es drei Faktoren, die dazu beigetragen haben.

geschlossen blieben, hielt Forsthoff 1953 bereits einen Vortrag vor der Vereinigung: E. Forsthoff, Begriff und Wesen des sozialen Rechtsstaats, VVDStRL 12 (1954), 8.

28 M. Stolleis, Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland, Bd. IV, 2012, 84.

29 VVDStRL 60 (2001), 9 ff. mit Referaten von Horst Dreier und Walter Pauy.

Die NS-Zeit beschäftigte *Ilse Staff* stark und schon früh. Bereits als Schulkind erlebte sie die NS-Zeit mit den Verhaftungen ihr nahestehender Personen bewusst. *Ilse Staff* war entschieden darin, das Wegsehen und angebliche Nicht-Wissen anzuprangern: Wenn schon das Schulmädchen (*Ilse Staff* war bei Kriegsende 16 Jahre alt) den gelben Stern sehen konnte, wie konnten ihn dann die Erwachsenen übersehen?

Auch die Geschichte von *Ilse Staffs* Ehemann trug sicherlich dazu bei, dass sie sich mit der Nazi-Vergangenheit Deutschlands beschäftigte. *Curt Staff*, geboren am 4. Oktober 1901, war bereits 1919 der SPD beigetreten. Während seines Jura-Studiums war er Vorsitzender der sozialdemokratischen Studentenorganisation. Er galt schon bald als „sozialdemokratischer ‚Starjurist‘“³⁰ und wurde 1930 zum Landgerichtsrat in Braunschweig ernannt. Kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde er auf offener Straße zusammengeschlagen. Schon im Juni 1933 wurde er aus dem Justizdienst entlassen. 1935/36 war er für 14 Monate im KZ Dachau interniert. Nach dem Ende des Krieges wurde er zunächst zum braunschweigischen Generalstaatsanwalt ernannt, 1947 Senatspräsident beim Obersten Gerichtshof für die Britische Zone in Köln und 1951 OLG-Präsident in Frankfurt.

Schließlich war *Ilse Staff* eng befreundet mit *Fritz Bauer*.³¹ *Fritz Bauer*³² war der Frankfurter Generalstaatsanwalt, der vor allem für seine hartnäckige Verfolgung von NS-Straftätern bekannt geworden ist – in den fünfziger und sechziger Jahren, also in jener Zeit, als die meisten Deutschen von einer Aufarbeitung der Verbrechen des Nationalsozialismus nichts wissen wollten. Er war insbesondere verantwortlich für die Einleitung des ersten Auschwitz-Prozesses 1963. *Ilse Staff* würdigte ihn als einen

Kämpfer für Toleranz: „*Fritz Bauer* kämpfte gegen die Bosheit und für die leidende, die unterdrückte Menschheit“.³³

II. Weimarer Staatsrechtslehre

Ilse Staff interessierte sich immer für die Grundlagen des Rechts, insbesondere die Rechts- und Staatsphilosophie. Schon ihre Dissertation hatte einen rechtsphilosophisch-historischen Zugang, sie setzte sich mit dem Wandel des Begriffs der Gnade in verschiedenen Staatsformen auseinander.³⁴ Der Schwerpunkt ihrer rechtsphilosophisch-verfassungstheoretischen Beschäftigung lag aber eindeutig in der Auseinandersetzung mit Staatsrechtslehrern der Weimarer Republik, vor allem mit zwei Gegenspielern:³⁵ *Hermann Heller* und *Carl Schmitt*.

Ilse Staff war eine derjenigen, die für die bundesrepublikanische Rezeption *Hermann Hellers* eine wichtige Rolle spielten.³⁶ Über lange Jahre war die Rezeption der Weimarer Staatsrechtslehre in der Bundesrepublik von der Beschäftigung mit *Rudolf Smend* und *Carl Schmitt* dominiert gewesen.³⁷ *Ilse Staff* erinnerte demgegenüber immer wieder an die besondere Bedeutung *Hermann Hellers* als einem „der wenigen großen demokratischen Staatsrechtslehrer und Staatstheoretiker der Weimarer Zeit“³⁸ und gab zusammen mit *Christoph Müller* eine

33 I. Staff, In memoriam *Fritz Bauer*, in: *Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums*, 7. Jg. (1968), H. 27, 2857, 2858; s. auch: I. Staff, Überlegungen zum Staat als einer „Vereinigung einer Menge von Menschen unter Rechtsgesetzen“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 12 (1993), 1520 ff.

34 I. Staff, *Das Gnadenrecht*, diss. iur., Frankfurt 1954.

35 Diese beiden vertraten nicht nur wissenschaftlich unterschiedliche Positionen, sondern ihre unterschiedliche politische Ausrichtung zeigte sich im Prozess um den sog. „Preußenschlag“ im Jahr 1932, als *Heller* die preußische SPD-Landtagsfraktion und *Schmitt* die Reichsregierung vertrat: RGZ 138, Anhang S. 1ff.

36 Sie wehrt sich aber entschieden gegen die Deutung, *Heller* sei völlig unbeachtet geblieben, und verweist vor allem auf die Diskussion um den sozialen Rechtsstaat auf der Staatsrechtslehrtagung von 1954, I. Staff, Zur Rezeption *Hermann Hellers* in der Bundesrepublik Deutschland, ZRP 1993, 337.

37 M. Stolleis (Anm. 28), 200; vgl. auch die Beschreibung der Lagerbildung um *Smend* und *Schmitt* bei F. Günther, *Denken vom Staat her. Die bundesdeutsche Staatsrechtslehre zwischen Dezision und Integration 1949-1970*, 2004. In internationaler Perspektive wurden vor allem *Schmitt* und *Kelsen* rezipiert: I. Staff, Entscheidung für den sozialen Rechtsstaat, ZRP 1986, 22.

38 I. Staff, *Hermann Heller. Demokratische Staatsrechtslehre in der Weimarer Republik*, JuS 1984, 669.

30 T. Henne, *Curt Staff* zum 100. Geburtstag, NJW 2001, 1030, 1031; auf diesen Artikel stützen sich auch die weiteren Angaben.

31 In *Alexander Kluges* Beschreibung des Begräbnisses von *Fritz Bauer* kommt *Ilse Staff* als Organisatorin der Trauerfeier vor: A. Kluge, „Wer ein Wort des Trostes spricht, ist ein Verräter“. 48 Geschichten für *Fritz Bauer*, 2013, 8. *Irmutrad Wojak* berichtet, dass *Ilse Staff* die Gedenkrede bei der nicht offiziellen Trauerfeier gehalten habe: I. Wojak, *Fritz Bauer 1903-1968. Eine Biographie*, 2009, 460.

32 Zu *Fritz Bauer* siehe: I. Wojak (Anm. 31); R. Steinke, *Fritz Bauer. Oder Auschwitz vor Gericht*, 2013.

Gedächtnisschrift für *Hermann Heller* zu seinem 50. Todestag heraus.³⁹ *Hermann Heller* war Sozialdemokrat, und er war – auch das eine Verbindung zu *Ilse Staff* – vor seiner Vertreibung Professor in Frankfurt gewesen.⁴⁰ Als Quintessenz von *Hellers* Thesen zum „sozialen Rechtsstaat“ sieht *Staff* „die volle Berücksichtigung antagonistischer Interessen im demokratischen Verfahren zur Erreichung materieller Rechtsstaatlichkeit im Sinne einer gerechten Chancen- und Güterverteilung“.⁴¹ Sie betonte immer wieder die Aktualität der Staatstheorie von *Hermann Heller* und nutzte diesen theoretischen Ausgangspunkt, um etwa ihre Skepsis gegenüber der Wirtschafts- und Konjunktursteuerung nach Art. 109 Abs. 2 GG, eingeführt durch die Finanzreformen 1967 und 1969, zum Ausdruck zu bringen.⁴²

Carl Schmitt hingegen war der Feind. Durch seine Vorbereitung der nationalsozialistischen Machtübernahme und insbesondere seinen Beitrag zu einer nationalsozialistischen Staatslehre – er war einer der Kronjuristen des Regimes⁴³ – war *Carl Schmitt* von vornherein verdächtig. Entgegen einer Lesart von *Carl Schmitt*, die versuchte, ihn demokratisch zu wenden, stellte *Staff* die antidemokratischen, totalitären Ansätze in *Schmitts* Denken deutlich heraus: „Wenn Schmitt seine Säkularisierungsthese, seine Einordnung des Staatsrechts als ‚Politische Theologie‘ beharrlich aufrecht erhält, so besagt das angesichts seiner Staatstheorie nichts weiter, als daß es um einen der ... Versuche geht, staatlicherseits Einheit zu erzwingen und mit Hilfe sog. absoluter Werte der christlichen (aber nicht nur christlichen) Idee der unverwechselbaren Persönlichkeit eines jeden Menschen Gewalt anzutun. Das mag man Politik nennen,

mit Theologie hat es nichts zu tun.“⁴⁴

III. Italien

Es gibt wohl niemanden in der deutschen Staatsrechtslehre, der sich so intensiv mit der italienischen Staatsrechtslehre befasst hat wie *Ilse Staff*. Sie hatte das Land (spätestens) 1948 kennengelernt, als sie ein Jahr in Pisa studierte. Schon das war ungewöhnlich, denn die Auslands-Mobilität der Studierenden war Ende der 1940er Jahre nicht sehr ausgeprägt. *Ilse Staff* spricht fließend italienisch. Sie verbrachte immer wieder Zeiten in Pisa und war lange als Fachbereichsbeauftragte für die beiden universitären Partnerschaften in Pisa verantwortlich. Sie diskutierte intensiv mit den italienischen Kollegen nicht nur in einem vergleichenden Kontext, wo sie für den deutschen Part zuständig gewesen wäre, sondern war in die inner-italienischen staatsrechtlichen Auseinandersetzungen involviert.⁴⁵ Ein großes Projekt befasste sich mit der Carl-Schmitt-Rezeption in Italien.⁴⁶ Immer wieder stellte *Staff* sich die Frage nach Parallelen und Unterschieden zwischen der Staatslehre im italienischen Faschismus und unter dem deutschen NS-Regime.⁴⁷

Ihr Engagement für Italien wurde mit einem Orden belohnt. Am 27. Dezember 1992 wurde *Ilse Staff* durch den italienischen Staatspräsidenten zum „Cavaliere dello Stato Italiano“ (im Rang eines „Ufficiale“ (Offizier)) ernannt.

39 C. Müller/ I. Staff (Hrsg.), *Der soziale Rechtsstaat. Gedächtnisschrift für Hermann Heller 1891-1933*, 1984; eine Auswahl der in diesem Band enthaltenen Beiträge findet sich in C. Müller/I. Staff (Hrsg.), *Staatslehre in der Weimarer Republik*, 1985.

40 Für ein ausführliches Portrait: I. Staff, *Hermann Heller*, in: B. Diestelkamp/M. Stolleis (Hrsg.), *Juristen an der Universität Frankfurt am Main*, 1989, 187 ff.

41 I. Staff, *Der soziale Rechtsstaat. Zur Aktualität der Staatstheorie Hermann Hellers*, in: C. Müller/ I. Staff (Hrsg.), *Der soziale Rechtsstaat. Gedächtnisschrift für Hermann Heller (1891-1933)*, 1984, 25 ff.

42 I. Staff (Anm. 41), 28 ff.

43 So etwa A. Koenen, *Der Fall Carl Schmitt. Sein Aufstieg zum „Kronjuristen des Dritten Reiches“*, 1995.

44 I. Staff, *Zum Begriff der Politischen Theologie bei Carl Schmitt*, in: G. Dilcher/I. Staff (Hrsg.), *Christentum und modernes Recht*, 1984, 182, 204 f. In strukturell ähnlicher Weise zeigt sie dies für die internationalrechtlichen Schriften Schmitts: I. Staff, *Der Nomos Europas. Anmerkungen zu Carl Schmitts Konzept einer Weltpolitik*, in: C. Gaitanides u.a. (Hrsg.), *Europa und seine Verfassung. FS Zuleeg*, 2005, 35, 45.

45 Siehe z.B. I. Staff, *Staatsdenken im Italien des 20. Jahrhunderts – Ein Beitrag zur Carl-Schmitt-Rezeption*, 1991; I. Staff, *Verfassungstheoretische Probleme in der demokratischen Republik Italien. Ein Beitrag zur Staatstheorie Constantino Mortatis*, *Der Staat* 35 (1996), 271 ff.; I. Staff, *Die öffentliche Verwaltung im totalitären System*, in: *Jahrbuch für europäische Verwaltungsgeschichte* 10 (1998), 49 ff.

46 I. Staff, *Staatsdenken im Italien des 20. Jahrhunderts – Ein Beitrag zur Carl-Schmitt-Rezeption*, 1991; I. Staff, *Zur Rezeption totalitärer Staatstheorie in Italien*, *KritV* 1999, 444 ff.

47 F. Lanchester/I. Staff (Hrsg.), *Lo stato di diritto democratico dopo il fascismo ed il nazionalsocialismo. Demokratische Rechtsstaatlichkeit nach Ende von Faschismus und Nationalsozialismus*, 1999.

Eine (un-)typische Frauenbiographie?

Ilse Staff war die allererste Frau in Deutschland, die es zur Staatsrechtslehrerin brachte. Bis dies möglich wurde, waren viele Hindernisse zu überwinden. Die Vorbehalte gegenüber der „wissenschaftlichen Befähigung“ von Frauen waren über Jahrhunderte so stark gewesen, dass man Frauen eine höhere Schulbildung ebenso wie ein Studium versagte; der Kampf um die Frauenbildung war daher ein zentrales Anliegen der Frauenbewegung im 19. Jahrhundert.⁴⁸ Auch der Weg für Frauen in die Rechtswissenschaft war ausgesprochen mühselig.⁴⁹ 1932 habilitierte sich als erste Rechtswissenschaftlerin *Magdalene Schoch*.⁵⁰ Bis zur Habilitation im öffentlichen Recht dauerte es noch weitere fast 40 Jahre. Dazu hat vermutlich beigetragen, dass Vorbehalte gegenüber Frauen im Staatsrecht noch tiefer verwurzelt waren als in anderen Gebieten der Rechtswissenschaft, handelte das Staatsrecht doch vom „Öffentlichen“, also von genau dem Bereich, der Frauen, die ins „Private“ verwiesen wurden, verschlossen war. Mit wie vielen Vorbehalten, Ausgrenzungen und wie viel Ablehnung wird *Ilse Staff*, deren Habilitation noch vor dem Beginn der zweiten Frauenbewegung erfolgte, zu kämpfen gehabt haben?

Die Genderforschung hat sich intensiv damit beschäftigt, welchen Hindernissen Wissenschaftlerinnen auf dem Weg in die Wissenschaft auch heute noch – Jahrzehnte später – typischerweise begegnen.⁵¹ Manches davon wird auch auf den Lebenslauf

48 Siehe z.B.: U. Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, 1990, 138 ff.; K. von Soden, Auf dem Weg in die Tempel der Wissenschaft. Zur Durchsetzung des Frauenstudiums im Wilhelminischen Deutschland, in: U. Gerhard (Hrsg.), Frauen in der Geschichte des Rechts, 1997, 617 ff.

49 Siehe insbesondere: Deutscher Juristinnenbund (Hrsg.), Juristinnen in Deutschland. Eine Dokumentation (1900-1989), 4. Aufl. 2003; S. Bajohr/K. Rödiger-Bajohr, Die Diskriminierung der Juristin in Deutschland bis 1945, KJ 1980, 39 ff.; M. Fabricius-Brand/S. Berghahn/K. Sudhölter, Juristinnen. Berichte, Fakten, Interviews, 1982; S. Flügge, Der lange Weg in die Gerichte, Streit 1984, 149 ff.; U. Rust (Hrsg.), Juristinnen an den Hochschulen. Frauenrecht in Lehre und Forschung, 1997; S. Hähnchen, Der Weg von Frauen in die juristischen Berufe – Rechtshistorisches zu einer gar nicht so lange zurückliegenden Entwicklung, in: Querelles 14 (2009), 273 ff.

50 Ausführlich zu frühen juristischen Habilitationen von Frauen: M. Röwekamp, Die ersten deutschen Juristinnen, 2011, 507 ff.

51 Siehe z.B.: G. Pfister, Anpassung, Widerstand, Resignation? Probleme und Perspektiven promovierender Frauen,

von *Ilse Staff* zutreffen. Aus gesundheitlichen Gründen stand *Ilse Staff* für ein persönliches Gespräch leider nicht zu Verfügung, und so können hier lediglich allgemeine Beobachtungen von außen präsentiert werden.

1. Es ist typisch für Lebensläufe von Frauen, dass sie ihr Berufsziel nicht auf direktem Wege erreichen, Unterbrechungen hinnehmen, Umwege gehen. Das lässt sich auch an *Ilse Staffs* Lebenslauf beobachten. Bis zur Promotion und dem Zweiten Examen war ihr beruflicher Weg zügig: 1957, 29 Jahre alt, war sie promoviert und hatte das Zweite Juristische Staatsexamen bestanden. Bis zum Abschluss ihrer Habilitation gingen dann aber 12 Jahre ins Land. Woran lag die Verzögerung? Statt beruflich „durchzustarten“, folgte eine Zeit der temporären beruflichen Beschäftigungen: kurze Tätigkeit beim HR, Anwaltsvertretungen. Sicherlich war – wie bei Frauen oft – das Private mitverantwortlich. *Ilse Staff* hatte geheiratet. Gerade erst war das (sog.) Gleichberechtigungsgesetz in Kraft getreten, welches das klar patriarchalische Ehe- und Familienrecht dem verfassungsrechtlichen Gebot der Gleichberechtigung von Männern und Frauen anpassen sollte. Aber auch in dieser neuen Fassung war die Haushaltsführung allein der Ehefrau überantwortet.⁵²

in: B. Clemens/S. Metz-Göckel/A. Neusel/B. Port (Hrsg.), Töchter der Alma Mater. Frauen in Berufs- und Hochschulforschung, 1986, 167 ff.; A. Wetterer, „Man marschiert als Frau auf Neuland“ – Über den schwierigen Weg der Frauen in die Wissenschaft, in: U. Gerhardt/Y. Schütze (Hrsg.), Frauensituation, 1988, 273 ff.; E. M. Geenen, Akademische Karrieren von Frauen an wissenschaftlichen Hochschulen, in: B. Kraus (Hrsg.), Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung: über verborgene Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, 2000, 83 ff.; I. Lind, Aufstieg oder Ausstieg? Karriereewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick, 2004; I. Lind/A. Löther, Chancen für Frauen in der Wissenschaft – eine Frage der Fachkultur?, in: revue suisse des sciences de l'education 29 (2007), 249 ff.; S. Metz-Göckel/P. Selent/R. Schürmann, Integration und Selektion. Dem Dropout von Wissenschaftlerinnen auf der Spur, in: Beiträge zur Hochschulforschung 32 (2010), 8 ff.; A. Majcher/A. Zimmer, Hochschule und Wissenschaft und –hindernisse für Frauen, in: R. Becker/B. Kortendiek (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, 3. Aufl. 2010, 705 ff.; F. Schubert/S. Engelage, Wie undicht ist die Pipeline? Wissenschaftskarrieren von promovierten Frauen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie & Sozialpsychologie 63 (2011), 431 ff.; A. Engels/T. Ruschenburg/S. Zuber, Chancengleichheit in der Spitzenforschung: Institutionelle Erneuerung der Forschung in der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder, in: T. Heinze/G. Krücken (Hrsg.), Institutionelle Erneuerungsfähigkeit der Forschung, 2012, 187 ff.

52 § 1356 Abs. 1 BGB i.d.F. v. 18. Juni 1957 (BGBl. I S. 609): „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie

Es ist kaum zu vermuten, dass dies im Haushalt von *Curt* und *Ilse Staff* anders war. *Ilse Staff* hatte damit einen zusätzlichen Pflichtenkreis, der männlichen Kollegen nicht einmal ansatzweise zufiel.

2. Selbst zu dem Zeitpunkt, als *Ilse Staff* anfang, sich wissenschaftlich zu betätigen, hatte sie nie eine Assistentenstelle bei den Juristen, sondern war im erziehungswissenschaftlichen Fachbereich beschäftigt. Dies mag daran gelegen haben, dass ihr eine solche Stelle nie angeboten wurde. Die Genderforschung zeigt, dass noch heute Frauen in der Wissenschaft deutlich seltener zu einer akademischen Karriere ermuntert werden oder Habilitationsangebote bekommen.⁵³

3. Wie es in akademischen Kreisen gelegentlich vorkommt, wurde *Ilse Staffs* Doktorvater später ihr Ehemann. Unter diesen Umständen konnte *Curt Staff* sie natürlich nicht auf dem weiteren wissenschaftlichen Weg begleiten, zumal er ohnedies lediglich Honorarprofessor an der Universität war. Damit aber stellte sich für *Ilse Staff* die in den 1960er Jahren sicherlich nicht einfache Frage, welcher Ordinarus sie fördern könnte.

4. Dass es zwischen Professoren-Kollegen Streit um Habilitationen gibt, kommt immer wieder vor. Bei der Habilitation *Ilse Staffs* waren es jedoch die nicht-habilitierten Assistenten, die sich ablehnend zu ihrer Habilitationsschrift äußerten – ein drastischer Hinweis auf ein feindseliges Umfeld. Es ist normalerweise kaum vorstellbar, dass jene, die noch vor einer bestimmten Prüfung stehen, sich aus eigenem Antrieb gegen eine Person aussprechen, die sich gerade in dieser Prüfung befindet.

5. Das Verhältnis zur Zunft der Staatsrechtslehrer kann nicht einfach gewesen sein. *Zacher* soll bei ihrer Vorstellung gesagt haben: „Sie steht auf wie ein Mann“. 15 Jahre lang war *Ilse Staff* der einzige weibliche Staatsrechtslehrer. Liest man die Diskussionsbeiträge der Tagungen der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer, trafen diese von

ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist“.

53 G. Pfister (Anm. 51), 167 ff.; E. M. Geenen (Anm. 51), 95 ff.; J. Allmendinger, Fördern und Fordern - was bringen Gleichstellungsmaßnahmen in Forschungseinrichtungen? Empirische Ergebnisse, in: A. Spellenberg (Hrsg.), Die Hälfte des Hörsaals: Frauen in Hochschule, Wissenschaft und Technik, 2005, 51 ff.; I. Lind/A. Löther (Anm. 51), 255 f.

„verehrte gnädige Frau“, vor allem dann, wenn man ihr widersprechen wollte.⁵⁴ Manche vermuten, dass *Ilse Staff* diese Sonderstellung als Solitär genossen haben könnte. Dies erscheint nicht ausgeschlossen, aber selbst wenn dem so gewesen wäre, dürfte es nicht die ganze Wahrheit gewesen sein. Denn dem steten und wiederholten Hinweis darauf, die einzige „Andere“ zu sein, wohnt ohne Zweifel auch ein ausgrenzender Aspekt inne, er weist auf die Fremdheit hin, und dürfte *Ilse Staff* das Gefühl verwehrt haben, einfach dazuzugehören: die Hochschule als „fremder Ort“ für Frauen.⁵⁵

6. Typisch für Frauen in der Wissenschaft ist ihre Marginalisierung, Wissenschaftlerinnen erhalten – wie Studien zeigen – geringere Anerkennung für ihre Leistungen.⁵⁶ Auch *Ilse Staff* blieben die „höchsten Würden“ der Anerkennung in der Wissenschaft versagt: Sie blieb auf einer C3-Stelle. Dies hatte zur Folge, dass sie nie das – zweifelhafte – Vergnügen hatte, Dekanin des Fachbereichs zu werden, und nie zum Staatsrechtslehrevortrag aufgefordert wurde. Ob sie das gekränkt hat?

Im politischen Raum wurden ihre Verdienste aber durchaus gewürdigt: Neben dem bereits erwähnten italienischen Orden wurde ihr am 8. Oktober 1996 das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.⁵⁷

Schlussbemerkung

Fragt man Menschen, die *Ilse Staff* gut kennen, nach einer Charakterisierung, so wird sie beschrieben als liebenswürdig, kommunikativ, lebenslustig, eigenwillig, schlagfertig, aufrecht, direkt, als eine Person, die sich nicht um die Meinung der anderen kümmert. Diese Eigenschaften werden ihr sicherlich dabei geholfen haben, den schwierigen Weg in die Wissenschaft einzuschlagen und als erste deutsche Staatsrechtslehrerin Neuland zu betreten.

Der Fachbereich Rechtswissenschaft der Goethe-Universität kann stolz darauf sein, dass *Ilse Staff* als

54 Siehe z.B. J.-H. Kaiser, Redebeitrag, in: VVDStRL 40 (1982), 126.

55 A. Wetterer (Anm. 51), 279 ff.

56 C. Wenneras/A. Wold, Vetterwirtschaft und Sexismus im Gutachterwesen, in: B. Kraus (Hrsg.), Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung: über verborgene Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, 2000, 107 ff.; Majcher/Zimmer (Anm. 51), 708.

57 BAnz. Nr. 57 vom 22. März 1997, 3771.

Wegbereiterin ihm angehört. Inzwischen lehren sieben Professorinnen und eine Juniorprofessorin am Fachbereich.⁵⁸ Ein ehemaliger Student postete auf Twitter ein Bild von *Ilse Staff*, nachdem er sie im Fernsehen in einer Sendung über Fritz Bauer gesehen hatte: „eine besondere Frau“.⁵⁹ Wie wahr!

58 Bei insgesamt 33 Professuren und 2 Juniorprofessuren.

59 https://twitter.com/Bingo_Berlin/status/427573146837733377 (letzter Zugriff: 02.06.2014).

CHRISTINE VON OERTZEN

Pionierinnen der Vernetzung: Frauen und Wissenschaft aus transnationaler Perspektive, 1923-1945

Im Juli 1923 erschien in der Zeitschrift *Die Frau* eine kurze Notiz, die darüber informierte, dass sich einige Akademikerinnen zu einer vorläufig noch losen „Vereinigung akademischer Frauen Frankfurts“ zusammengeschlossen hätten. Ziel der Gruppe sei es, „der Erhaltung und Stärkung des Einflusses der Akademikerinnen im öffentlichen Leben Deutschlands“ zu dienen. Die Vereinigung wolle zunächst versuchen, die weiblichen Akademiker aller Disziplinen in Frankfurt und Umgebung zu mobilisieren. Wie sich der Aufgabenkreis der jetzt noch kleinen Vereinigung in Zukunft gestalten werde, hänge „von der Entwicklung der Akademikerinnenbewegung im ganzen Reiche“ ab.¹ Unterzeichnet war die Notiz von der Nationalökonomin Rosa Kempf als „vorläufige Vorsitzende“ und der Dermatologin Claire Haas, die als Schriftführerin fungierte.²

Die kurze Notiz verweist auf den Beginn der Formierung eines historisch neuen, weiblichen akademischen Netzwerks, das in der Zwischenkriegszeit besondere Bedeutung gewann – und zwar nicht nur lokal oder regional, sondern auch national und vor allem international. Denn die Frankfurter Gruppe von Akademikerinnen, die sich im Juli 1923 auf Rosa Kempfs Initiative hin erstmals zusammenfand, war die deutsche Speerspitze einer transnationalen weiblichen akademischen Bewegung, die sich wenige Jahre zuvor in Großbritannien und den USA formiert hatte und seitdem rasant gewachsen war.



Organisatorischer Rahmen war die International Federation of University Women (IFUW). Noch zu Kriegszeiten konzipiert, trat diese Organisation 1919 an, um die weibliche Bildungselite der westlichen Welt durch ein dichtes Netz beruflicher und persönlicher Beziehungen zu einer kosmopolitischen Elite zusammenzuschmieden, die für Völkerverständigung und Friedenssicherung eintreten würde. Darüber hinaus war die IFUW bestrebt, die Berufschancen von Akademikerinnen in jedem Mitgliedsland zu verbessern und Wissenschaftlerinnen einen Platz in der zunehmend internationalisierten Forschung und den männlich verfassten Universitäten zu sichern. Dies schien den Gründerinnen der IFUW am ehesten durch ein weibliches Netzwerk

1 Vereinigung akademischer Frauen, in: *Die Frau* Juli 1923, S.319.

2 Zu Rosa Kempf, vgl. Elke Reining (2001), Rosa Kempf. Ihr Kampf für die Rechte der Frauen, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 64, S. 149-168; zu Claire Haas vgl. Dokumentation Ärztinnen im Kaiserreich, <http://geschichte.charite.de/aerztinnen/HTML/rec00433c1.html>. Zu den anderen in diesem Aufsatz genannten Mitgliedern der IFUW vgl. v. Oertzen, Datenbank Internationale Netzwerke von Akademikerinnen, <http://uwind.mpiwg-berlin.mpg.de/uwind/>

möglich, das bald über eigene, permanente Strukturen und Forschungsressourcen verfügte: Der Ausbau von Clubhäusern, die als wohlbekannte Orte internationaler und intellektueller Begegnung funktionierten, wie auch der Aufbau eines angesehenen internationalen Fellowship-Programms für Wissenschaftlerinnen gehören zu den erstaunlichen und wissenschafts- wie kulturhistorisch bedeutsamen, jedoch kaum mehr bekannten Erfolgen der IFUW in den 1920er Jahren (v. Oertzen, 2012, S. 59-108).

Inwiefern die deutschen Akademikerinnen sich für diese transnationale Initiative engagierten und von ihr profitierten, werde ich im Folgenden aus zwei verschiedenen Perspektiven nachzeichnen. Ich werde zunächst darlegen, wie die eingangs erwähnte Gründung der Frankfurter Akademikerinnengruppe sich einfügt in den Kontext einer Weimarer Akademikerinnenbewegung und deren Integration in die internationale, angloamerikanisch geprägte Organisation von university women. Im zweiten Teil erläutere ich, was der Bruch von 1933 für diese Bewegung und ihre Mitglieder bedeutete: auf nationaler und internationaler, aber auch auf persönlicher Ebene. Ich konzentriere mich hier auf diejenigen Akademikerinnen, die in Deutschland entlassen, ausgeschlossen und zur Emigration gezwungen wurden. Denn während der deutsche Verband die nationalsozialistische Gleichschaltung vollzog und 1936 aus der IFUW austrat, kamen die in den 1920er Jahren etablierten Ressourcen und internationalen Verbindungen der IFUW nur vor allem den Verfolgten zugute. Wie die akademische Fluchhilfe der IFUW im einzelnen aussehen konnte, werde ich am Werdegang der Frankfurter Bakteriologin Emmi Klieneberger im Detail ausleuchten, die 1930 als erste Frau an der Universität Frankfurt habilitiert wurde, und die nach ihrer Entlassung aus dem Frankfurter Hygiene-Institut 1933 nach Großbritannien emigrierte, wo sie mithilfe der IFUW ihre wissenschaftliche Laufbahn bruchlos fortsetzen konnte.

Die Weimarer Akademikerinnenbewegung

Die streitbare Nationalökonomin Rosa Kempf (Jg. 1874) war 49 Jahre alt und gerade von ihrem kurzen Interim als bayerische DDP-Politikerin nach Frankfurt zurückgekehrt, als sie 1923 mit der Gründung



Dr. Rosa Kempf, eine der Gründerinnen der ersten Frankfurter Akademikerinnengruppe

der Akademikerinnengruppe ein Zeichen setzte, das zu diesem Zeitpunkt in Deutschland noch durchaus zwiespältig beurteilt wurde. Denn als Vorbild einer solchen Gruppe, die erstmals explizit Hochschulabsolventinnen aller Disziplinen zusammenschloss und sich nicht berufsspezifischen, sondern gesamtgesellschaftlichen Zielen verpflichtete, diente die International Federation of University Women. Deren Gründerinnen reisten seit 1919 durch ganz Europa und warben für die nationale, Disziplinen übergreifende Organisation von Akademikerinnen. 1923 waren bereits über 20 solcher Nationalverbände entstanden. Durch persönliche Kontaktaufnahme von der IFUW aus gründeten sich Akademikerinnenverbände in Spanien und Frankreich, aber auch in Italien, den skandinavischen wie auch den neuen osteuropäischen Republiken formten sich nationale Organisationen, die dann der IFUW beitraten.

An der schnellen Konstituierung der IFUW wurde deutlich, dass an den Universitäten Europas und der USA seit den späten 1880er Jahren eine internationale weibliche akademische Elite herangewachsen war, die sich bislang jedoch nicht als solche definiert und zusammen geschlossen hatte. Die meisten Vertreterinnen dieser Gründergeneration hatten zumindest einige Zeit außerhalb ihres Heimatlandes

studiert, auch um institutionelle Zugangshürden im eigenen Land zu umgehen; sie teilten Erfahrungen, Werte und Ansichten. Eine allseitige gegenseitige Begeisterung und der Respekt füreinander erzeugten außerordentliche Synergieeffekte, die dem transnationalen Projekt große Dynamik und Anziehungskraft und damit eine Art Bewegungscharakter verliehen.

Die ehemaligen Mittelmächte und insbesondere Deutschland allerdings waren von dieser Dynamik bis 1923 ausgeschlossen geblieben. Ähnlich wie die großen Wissenschaftsorganisationen und die internationalen Akademien machte auch die IFUW um die einstigen Kriegsgegner einen großen Bogen. Diese Zurückhaltung von Seiten der IFUW hatte unter deutschen Akademikerinnen zu aufgeheizten Diskussionen darüber geführt, ob sie angesichts der „Siegerpolitik“ der Alliierten und des verhassten Versailler Vertrages einen Beitritt in die IFUW überhaupt erwägen oder statt dessen wie die Mehrheit der wissenschaftlichen Akademien und Hochschulen Deutschlands lieber in selbstgewählter Isolation verharren sollten. In diesen Debatten spiegelten sich die wissenschaftspolitischen Grabenkämpfe und nationalen akademischen Empfindlichkeiten wieder, welche die internationale Situation noch lange nach dem Ersten Weltkrieg kennzeichneten. (Rothbarth 1932; Fuchs 2002; Metzler 2002).

Rosa Kempfs Frankfurter Initiative war jedoch ein untrügliches Zeichen dafür, dass liberale Vertreterinnen der weiblichen Akademikerschaft in der Weimarer Republik ihre Haltung der selbstgewählten Isolation 1923 aufgaben und den wissenschaftlichen Internationalismus, wie die IFUW ihn vertrat, als Chance wahrnahmen. Dies war vor allem Akademikerinnen wie Rosa Kempf oder auch Gertrud Bäumer, Dorothee von Velsen und einigen liberal gesinnten Studentinnen zu verdanken, die in der Frauenbewegung aktiv waren und zu dieser Zeit bereits wieder regelmäßig die Kongresse der internationalen Frauenbewegungen besuchten. Das Ethos des Internationalismus hatte den Krieg dort unbeschadet überlebt als in der Wissenschaft. Mit viel diplomatischem Geschick ließ sich der Graben zwischen den deutschen Akademikerinnen und der IFUW auf diesem Weg ab 1923 Schritt für Schritt überbrücken.

Ebenso bedacht gingen die zunächst wenigen Verfechterinnen dieser Annäherung daran, ihre Kolleginnen und Mitstreiterinnen im eigenen Land von der Notwendigkeit eines Verbandes zu überzeugen, der nicht als akademischer Berufsverband, sondern als Zusammenschluss und Netzwerk aller weiblichen Hochschulabsolventinnen Deutschlands funktionieren sollte, auf nationaler Ebene wie auch vor Ort. (Bäumer 1923; v. Oertzen 2012, S. 141-144).

Die von der IFUW angestoßenen innerdeutschen Diskussionen darüber, wozu eine überfakultative Vereinigung von Akademikerinnen nutzen könnte, legt die tiefe Krise frei, in denen die weibliche Akademikerschaft und ihr studentischer Nachwuchs sich zu Beginn der Weimarer Republik befanden. Die zu Recht als fortschrittlicher Durchbruch ins Feld geführte Öffnung des wissenschaftlichen Lehrberufs für Frauen (Habilitation) oder deren Zulassung zum Richteramt, wie auch die erstmaligen, vereinzelt Berufenen von außerordentlichen Professorinnen, waren zweifellos wichtige Meilensteine für die Akzeptanz von Frauen in Universität und Profession. Sie täuschen jedoch zu leicht darüber hinweg, dass in der zeitgenössischen Wahrnehmung die Errungenschaften des Frauenstudiums aus der Kaiserzeit durch die existenzielle wirtschaftliche, politische und kulturelle Misere der frühen Weimarer Jahre ganz in Frage gestellt waren: Die Generation der wissenschaftlichen und professionellen Pionierinnen aus dem Kaiserreich, so lautete die Befürchtung, lief Gefahr, ohne Nachfolgerinnen zu bleiben. Denn das Frauenstudium habe sich seit seiner reichsweiten Einführung im Jahr 1908/9 nur oberflächlich an den deutschen Hochschulen verankern lassen. Die Studentinnen studierten unter erbärmlichen wirtschaftlichen Verhältnissen und in Ermangelung weiblicher Lehrer immer noch ohne Vorbilder und sozialen Rückhalt an der Universität. Ihre Zahl ging (bis 1925) kontinuierlich zurück; schlimmer aber noch: die Entstehung einer weiblichen akademischen Tradition, die Frauen in Hochschule und Profession würde heimisch werden lassen, sei ausgeblieben. Zwar gab es weibliche akademische Berufsverbände; aber eine Organisation, die sich ähnlich wie die amerikanische AAUW oder ihr britisches Pendant als allgemeine Standesorganisation und Netzwerk für die gesell-

schaftliche „Kulturgeltung“ der gesamten weiblichen Akademikerschaft einsetzte und zum Träger einer solchen Tradition werden konnte, existierte in Deutschland nicht. Die Gründung eines reichsweiten deutschen Akademikerinnenverbandes im Jahr 1926, der als akademischer Dachverband Frauen aller Professionen zusammenführte und seinen knapp 4000 Mitglieder damit den Zugang zur internationalen weiblichen akademischen Community erschloss, ist in erster Linie als erstaunliche und dynamische Kraftanstrengung akademischer Vertreterinnen der Weimarer Frauenbewegung zu sehen. Ihre Initiative zielte darauf ab, in Deutschland eine weibliche akademische Tradition zu etablieren, wie sie in Großbritannien und den USA seit dem späten 19. Jahrhundert existierte. Dies stellte die IFUW auf internationalem Parkett beeindruckend zur Schau. Dass sich auch die Wissenschaftlerinnen der deutschen Universitäten und Forschungsinstitute nun erstmals einen eigenen Verband gründeten und mehr oder weniger geschlossen dem DAB beitraten, ist hierbei besonders bemerkenswert. Denn anders als in den angloamerikanischen Staaten hatten sich die meisten Wissenschaftlerinnen in Deutschland bislang von der Frauenbewegung ferngehalten. Sie hatten sich als Einzelkämpferinnen unter ihren männlichen Kollegen an der Universität durchgesetzt und waren darauf bedacht gewesen, von ihrem „Frausein“ möglichst wenig Aufhebens zu machen; sich aus dieser Isolation zu lösen und erstmals auf weibliche Netzwerke zu setzen, zeigt ein tiefes Umdenken, das ebenfalls durch den internationalen Auftritt der IFUW und ihre wissenschaftspolitische Agenda in Gang gesetzt wurde. (v. Oertzen 2012, S. 161-166)

Die IFUW eröffnete deutschen Akademikerinnen demnach vielfältige Verbindungen ins Ausland, hatte jedoch auch im Lande selbst nachhaltige Wirkung. Die führenden Aktivistinnen des neuen Verbandes repräsentierten die gesamte weibliche Bildungselite der Weimarer Republik in beeindruckender Breite und führten ihr gesellschaftliches Gewicht vor Augen; vor allem aber schärften die Kontakte mit amerikanischen und britischen Kolleginnen das Bewusstsein deutscher Akademikerinnen, dass sie sich nachhaltiger um ihren studentischen Nachwuchs

kümmern mussten, wenn ihnen an der dauerhaften Verankerung einer weiblichen akademischen Tradition in Deutschland gelegen war. Welche Aktivitäten die Frankfurter Gruppe unter dem Vorsitz von Rosa Kempf in dieser Hinsicht entfaltete, ist noch nicht historisch erforscht; in Berlin setzte sich die örtliche Gruppe des Verbandes mit Erfolg für die Etablierung eines geräumigen Studentintagesheims gegenüber der Berliner Universität ein. Die nach Helene Lange benannte Einrichtung im Berliner Schloss wurde 1927 eröffnet und verschaffte weiblichen Studierenden erstmals einen Ort, an dem sie zwischen den Vorlesungen zusammenkommen, lernen, lesen, essen und ruhen konnten. Darüber hinaus bot es Gelegenheit zum intergenerationellen Austausch, der sich in der kurzen Blütezeit des Heims zwischen seiner Eröffnung 1927 und seiner vermutlichen Schließung im Frühjahr 1933 lebhaft entfaltete. Die allgemeinen politischen Entwicklungen am Ende der Weimarer Republik und die zunehmenden Spaltung innerhalb der Frauenbewegung wie auch der weiblichen Akademiker- und Studentenschaft konnten allerdings auch Initiativen wie diese nicht aufhalten. (Schaser 2000 u. 2006)

Emmy Klieneberger und die akademische Fluchhilfe der IFUW

Mit der Gründung des DAB und dessen Beitritt in die IFUW wurden deutsche Akademikerinnen als gesellschaftliche Kraft sichtbar; insbesondere für Wissenschaftlerinnen erschlossen sich international neue Möglichkeiten. Lise Meitner, Rhoda Erdmann und Elisabeth Altmann-Gottheiner engagierten sich im wissenschaftlichen Stipendienausschuss der IFUW, und viele andere nutzten die Reise- und Forschungsmöglichkeiten, welche das Netzwerk bot. Fünf deutsche Wissenschaftlerinnen erhielten zwischen 1926 und 1933 eine der begehrten Jahresförderungen der IFUW; die Meteorologin Luise Lammert aus Leipzig verbrachte dieses an der australische Ostküste; der Indologin Betty Heimann aus Halle und der Archäologin Margarethe Bieber aus Gießen forschten in England bzw. Italien.

Die Gleichschaltung des DAB am 18. Mai 1933 beendete das hoffnungsvoll begonnene Projekt deutscher Akademikerinnen, sich nach anglo-amerikani-

schem Modell neu zu definieren und zu vernetzen. Vor allem jüngere Mitglieder des DAB setzten darauf, den Verband unter nationalsozialistischem Vorzeichen weiterzuführen und zwangen den liberalen Vorstand zum Rücktritt. Der am 18. Mai 1933 neu gewählte Vorstand setzte die nationalsozialistischen Vorgaben ohne Zögern um. (v. Oertzen 2012, S. 188-193) Im Herbst 1933 folgten etliche Ortsgruppen den Anweisungen des DAB-Vorstandes, ihre jüdischen Mitglieder auszuschließen – nur von der Frankfurter Gruppe unter Rosa Kempfs Vorsitz ist explizit überliefert, diese Forderung durch Selbstauflösung boykottiert zu haben.¹ Zwischen der IFUW und dem deutschen Verband kam es wegen der antisemitischen Ausschlusspolitik des DAB zu Auseinandersetzungen, die 1936 zum Austritt der Deutschen aus dem internationalen Verbund führten. Unmittelbar darauf folgte die Auflösung des inzwischen zum „Reichsbund Deutscher Akademikerinnen“ umbenannten Verband und der Übernahme der verbliebenen Mitglieder in das Deutsche Frauenwerk. Wie sich die akademische Vernetzung von Akademikerinnen im nationalsozialistischen Deutschland weiter gestaltete, und innerhalb welcher Grenzen Erfolg auch für vereinzelt Wissenschaftlerinnen an den Universitäten und Forschungsinstituten im Dritten Reich möglich war, habe ich an anderer Stelle ausgeführt. (v. Oertzen 2012, S. 214-243) Hier möchte ich skizzieren, wie das internationale Netzwerk der IFUW auf die Verhältnisse in Deutschland reagierte, die sich insbesondere für die ehemaligen jüdischen Mitglieder des DAB zuspitzten, als sie vom deutschen Verband ausgeschlossen und vom Staat entlassen, verfolgt und zur Emigration gezwungen wurden.

Die holländische Botanikerin Johanna Westerdyk, die von 1932 bis 1936 die Präsidentschaft der IFUW innehatte, erklärte es bereits im Frühjahr 1933 zum wichtigsten Ziel des Verbandes, „to put into practice our principles and of helping our friends in need.“ (Westerdijk 1932) Die akademische Flucht- und Flüchtlingshilfe wurde fortan zu einem der wichtigsten Anliegen der IFUW. Von 1933 bis 1939 lag der

1 Elisabeth Schwarzhaupt an den Vorstand des DAB anlässlich des 30-jährigen Jubiläums der Wiedergründung in der Nachkriegszeit v. 26.11.1979, Barch Koblenz, N 1177, Nr. 81, o. P.

Schwerpunkt der Aktivitäten in den Händen der British Federation of University Women (BFUW) und konzentrierte sich in London und dem dortigen internationalen Gästehaus des britischen Verbandes, Crosby Hall genannt. Umfangreiche Korrespondenzen mit über 500 verfolgten Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen, die im Archiv der BFUW erhalten sind und in der Women's Library in der London School of Economics verwahrt werden, zeugen von diesen Rettungsaktivitäten. Die Unterlagen gestatten es, individuellen Entscheidungsprozessen von Akademikerinnen, ob, wie, wann und wohin sie emigrieren sollten, detailliert nachzuzeichnen. Sie erlauben auch, Lebenswege und Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen nachzuverfolgen, die aus deutscher Perspektive einfach abbrechen und im Nichts verschwinden.

Ich möchte abschließend darlegen, wie die Frankfurter Bakteriologin Emmy Klieneberger auf die Zumutungen der nationalsozialistischen Ausschlußpolitik reagierte und welche Rolle die in den 1920er Jahren über die IFUW gewachsenen transnationalen Verbindungen spielten, dass sie trotz ihrer Zwangsemigration im Jahr 1933 nahtlos an ihre Frankfurter Karriere anschließen konnte. Ihren Erinnerungen zufolge beschäftigte sich Emmy Klieneberger bereits im März 1933 mit dem Gedanken an Auswanderung, noch bevor die Entlassungswelle jüdischer Professoren einsetzte. Sie hätte „in den ersten Hitler-Wochen gern gleich das Land verlassen. Ich war immerhin erst 41 Jahre alt, und meine Arbeit war mein Lebensinhalt, und ich wusste, dass ich in Deutschland nicht weiter arbeiten konnte.“ Der letzte demokratisch gewählte DAB-Vorstand stand mit einigen von Entlassung und Ausschluss bedrohten jüdischen Mitgliedern über solche Fragen offenbar in enger Verbindung. Klieneberger jedenfalls nahm sich im Frühjahr 1933 in Frankfurt Urlaub und reiste „zur Beratung mit älteren Mitgliedern dieses Bundes ... auf eine Woche nach Berlin“. Dort gab man ihr den Rat, „nicht fortzugehen, ehe ich entlassen war, da man mir im Ausland sonst nicht glauben würde, dass ich meinen Beruf in Deutschland nicht mehr ausüben könnte.“ (Klieneberger-Nobel 1977, S. 73 f.) Klieneberger befolgte den Rat des DAB-Vorstands – sie wartete ab, bis sie im August 1933 vom Frank-

furter Hygienischen Institut ohne Pension in den Ruhestand versetzt wurde und begab sich daraufhin umgehend nach London, um sich dort nach neuen beruflichen Möglichkeiten umzusehen. Obgleich sie bei ihrer Ankunft "keinen einzigen Menschen" kannte und lediglich über lose berufliche Kontakte verfügte, fand die Bakteriologin binnen kurzem Unterkunft, preiswerte Verpflegung und eine Möglichkeit, ihre Forschungen fortzusetzen. Der britische Academic Assistance Council vermittelte ihr die Aufnahme am Lister Institute for Preventive Medicine, wo Klieneberger ab Oktober 1933 einen Laborplatz zur Verfügung gestellt bekam. Ein Empfehlungsschreiben des DAB verhalf ihr zu einem Zimmer im internationalen Gästehaus der britischen Akademikerinnen, Crosby Hall. Die BFUW stellte ihr für Unterkunft und die tägliche Hauptmahlzeit einen stark verbilligten Tarif von 2 ½ Guineas in Rechnung. Die ersten Monate ihres Lebens in London konnte Klieneberger noch von ihrem Vermögen in Deutschland bestreiten. Als dies Anfang 1934 unmöglich wurde, sprach die BFUW der Bakteriologin eines ihrer durch Spenden ermöglichten drei neuen Fellowships für deutsche Wissenschaftlerinnen zu, mit dem Klieneberger in Crosby Hall bleiben und ihre Forschungen am Lister Institute fortsetzen konnte. Für das Jahr 1935 wurde Klieneberger eine weitere Jahresförderung des IFUW-Netzwerks zugesprochen, dieses Mal finanziert über ein internationales Fellowship der AAUW. (v. Oertzen 2012, S. 252) Auf diese Weise hatte Klieneberger für insgesamt zwei Jahre kostenfreie Unterkunft im Herzen Londons und ein kleines Einkommen für ihre Tätigkeit am Lister Institute for Preventive Medicine, das sie von Crosby Hall zu Fuß erreichen konnte. Ein erstklassiges Mikroskop und eine Leica Kamera hatte sich Klieneberger im Frühjahr 1934 von ihren restlichen Ersparnissen noch selbst bei Zeiss in Jena kaufen und nach England ausführen können. (Klieneberger 1977, S. 82 f. u. 102 f.)

Ihre Entlassung in Deutschland und die dadurch erzwungene Auswanderung erlebte Klieneberger als Schock. „Die Auswanderung selbst, das Fußfassen in einem neuen Land von hoher Zivilisation, die Erlernung einer neuen Sprache, die Anpassung an und das sich Einfühlen in eine andere Kultur“ er-

innerte sie hingegen als „große und beglückende Bereicherung.“ (Klieneberger-Nobel 1977, S. 80) Zu dieser positiven Erfahrung habe ihre Aufnahme in Crosby Hall entscheidend beigetragen. Es sei besonders reizvoll gewesen, gleich von Anfang an „in einer ganz englischen Umgebung zu leben und auch gut für die Fortschritte in der Sprache.“ In Crosby Hall schloss sie Freundschaften, die im Londoner Alltag eine wichtige Rolle spielten, als sie 1936 eine eigene Wohnung in Chelsea bezog. Klieneberger stellt in vieler Hinsicht zweifellos eine besonders glückliche Ausnahme unter den Emigrantinnen dar, weil sie Deutschland sehr früh verließ und ihr gleichzeitig mit der Aufnahme in Crosby Hall die nahtlose Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit gelang. Von 1935 bis 1962 war sie reguläre Mitarbeiterin des Lister Institute for Preventive Medicine und gelangte dort zu bahnbrechenden neuen Erkenntnissen über Bakterien und Mykoplasmen. (Lemcke und Collier 1986; Bleker und Schleiermacher 2000).

Schluss

Der Beitrag konzentrierte sich auf diejenigen Strategien, die Frauen in Wissenschaft und Beruf nach dem Ersten Weltkrieg außerhalb der Hochschule verfolgten, um ihrer Isolation innerhalb von Universität und Gesellschaft entgegenzuwirken: Frankfurter Akademikerinnen setzten dabei mit als erste auf ein Modell, das 1919 von Amerikanerinnen und Britinnen mit der Gründung der IFUW emphatisch propagiert wurde: Nämlich Grenzen und Disziplinen übergreifende weibliche akademische Netzwerke zu schaffen. Auf diese Weise, so war die Hoffnung, würden Akademikerinnen mit zur Völkerständigung beitragen und künftige Kriege verhindern helfen. Gleichzeitig diente ihr Zusammenschluß dem Fortkommen von Frauen in Wissenschaft und Beruf, damit diese mit ihren männlichen Kollegen auf Augenhöhe konkurrieren könnten. Diese doppelte Strategie von internationaler Verständigung und akademischer Berufspolitik setzte eine Dynamik in Gang, die in der Weimarer Republik mit der Gründung des DAB erstmals zu einem Gesamtzusammenschluss aller Akademikerinnen führte. Die kurze Blütezeit dieser „akademischen Frauenbewegung“ in der Weimarer Republik endete im Frühjahr 1933 mit

der nationalsozialistischen Machtergreifung. Dieser Umstand macht es schwer, die längerfristigen Wirkungen der von der IFUW angeregten Doppelstrategie in Deutschland zu ermessen. Fest steht aber, dass aus den Aktivitäten der Pionierinnen lokaler, nationaler und transnationaler Verständigung ein Netzwerk erwuchs, auf dessen Ressourcen Wissenschaftlerinnen wie die Frankfurter Bakteriologin Emmy Klieneberger ab 1933 jenseits von Familie, Verwandtschaft und engstem Kollegenkreis setzen konnten, um aus Deutschland zu fliehen und sich in der Emigration neu zu etablieren. Die pessimistische Bilanz des Exodus deutscher Akademikerinnen erfährt hier eine wichtige Korrektur.

Literatur

Bäumer, Gertrud, Die Not der geistigen Arbeiterin, in: Die Frau 30 (1923), H. 7, S. 204-210.

Bleker, Johanna u. Schleiermacher, Sabine (2000), Ärztinnen aus dem Kaiserreich. Lebensläufe einer Generation, Weinheim.

Fuchs, Eckhardt (2000), Wissenschaftsinternationalismus in Kriegs- und Krisenzeiten. Zur Rolle der USA bei der Reorganisation der internationalen ‚scientific community‘, 1914-1925, in: Jessen, Ralph u. Vogel, Jakob (Hg.), Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte, Frankfurt a. M., S. 263-284.

Klieneberger-Nobel, Emmy (1977), Pionierleistungen für die medizinische Mikrobiologie. Lebenserinnerungen, Stuttgart.

Metzler, Gabriele (2000), Internationale Wissenschaft und nationale Kultur. Deutsche Physiker in der internationalen Community, 1900-1960, Göttingen.

Oertzen, Christine v. (2012), Strategie Verständigung. Zur transnationalen Vernetzung von Akademikerinnen, Göttingen.

Oertzen, Christine v. (2012), Datenbank Zu den anderen in diesem Aufsatz genannten Mitgliedern der IFUW vgl. v. Oertzen, Datenbank Internationale Netzwerke von Akademikerinnen, <http://uwind.mpiwg-berlin.mpg.de/uwind/>

Elke Reining (2001), Rosa Kempf. Ihr Kampf für die Rechte der Frauen, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 64, S. 149-168.

Rothbarth, Margarethe (1932), Die deutschen Gelehrten und die internationalen Wissenschaftsorganisationen, in: Heinrich Konen u. Johann Peter Steffes (Hg.), Volkstum und Kulturpolitik. Eine Sammlung von Aufsätzen, gewidmet Georg Schreiber zum 50. Geburtstage, Köln, S. 143-157.

Schaser, Angelika (2006), Frauenbewegung in Deutschland 1848-1933, Darmstadt.

Schaser, Angelika (2000), Die „undankbaren“ Studentinnen. Studierende Frauen in der Weimarer Republik, in: Schulz, Günther (Hg.), Frauen auf dem Weg zur Elite. Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte, München, S. 97-116.

Johanna Westerdijk, Help the German University Women!, in: BFUW News Sheet 11 (1933), S. 4 f. und S. 11: Emmy Klieneberger-Nobel, Tilly Edinger und Ruth Moufang

Abbildungsnachweis

S. 11 Emmy Klieneberger-Nobel
Universitätsarchiv Frankfurt am Main

S. 12 Ruth Moufang (und Olga Taussky-Todd)
Bildarchiv des Mathematischen Forschungsinstituts
Oberwolfach

S. 13 Tilly Edinger (1. November 1930)
Urheber unbekannt; <http://trowelblazers.com/wp-content/uploads/2015/01/edingerglasses.jpg> (Version vom 1.11.2016)

S. 22 Lehrveranstaltungen des Fürsorgeseminars im Winterhalbjahr 1928/29
Aus: Universität Frankfurt a. M.: Verzeichnis der Vorlesungen Winterhalbjahr 1928/29, Frankfurt a.M.: Universitätsbuchhandlung Plazek & Bergmann 1928, S. 57; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 23 Klumkers Schrift zu Soziale Ausbildung und Hochschule
Aus: Christian Jasper Klumker, Hochschule und Soziale Ausbildung, Tübingen: J. C. B. Mohr 1929, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 24 Klumkers Einführung in das Fürsorgewesen
Aus: Christian Jasper Klumker, Fürsorgewesen. Einführung in das Verständnis der Armut und der Armenpflege, Leipzig: Quelle & Meyer 1918, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 26 Elisabeth Haupts Dissertation über Amalie Sieveking und Else Rathjes Dissertation über die Bedeutung von Kleingärten für Fürsorge und Erziehung
Aus: Elisabeth Haupt, Amalie Sieveking als Gründerin

des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege in Hamburg, Berlin-Spandau: Wichern-Verlag 1933, Titelblatt, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.; Else Rathje, Die Bedeutung der Kleingärten für Fürsorge und Erziehung, Frankfurt, Wirtsch.- und sozialwiss. Diss v. 1. März 1934, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 28 Schriftenreihe des Forschungsinstituts für Fürsorgewesen
Aus: Marie Zimmermann, Die Armen- und Arbeiterfrage in der Nationalökonomie der historischen Schule, Berlin: Heymann 1937, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 33 Emmy Wolffs Dissertation über den Jüdischen Mädchenclub
Emmy Wolff: Ein Mädchenklub und der Herkunftskreis seiner Mitglieder. ein Beitrag zum Problem der Erfassung schulentlassener weiblicher Jugend durch die Jugendpflege, Wirtsch.- und sozialwiss. Diss v. 18. März 1925, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 38: Henriette Fürths Autobiografie „Streifzüge durch das Land eines Lebens“
Aus: Henriette Fürth, Streifzüge durch das Land eines Lebens: Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin, 1861 - 1938, Wiesbaden: Komm. für die Geschichte der Juden in Hessen, 2010, Titelblatt; privat.

S. 45: Gisèle Freund, Paris 1974
Hans Puttnies - via OTRS, CC BY-SA 3.0 de, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=34075169>.

S. 46 Studentenausweis Gisela Freund
Universitätsarchiv Frankfurt a. M.

S. 48 Gisèle Freunds Dissertation
Aus: Gisèle Freund, *La photographie en France au dix-neuvième siècle : essai de sociologie et d'esthétique*, Paris: La Maison des amis des livres 1936, Titelblatt; privat

S. 52 Gisèle Freunds Fotoreportage über James Joyce
Gisèle Freund, *Drei Tage mit James Joyce*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, Titelblatt; privat.

S. 54: Straßenschild Gisèle-Freund-Platz, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Ulla Wischermann.

S. 56: „What do we really know about Herta Herzog?“, das erste Buch über die Soziologin und Kommunikationswissenschaftlerin Herta Herzog
Aus: Elisabeth Klaus/ Joseph Seethalter (Hg.): „What do we really know about Herta Herzog?“, Frankfurt a. M./ Bern/ Bruxelles/ New York/ Oxford/ Warszawa/ Wien: Lang 2016; <https://www.peterlang.com/cover/covers/9783653071740.jpg>.

S. 58: Hadley Cantrils Studie „The invasion from Mars“ an der Herta Herzog maßgeblich mitwirkte
Aus: Hadley Cantril *The invasion from Mars : a study in the psychology of panic ; with the complete script of the famous Orson Welles broadcast with assistance of Hazel & Herta Herzog*, Princeton: University Press 1940, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 68: Eleonore Sterling
Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M.

S. 72: Eleonore Sterlings Doktorarbeit
Aus: Eleonore Sterling, *Er ist wie du: aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815-1850)*, München: Kaiser 1956, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 88: Christine von Oertzen, *Strategie Verständigung. Zur transnationalen Vernetzung von Akademikerinnen; 1917-1955*, Göttingen: Wallstein 2012, Titelbild; privat.

S. 89: Rosa Kempf, eine der Gründerinnen der ersten Frankfurter Akademikerinnengruppe
Bayerischer Landtag, ZA01383, Dr. Rosa Kempf 1919.